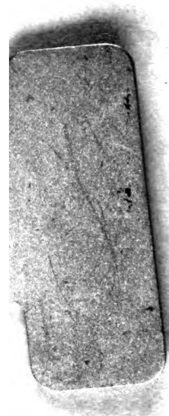






Hessische Blätter für Volkskunde

(begründet von Adolf Strack)

herausgegeben im Auftrage der hessischen Vereinigung für Volkskunde

von

Karl Helm

Band XVI - XVII
1917 - 1918

Leipzig
Verlag von B. G. Teubner
1917

Inhalt.

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Bücherschau.

Mitteilungen für die Flurnamensammlung.

Hessische Blätter für Volkskunde
Band XVI 1917

Brunnen und Wasserstellen in Oberhessen.

Von H. Weber, Reuters.

Ich bin einmal als einsamer Wanderer durch die großen Wälder südlich von Grebenau und Schwarz hingepilgert, durch all die Distrikte mit den seltsamen alten Namen, den Schirm, den Bärengraben, das Kanapee (da war um einen dicken Stamm eine runde Bank), das Zitters, die Distel, die Birken, den Ritterhänschens Schlag, durchs Gebrannte und durch den Bastwald. Der letzte dieser Waldteile, die „Ziegeseiche", ließ durch seine Kiefern endlich einmal freies Feld hindurchschimmern, ich gewahrte draußen Hecken und Wiesen und einzelne Feldbäume. Von rechts schauten auf der Höhe der „Saustallskuppe" Tausende von schwarzen ernsten Wachholderbüschen stolz auf den Waldrand nieder. Sie standen da wie steife, unbewegliche Männer. Die ganze Berghöhe schien ein Friedhof zu sein, ein Totenhof aus einer alten, vergangenen Zeit. Ein liebliches, stilles Tal öffnete sich hier am Waldrand. In ungestörter, breiter Ruhe lag es da. Hier gefiel mir's. Ich schritt ein Stück talabwärts, da erhob sich links die runde, hohe Kuppe des „Bühels", die Flanken und Schultern mit Aeckern und Hecken bekleidet. Siehe, da war auch in einer Wiese ein klarer Born. Ruhig und stät stand das kristallhelle Wasser in seinem grün umsäumten Becken und ließ den kiesigen Quellboden bunt heraufgrüßen. Der Durst hatte mich nicht umsonst so lange gequält. Jetzt geschah ihm Genüge. Das Wasser war kühl und war herrlich zu trinken.

Was wäre weiter noch über den Born zu sagen? Nichts. Darum weiter, an ihm vorbei.

Das Tal wurde breiter. Die Talsohle lag da, eben wie eine Tischplatte. Jetzt kam das Dorf. Eng zusammengedrängt standen die Häuser da, gerade als wollten sie sich nach außen hin abschließen, um sich nach innen desto fester und inniger zusammen zu scharen

um den schmucklosen Kirchturm, der zwischen den Dächern in die Höhe ragte. Es war Maar.

Als ich dann am Abend bei den Leuten in ihrer großen Bauernstube saß, es wurde gesprochen von dem und jenem, und die alte „Eller“ fing von dem Born, aus dem ich getrunken hatte, zu erzählen an, da machte ich doch große Augen und wünschte, ich säße noch einmal unter der dichten, grünen Hecke und könnte das klare Börnlein genauer betrachten und könnte seinem Murmeln lauschen, das mir so manches aus längst vergangenen Zeiten zu erzählen wüßte. Ein großes Schloß soll einst dort gestanden haben, wo jetzt die dicken Hecken stehen. Heute noch findet man an der Stelle behauene Mauersteine. Die sind, Gott weiß, wie alt! Vielleicht hat es damals noch gar kein Maar gegeben, oder es lag an einer anderen Stelle. Niemand kann auch wissen, ob die Quelle früher nicht noch viel stärker war. Wieviele Jahrhunderte wird sie nun schon ihr klares Wasser das Tal herunterschicken und wird die Wiesen des Grundes wässern? Wer weiß, was für Menschen schon an dem Börnchen Wasser getrunken haben, in den alten und in den späteren Zeiten! Sie alle, die an der Stelle sich letzten, sind — außer den wenigen unserer Tage — lange vergangen und vergessen. Aber Schätze mögen noch genug dort vergraben liegen, niemand hat noch danach gesucht. Vielleicht ist auch der richtige Mensch, für den sie bestimmt sind, noch nicht gekommen. Ihm werden sie einstens zufallen. Heute aber wird man am Börnchen andere Dinge gewahr. Wer zur richtigen Zeit und Stunde dort vorbei geht, der sieht die drei schlohweißen, stolzen Jungfern des Bornes, wie sie ihre weiße Wäsche in dem Bornloche waschen und dann die Leinentücher zum Trocknen auf die Nußhecken des „Nußkippels“ hängen. Es leben noch Leute im Dorf, die das gesehen haben. „Wir heißen den Born den Seileborn. Drüben im Dorf nennen sie ihn, weil er hinter der Bühelskuppe liegt, das Bühelsbörnchen. Es ist aber ein und derselbe Born, wir haben's einmal ausgemacht.“ — Zauberhaftes Licht liegt von dieser Stunde an für mich über den Born gebreitet, der in dem einsamen Waldtale seit ewigen Zeiten aus unergründlichen Tiefen emporquillt, Leben und Gedeihen spendend.

Warum ich eine so lange Geschichte erzähle? Ich will damit dartun, wie öde und leer und einförmig uns die Dinge der Welt erscheinen, wenn wir sie mit unseren unwissenden, oberflächlichen Augen betrachten, wie interessant, lebensvoll und wahrhaft schön

aber werden sie für uns, wenn wir sie mit den Dichteraugen des Volkes ansehen. Und ein Zweck dieser Arbeit soll es gewiß auch sein, den Leser empfinden zu lassen, wie das Volk über die Dinge seiner Umgebung dichtet und was es von ihnen zu erzählen weiß. Wer aber den ganzen, wunderbaren Zauber der Volksphantasie auf sich wirken lassen will, der muß zu den Dichtern selbst gehen, zum Volke, an die Quelle, wo die Poesie in tiefem und klarem Strome hervorsprudelt.

Eine bloße Aufzeichnung der Brunnen nach ihrer örtlichen Lage, wie sie die Karten des Generalstabs bieten, und nach ihrer Wasserstärke würde nur für denjenigen Interesse haben, der an die praktische Verwertung der Quellen denkt. Den Volkskundler interessieren andere Dinge. Ihn fesseln vor allem die mündlichen Ueberlieferungen, welche an die Wasserstellen anknüpfen, seien es nun Sagen oder bloße Vermutungen geschichtlicher und naturgeschichtlicher Art, Gebräuche oder Namen. Er sucht nicht das „Ding an sich", er sucht das Vorstellungsbild, das die Leute von ihren Brunnen in der Seele tragen.

Viele Namen der Brunnen sind sicher altes und ältestes Sprachgut. Schon in sehr frühen Urkunden, besonders in Grenzbeschreibungen, werden sie als wichtige Merkpunkte angegeben. Neben Bergen und Flußläufen sind gerade die Quellen wegen ihrer Unverrückbarkeit besonders gut zur Festlegung von Grenzen geeignet. Daß sie in den Grenzbeschreibungen häufig genannt werden, beweist uns, wie weit bekannt die Brunnen unter dem Volke der früheren Zeit waren. An ihnen vorbei wurden die breiten Höhenwege geführt, und die Fuhrleute nahmen unterwegs an dem Born nicht selten längeren Aufenthalt, um da zu rasten und die Pferde zu tränken und zu füttern. Lag der Brunnen im Tal, dann entstanden in seiner Nähe dauernde Siedelungen, Höfe und Dörfer. Später wurden die Leute durch die im Lande herrschende Unsicherheit, sowie durch andere Ursachen gezwungen, diese einzelgelegenen Ortschaften aufzugeben und sich zu größeren Gemeinden zusammenzuziehen. Häufig ist als einziger Rest dieser alten, längst vergangenen Siedelungen nur noch der ehemalige Ortsbrunnen vorhanden, und an die frühere Wohnstätte der Menschen erinnert nur noch sein Name (s. Herbstein, Gedern, Hopfgarten, Rainrod, Ober-Breidenbach 2c.) Wo einstmals geschwätzige Dirnen und Mägde sich über den Brunnenstein beugten, um die Eimer und Töpfe zu füllen, wo muntere Kinder sich tummelten und sich Sträuße von Gackel- und Glotz-

blumen brachen, da wächst heute in einförmiger Gleichmäßigkeit das Gras saftiger Wiesen, da geht die Sense des Mähers und tönt das Gerassel der Mähmaschinen. Oder auch es herrscht hier die tiefe Stille eines weltabgeschiedenen Waldgrundes, wo in verschwiegenen Stunden scheue Rehe und Hirsche zur Quelle niedersteigen:

Dort nieden in jenem Grunde
schwemmt sich ein Hirschlein fein.
Was führt es in seinem Munde?
Von Gold ein Ringelein.

So haben auch die Brunnen ihre Geschichte, und die ist länger als die Menschengeschichte, und wer das Murmeln des ewig aufquellenden Wassers verstehen könnte, der würde staunen, was es ihm alles zu erzählen wüßte.

Bäume, Häuser, Denkmäler, selbst Hünengräber und Steinwälle, was sind sie gegenüber den uralten Wasserstellen? Wer lockte in der Urzeit die Völker hin an ihre Wohnplätze und war ihnen Lebensquell und Nahrung? Die springenden Börner waren es. An ihrem grünen Bord erstanden die Hütten jener Wehrbergleute, welche die Ringwälle um die Berge zogen, um sich gegen räuberische Feinde zu schützen. Und wenn die Hütten niederbrannten oder niedergerissen wurden, dann erstanden bald neue, und wenn Menschengenerationen ausstarben, dann folgten andere, — der Brunnen und die Flur, sie waren das Bleibende in dem Wandel der Zeiten. Dieselben Brunnen waren es, die heute ausgeschachtet und auszementiert werden, um in stundenlanger Rohrleitung den ungeheuren Menschenmassen der Großstädte die Grundbedingung zum Leben zu schaffen. Und sollte einst eine Zeit kommen, wo die gewaltigen Wasserrohre in der Erde versumpft und verstopft sind und niemand da ist, der sie reinigt und instand setzt, dann werden wieder die Quellen der Tiefe wie vor langer Zeit ungebändigt und frei in die Höhe rauschen und werden einen Kranz von Blumen um ihre Ufer hervorzaubern. Menschen und Völker gehen an ihnen vorüber, sie aber bleiben, wie sie sind, und ewig steht ihr Mund offen, um aus dem dunklen Grunde der Erde die Lebensflüssigkeit zu spenden für die Natur ihrer Umgebung.

Nicht alle Brunnen haben heute noch einen Namen aufzuweisen. Viele besaßen wohl früher einen, verloren ihn aber im Laufe der Zeit, andere wurden wohl nie mit Namen genannt. So erklärt es sich, daß in manchen Dörfern meine Sammelarbeit eine sehr spärliche Ernte gebracht hat. Es gibt Gemeinden, die — wie

z. B. Reuters — keinen einzigen Brunnennamen in ihrer Gemarkung aufweisen. Auch hat die Zahl der Brunnen sehr abgenommen. Es gibt eine Menge von früheren, alten Bornbenennungen, die heute nur noch Flurnamen sind, während die Börner längst verschwunden sind. Es erübrigt sich, hier solche Beispiele anzuführen, da sie fast in allen Gemarkungen vorkommen. Wenn einmal die Flurnamensammlung des Großherzogtums Hessen vollendet sein wird, dann können mit geringer Mühe die Flurnamen, welche auf einen früheren Born hindeuten, zusammengestellt werden. „Bornwiesen" gibt es fast in jedem zweiten Dorfe, aber nicht immer findet sich ein Born in der Nähe. Auch „Bornrasen", „Bornrain" und ähnliche Namen kommen häufiger vor. Die Endungen -born und -bach sind oft zu Bestandteilen von bloßen Flurnamen geworden, sodaß deren ursprüngliche Bedeutung als Bach- oder Quellenname dem Volke garnicht mehr zum Bewußtsein kommt. Ein schönes Beispiel hierfür findet sich bei Kesselbach angegeben: Der Born, der dem Felde „Stoppelborn" seinen Namen gegeben hat, wird nicht einfach Stoppel**born** genannt, sondern er heißt: „Stoppel**borns-börnchen**".

Im allgemeinen ist die Benennung der Brunnen eine so mannigfaltige und abwechslungsreiche, daß ich mich hier darauf beschränken will, nur die Namen zu erwähnen, welche öfters vorkommen. Am meisten tritt einem der Name **Molkeborn** entgegen, und zwar vornehmlich im Vogelsberg. Ich fand ihn als Bornname in Bermutshain, Brauerschwend, Allmenrod, Hopfgarten, Ober-Gleen, Badenrod, Wahlen, Wirberg und zweimal vorkommend in Stockhausen. Als Erklärung dieses Namens wird vom Volke stets angegeben, das Wasser des betreffenden Borns sei trübe, molkig. — Der Name **Erlenborn** weist auf die Uferbäume des Brunnens hin. Man trifft ihn an in Gelnhaar, Homberg, Burkhardsfelden („Erlesborn") und Weickartshain. Aehnlich verhält es sich wohl mit den Namen Eich**born** (Bernsburg und Rainrod) und **Hollerborn** (Hain-Gründau, Grünberg und Ermenrod). Zwei **Lindenbörnchen** gibt es bei Dirlammen, einen **Buchenborn** bei Schlitz. Die Erklärung der Worte **Steinborn** (Großen-Linden, Schlitz, Ermenrod), sowie **Steinsweiher** (Gedern) liegt im Wort selbst, man hat dabei an die Steinplatten zu denken, welche den Born häufig zudecken, oder welche zum Einfassen dienen. — Ihrer Lage im sumpfigen Gelände verdanken die **Bruchbörner** (Otterbach, Storndorf und Heblos) ihren Namen. Der Brunnen im Ort heißt häufig

Dorfborn, auch Kreuzborn, wenn er wie in Großen-Linden an einem Straßenkreuz liegt. Ein Kreuzborn liegt auch in der Nähe von Ober-Gleen. Manchmal ist auch in den Bornnamen angedeutet, daß sich bei der Quelle Kohlenmeiler befanden: Köhlerborn (Schwarz und Meiches) und Kohlborn (Homberg). Sogar den Namen eines Köhlers nahm ein Born an, der Dahmersborn im Oberwald. An manchen Born knüpfen sich Erinnerungen an bestimmte Ereignisse (Kohlstocksborn bei Storndorf, Husarenborn bei Ober-Gleen), die oft anekdotenhaft werden, z. B. beim Weickartshainer Eselsborn, beim Homberger Erlenborn und bei dem Volksschwank vom Werngeser Walfisch. — Dem Schlitzerland eigentümlich ist die Benennung Sälzerborn. Sie soll aus der Zeit stammen, als noch die thüringischen Salzhändler ins Land kamen und an den Brunnen ihre Pferde und Esel tränkten. Eine andere Ursache hat der Name in Münzenberg und Nidda, wo er als Salzborn und Salzbach auftritt. Hier war der Salzgehalt des Wassers namengebend. —

Nicht selten wird auch der Geschmack des Wassers im Namen angedeutet. Eine Surbach gibt es bei Großen-Linden, einen Sauerborn bei Kirtorf und Maar. Man kann es häufig von den Leuten hören, wie sie den oder jenen Brunnen besonders „herausstreichen" und loben: „So gut wie der Born ist, gibts keinen mehr herüm und die düm". Als solche Börner seien genannt: der Rasenmüllersborn bei Wallersdorf, der Obborn in Obbornhofen, der Schwarzborn bei Schwarz, das Sälzerschbörnchen bei Udenhausen, der Bruchborn bei Storndorf, der Federborn bei Ober-Gleen, der Liebchesborn bei Kesselbach, der Sauerborn bei Maar, der Lembeschborn bei Hopfgarten, der Goldborn bei Homberg, der Münzborn bei Frischborn, der Eselsborn in Altenburg, der Kajeborn in Bieben, der Eckeborn in Ermenrod, der Weckborn bei Eifa. Wer könnte sie alle aufzählen. Andere Börner genießen sogar den Ruf, heilkräftig zu sein. So gibt es in Ulrichstein und Angersbach ein Gesundbörnchen, ebenso in Mittel-Seemen. Ihnen stehen aber gewiß an Güte nicht nach: der Eichborn bei Bernsburg, der Pfingstborn bei Hutzdorf, der Judenborn bei Assenheim, das Ziegelteichbörnchen bei Merlau, der Fettborn in Meiches, der Himmelborn bei Ober-Gleen, die Quelle des Roßbaches, der Mühlborn bei Schlechtenwegen und der Pfingstborn bei Schlitz. Von dem Schwarzenborn bei Heisters wird sogar

gesagt, daß er in schweren Krankheitsfällen als letztes Mittel gebraucht werde. Uebe sein Wasser keine günstige Wirkung auf den Kranken aus, dann sei alles Doktern vergebens.

Die befruchtende Kraft des Quellwassers, welche die Wiesen mit grünem Gras bedeckt und allerorts bunte Blumen hervorzaubert, führte an zwei Orten (Wildfrauborn bei Einartshausen und in Bimbach) zu dem Glauben, daß das Wasser des Borns unfruchtbaren Weibern Fruchtbarkeit verleihen könne[1]). Anderorts hat die Ueberzeugung von der wunderbaren Heilkaft des Bornes eine gewisse Scheu hervorgerufen, sich seines Wassers bei Krankheitsfällen zu bedienen. So heißt es in Vieben, daß Kranke, welche Wasser aus dem Glöckelborn trinken wollen, bald sterben werden. Derselbe Glaube besteht vom Ehlborn bei Gambach. Vielleicht hat man dessen Name mit der „letzten Oelung" volksetymologisch in Verbindung gesetzt.

Aber auch die dämonische Gewalt des Wassers, welche den Menschen hinunterzieht in die Tiefe und in den Tod, findet im Brunnenglauben ihren Ausdruck. Ueberall warnt man die Kinder, ja nicht zu nahe „bei das Wasser" zu gehen, sonst komme der Hakenmann, der im Wasser wohne, und ziehe sie hinunter zu sich. Drei Sagen sind erwähnt (Gießen, Friedberg und Fulda), in denen der Fluß oder der Brunnen zur bestimmten Zeit seine Opfer verlangt und unwillig wird, wenn sich keines findet.

Das Volk kennt nicht bloß gute und heilkräftige Börner, es kennt auch ungesunde und verderbliche Wasserstellen, aus denen zu trinken sich jeder hüten wird. Solche verrufene Brunnen sind: der Krockeborn bei Allmenrod (wer aus ihm trinkt, bekommt Grinder), der Schwarzeborn bei-Wallenrod, der Asselerborn bei Ober-Gleen, der Lenzenröder Born bei Rainrod, der Ensebrucher Born bei Eifa, der Nernborn und Gilleborn bei Dauernheim

[1]) Es ist im folgenden — außer einigen besonderen Fällen — vermieden, die zahlreichen Parallelen aller Art aus anderen Gegenden zusammenzustellen. Für alle mit den Quellen in Verbindung stehenden religiösen und abergläubischen Vorstellungen verweise ich auf die Darstellung K. Weinholds, „Die Verehrung der Quellen in Deutschland", Abhandlungen der Berliner Akademie, Berlin 1898, ferner auf das reiche Material bei Ad. Wuttke, „Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart", dritte Bearbeitung von E. H. Meyer, Berlin 1900 (besonders die Stichworte: Brunnen, Quellen, Wasser, Osterwasser u. ä.) Zu den Brunnensagen finden sich in jeder der benannten größeren Sagensammlungen Parallelen im ganzen deutschen Gebiet und darüber hinaus.

und der Zwirnbergsborn bei Engelrod. Vor fremdem Wasser (in anderen Dörfern) nimmt man sich überhaupt in acht. Man ist es nicht gewöhnt, darum verursacht es leicht Krankheiten, besonders „Friesel" (Hautausschlag), — so heißt es.

Auch der berühmte, Weisheit spendende Quell Odins, Mimir, hat einen Bruder in unserm Gebirg, allerdings einen geringeren und unbedeutenderen, das Hänschesbörnchen bei Vadenrod. Diejenigen, die aus ihm getrunken haben, werden besonderer Schlauheit gerühmt. „Die Vareröder", so heißt es, „die ho's deck henger de Uhen[1]) setze (d. h. sie sind schlau), sie ho aus dem Hänschesbonn getrunke". Die dem Born zugesprochene Kraft ist also nur ein symbolischer Ausdruck für den Charakter der Dorfbewohner.

Ein Brauch, der bis in die jetzige Zeit hinein noch überall geübt wurde, bestand darin, in der ersten Nacht der drei großen christlichen Feste, vor Sonnenaufgang, ein Krüglein Wasser stillschweigends zu holen und aufzubewahren Man mußte aber an ein fließendes Wasser, einen Brunnen oder Bach, gehen. Wer zuerst kam, bekam das beste. Wo es üblich war, in der Weihnacht den „Born" zu holen, da nannte man ihn „Christtau"; anderorts ging man in der Osterfrühe oder am Pfingstmorgen (Schlitzerland!) hinaus und schöpfte und nannte es dann „Oster- oder Pfingstwasser".

Es hieß auch, daß in dieser Nacht um zwölf Uhr alles fließende Wasser zu Wein würde. Eine alte Legende erzählt darüber folgendes: Es war einmal einer gewesen, der hatte das nicht geglaubt und hatte darüber gespottet. In der Osternacht hatte er geprahlt, er wolle es endlich doch einmal ausmachen, ob das dumme Gerede wahr sei. Er ging an den Bach, legte sich daneben und leckte von Zeit zu Zeit mit der Zunge im Wasser. Als er das eine Zeitlang so getrieben hatte, rief er: „Wird denn das Wasser nicht bald zu Wein?" Da antwortete ihm eine Stimme:

„Wird das Wasser zu Wein,
dann wirst Du meine sein."

Und im selben Augenblick hatte sich das Wasser in Wein verwandelt. Er aber lag da und war mausetot. So strafte Gott den Vorwitzigen.

Einen Gebrauch, der früher wohl allgemein geübt wurde, traf ich noch an einigen Orten an, den Gebrauch, ein Brunnentier im Born zu belassen. Im Bruchborn bei Storndorf soll eine Kröte sitzen, im Pettchborn in Ober-Breidenbach ein Krebs und

[1]) = Ohren.

in einem Born in Eichelshain eine Forelle. Dieses Tier soll den Brunnen rein halten, sonst schmeckt das Wasser nicht. Ja, es scheint, als wenn die Anwesenheit des Tieres selbst schon genüge, dem Born seine Güte zu verleihen.

Manchen Börnern wird nachgerühmt, daß sie sehr kalt seien, so dem Klingelborn bei Hopfgarten, dem Obborn bei Obbornhofen, dem Köhlersborn und Schwarzborn bei Schwarz, dem Zwirnbergsborn bei Engelrod. Den Namen Kalteborn findet man mehrfach, z. B. bei Udenhausen, sowie als Distriktsname im Schlitzer Wald.

Unter den vielen besonders wasserreichen Quellen seien genannt: der Breiteborn bei Engelrod, der Steinborn in Ermenrod, das Brenner Wasser bei Stockhausen, der Gold-, Landgrafen- und Michelsborn im Oberwald.

Andererseits gibt es auch Börner, welche zeitweise in regelmäßigen Pausen ihren Lauf aussetzen und dann vollständig trocken sind. Plötzlich stellt sich dann das Wasser wieder ein. Diese merkwürdige Eigenschaft besitzt der Gesundbrunnen in Mittel-Seemen. Er soll nur alle fünfzig Jahre fließen. Mit ebenfalls regelmäßigen, aber kürzeren Pausen unterbrechen ihren Lauf: der Herrenhagsborn bei Engelrod, der Gilleborn bei Dauernheim, der Petersborn im Oberwald.

Der Name Pfingstborn kommt wohl von dem schon erwähnten Brauche her, in der Pfingstnacht Wasser bei dem Born zu holen, das man aufhebt — es soll sich sehr lange halten — und gegen Augenkrankheiten verwendet. Der Name findet sich in Frau-Rombach, Crainfeld, Landenhausen, Queck, Hutzdorf u. Schlitz.

Es ist eigentümlich, wie gerne das Volk von der Tiefe [1]) seiner Brunnen redet. Die Bornlöcher draußen in den Wiesen sollen eine ungeheuere, grundlose Tiefe haben. Ein Wiesbaum reicht nicht hinunter, hundert Wagen voll Steine füllen das Loch nicht aus, einen Kirchtum könnte man hineinstellen, ohne daß man die Spitze herausgucken sähe, ja man will manchmal durch Zufall ausgemacht haben, daß ein Born gar mit einem anderen Born auf weite Entfernung hin unterirdisch verbunden sei, wie man es in Volkartshain und Storndorf erzählt. Ein sumpfiger Platz bei Rodheim b. N. soll gar seinen zweiten Ausgang in Holland haben. Sehr tiefe

[1]) Auch in anderen Gegenden. Für Schleswig-Holstein vergleiche man die dichterische Verwertung des Zuges in Theod. Storms Novelle, Ein Doppelgänger (sämtliche Werke, Bd. V, 151—221).

Börner liegen bei Zell, Eifa (Ensebrucher Born), Helpershain, Nieder-Florstadt (das Schiffloch) und Ober-Gleen (Husarenborn). Man verwarnt ganz besonders die Kinder vor diesen tiefen Wiesenbörnern, aber auch die Mäher und Heumacherinnen nähern sich ihnen mit großer Vorsicht, — denn die weiche und schwabbelnde Rasenschicht um den Rand des Bornes hat ein zu trügerisches Aussehen — um sich nicht der Gefahr auszusetzen, hinabgezogen zu werden in die grundlose Tiefe.

In dem unergründlichen, unsichtbaren Schoß des Bornes ruhen reiche und kostbare Kleinodien, die noch niemand heben konnte. Wer ein Auge dafür hat, der kann da, wo der Brunnen weniger tief ist, zwischen den runden Kieselsteinen die winzigen Körner gelben und roten Goldes liegen sehen. Solcher edlen Borne gibt es manche in unserem Lande. Warum würde man sie sonst mit den stolzen Namen Goldborn, Guldenbrun und Gilleborn nennen? Sie finden sich bei Volkartshain, Homberg, Hainchen, Feldkrücken, Dauernheim und Schlitz. Ein Goldbach fließt bei Hopfgarten, und Goldwiesen gibt es bei Gambach und im Oberwald.

Nicht minder häufig als der Name Goldborn kommt — um bei den Farbenbezeichnungen zu bleiben — der Name Schwarzborn vor. Ob er von der dunklen Farbe des Wassers oder von dem schwarzen Boden herkommt oder von den „schwarzen Beeren" (Heidelbeeren), die bei manchem dieser Börner (z. B. bei Schwarz) wachsen, wer kann das wissen. Schwarzbörner gibt es bei Gelnhaar, Heisters, Bergheim, Schwarz, Wallenrod und Ufenborn.

Zahlreich wie die Goldbörner sind die Quellen, in denen Glocken versenkt liegen seit uralten Zeiten. Entweder liegen sie tief unten auf dem Grunde oder unter dicken Steinen, die niemand „lüften" kann, wie im Lenzenröder Born bei Rainrod. Auch haben schon mancherorts die Säue eine Glocke aus dem Boden gewühlt,[1]) die hängt dann heute wieder in dieser oder jener Kirche und läutet nun wieder wie ehedem. So geschah es z. B. beim Fließenborn unweit Storndorfs. In dem Bernsburger Glockenborn fand man eine Glocke, die kam nach Neustadt, wo sie noch hängen soll. Solcher Glockenbörner gibt es noch bei Helpers-

[1]) Auch diese Glockensagen sind allgemein verbreitet. Aus Hessen besitzen wir in unserem Archiv eine größere Anzahl von Aufzeichnungen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß den Sagen z. T. ein wirkliches Vorkommnis zu Grunde liegt, da gewiß in kriegerischen Zeiten einzelne Glocken vergraben worden sind, und vielleicht nur durch einen Zufall viel später wieder aufgefunden wurden.

hain, Ober-Gleen, Wernges und Bieben (Glöckelborn). Die Glocken sollen meistens von den ausgegangenen Dörfern herrühren, die in alten Zeiten einmal bei dem Born lagen. Ein Glockentümpel befindet sich zwischen Altenburg und Hopfgarten in der Schwalm. In ihm versanken die Glocken von Nieder-Hopfgarten.

Mit dieser Liste sind die Benennungen unserer heimischen Börner nicht etwa erschöpft, sondern ich habe nur die gewöhnlichsten, die am häufigsten vorkommenden Namen angeführt. Wie außerordentlich mannigfaltig die Bornnamen sind, davon kann sich jeder überzeugen, der einen Blick in die eigentliche Zusammenstellung der Namen wirft. Was hat da nicht alles namengebend gewirkt! Eigennamen, Walddistrikte, Backhäuser, Kirchhöfe, Weiden, Kirchen, Schulen, Mühlen, Gänse und Enten, — ja sogar Himmel und Hölle wurden herbeigezogen, um Quellenbezeichnungen zu werden: Einen Himmelborn gibt es bei Heimertshausen, einen Sonnborn bei Angersbach und einen Teufelsborn bei Gambach.

Bei Bachnamen tritt häufig die Erscheinung auf, daß derselbe Bach in den verschiedenen Dörfern, die er nacheinander berührt, ganz verschieden benannt wird.[1]) So kommt es, daß ein Bach mehrere Namen hat, daß er an der Quelle ganz anders heißt als an der Mündung.

Oefters tritt uns auch bei der Sammlung der Bornnamen die schön gestaltende, echte Volkssage entgegen: In gar manchen Brunnen wohnen schlohweiße, wunderschöne Jungfern, welche von Zeit zu Zeit aus dem Wasser heraussteigen, um ihre weiße Leinenwäsche oben zu waschen und zu trocknen. Manchmal auch tauchen sie badend in dem Wasser auf und ab, sorglich darauf bedacht, daß kein Mensch sie erblicke. Solche Jungfern wohnen im Liebchesborn bei Kesselbach, im Hirtenhäuser Born bei Heimertshausen, im Hagsteich bei Meiches, im Teufelsgrund bei Leusel, im Klosterborn zu Wirberg, im Klingelborn bei Londorf, in der Frau Holle Loch bei Frischborn und im Wildfrauenborn bei Einartshausen, und zwar in jedem Born nur eine. Zu dreien versetzt sie die Volkssage in den Jungfernborn zu Hirzenhain, in den Scheidhagsborn bei Allmenrod, in das

[1]) Ueber diese in allen Ländern und auch bei großen Flüssen begegnende Erscheinung hat Edw. Schröder mehrfach gehandelt; vgl. seinen Artikel „Flußnamen" in Hoop's Reallexikon der germanischen Altertumskunde und die Bemerkungen in den Götting. gelehrten Anzeigen 178, S. 294 f.

Malsbachsbörnchen bei Busenborn und in den Seileborn bei Maar.

Die edelste Sage aber, die sich an unsere heimischen Borne knüpft, ist die vom Kinderborn: Tief unten, im kühlen Schoß des klaren Bornes, in dem guten, erquickenden Wasser, da wachsen die kleinen Kinder. Da spielen sie, gut und sorglich behütet, tummeln sich und warten, bis die „Borneller" mit dem neuen Eimer kommt, um eines der Kleinen herauszuschöpfen und es seiner Mutter zu bringen. Welche Poesie liegt in diesem echten, uralten Kinderglauben! Wie könnte man dem Mirakel von der Geburt des Menschen einen tieffsinnigeren und zugleich einfacheren Ausdruck verleihen, um dem fragenden Kinde eine goldene Antwort geben zu können? Welche köstliche Vorstellungswelt erschließt dieser schlichte und doch erhabene Glaube dem kindlichen Gemüt! Mit welcher Wonne leben sie in ihm und lassen sich von seinen sanften Fittichen tragen. Wie horchen sie gespannt auf das Murmeln des Quells, ob sie nicht ein helles Kinderstimmchen erlauschen können, und mit was für großen Augen schauen sie über den Rand des Brunnensteins in die blaue Wassertiefe, schauen aus nach dem kleinen Brüderchen oder Schwesterchen, das vielleicht noch Einkehr in ihrem Hause halten will. In Dirlammen, Gelnhaar, Bierstein und Leusel kommen die Knaben und Mädchen getrennt voneinander aus zwei verschiedenen Brunnen, in Steinberg die Juden- und Christenkinder, und in Crainfeld sogar die Kinder der — Reichen und Armen. Man sieht, auch in der harmlosen Glaubenswelt des Kindes spiegeln sich hier schon leise die Härte und der Ernst des Lebens wider. Unsere neuere Zeit hat sehr Unrecht getan, daß sie versucht hat, an Stelle dieses echt völkischen, altehrwürdigen Glaubens an den Kinderborn das simple Märchen vom Storch zu setzen.

Reich und manigfaltig ist die Vorstellungswelt, die sich in der Seele des Volkes von seinen Brunnen gebildet hat. Versenken wir uns einmal in ihre Schönheit und lassen wir ihre reine und tiefe Poesie auf uns einwirken. Wenn wir nach den Elementen der Heimatliebe, den Ursachen des Heimwehs in der Fremde, dem Grunde der Seßhaftigkeit und Bodenständigkeit forschen, es ist immer dasselbe, auf das wir stoßen: das innige Verhältnis des einzelnen Menschen zu den Gegenständen seiner heimatlichen Natur. Dieses Verhältnis wurde seit der frühesten Jugend täglich und stündlich in reichem Maße gepflegt. Unendlich viele persönliche Erlebnisse, besonders aber auch die zahlreichen heimischen Ortssagen, welche

dem Kinde aus dem Munde seiner Vorfahren zuflossen, sie knüpften die tausend unsichtbaren Fäden zwischen dem einzelnen Menschen und seiner Heimatflur. Berge, Wälder, Brücken, Steine und Quellbörner rückten durch die mündliche Ueberlieferung dem Kinde näher und traten in den Kreis seiner gewollten Betrachtung. Sie alle trugen zu dem Aufbau seiner Seele und seines Weltbildes bei und wurden zu Bausteinen seiner Heimat- und Vaterlandsliebe.

Mögen auch die Ueberlieferungen, welche an die heimischen Brunnen anknüpfen, nur ein kleiner Ausschnitt aus dem ganzen großen Seelenleben unseres Volkes sein, so sind sie doch sicher einer seiner schönsten und gemütreichsten Teile. Die Borne galten nicht bloß in den alten Zeiten als heilig. Noch heute wird es demjenigen, der einen der öffentlichen guten Brunnen verunreinigt, als eine große Sünde angerechnet, geradeso wie es als Sünde gilt, Brot wegzuwerfen, und der „Born", — so nennt man das Trinkwasser auch — gehört doch zum täglichen Brot.

Die Sammlung der Brunnennamen und Brunnenüberlieferungen Oberhessens, die ich hiermit der Oeffentlichkeit übergebe, macht auf Vollständigkeit nicht den entferntesten Anspruch. Sie will nur an einigen aufs Geratewohl herausgegriffenen Proben zeigen, daß auch die Borne der Heimat in der Gedankenwelt des Volkes leben, und daß die Volkskunde, wenn sie nur auf dem kieselsteinigen Quellgrunde suchen mag, gewiß edles Gold genug findet.

*

Allmenrod (Kreis Lauterbach): Das Staijeschbörnche nach Dirlammen zu, gesundes Wasser, im Steigersberg (ein bewaldeter, steiler Abhang, auch „Wildhaus" genannt). — Das Krockebörnche im Brenner Grund; sein Wasser ist ungesund, wer davon trinkt, bekommt Friesel (Hautausschlag) an den Hals. — Allgemein besteht im Vogelsberg der Glaube, wer von fremdem Wasser trinkt, (in einem andern Dorf), der bekommt „Friesel", besonders aber Kinder. Diese werden darum bei Schulausflügen stets verwarnt: „Trinkt mr nur kee Wasser i em annern Därf!" — Molkeborn — Kremerschborn (Eigenname), daraus kommen die Kinder. — Im Scheidhag (Wald am Storndorfer Pfad) liegt der Scheidhagsborn. In ihm wohnen drei schloßweiße Jungfern.

Der größte Bach in der Nähe ist das Brennerwasser. Es entspringt in den sog. „Olewallesch" (Wiesen) und im „Brenner

Grund" (nach Dirlammen zu). Bei Sickendorf heißt es Schmedtswasser. — Aus einem nach Meiches zu gelegenen Wald kommt das Fliegenwasser mit der „Fliegenbrücke". Im Dorf nennt man's kurz die Bach. Es fließt ins Schmedtswasser. — Zuletzt sei noch ein kleines Bächlein angeführt, das hinter der „Maschinenhalle" herfließt: das Bornwasser.

Alsfeld: Die Kinder kommen aus dem Liererdaich (Liederteich). — Auch der Grappborn in der „blauen Pfütz" (innerhalb der Stadt) wird manchmal als Kinderborn bezeichnet. — Der Weckborn am Homberg wird jetzt zur Altenburger Wasserleitung benutzt. Er heißt auch Queckborn. — Der süße Born in der Wetzelbach nach Zell zu. — Der Fröschborn am Müncheberg bei der Bahn. — Der Mauzeborn rechts von der Ziegelhütte. — In der heutigen Steinbornsgasse ist der Steinborn.

Altenburg (Kreis Alsfeld): Der Eselsborn im Dorf hat gutes Wasser. Die Quelle ist gefaßt. Der Name hat sicher seinen Ursprung in dem Wappen oder im Namen der Herren von Riedesel, welche das Altenburger Schloß besitzen. Nicht weit von dem Born liegt ein kleiner riedeselischer Teich. — Die Kinder kommen aus Bramme Teich (Eigenname). — Das Haibörnchen am Hain neben der Steinkaute im Hainfeld. Es scheint, als wenn früher dieser Born auch Ha- (Heu) börnchen und der Eselsborn auch Heselsborn genannt worden wären.

Altenschlirf (Kreis Lauterbach); Am Weg nach Lauterbach liegt der Schinnersborn[1]). Er findet sich schon unter dem Namen Zimmer Curtsbron auf der Karte vom Freiherrl. Riedesel'schen Revier „Eisenbach und Stockhausen" vom Jahre 1764 (gez. von Peraequator Eifert) und liegt hier an der „Zimmer Curtswiese". — Der Sage nach stand früher ein Stück weiter unten, im „Reichloßer Grund" eine Mühle, die mit Hilfe eines kleinen Stauweihers in Betrieb gesetzt wurde. Der alte Weg, der nach der Mühle führte, ist noch heute sichtbar. Hier soll auch ein Dorf Reichels oder Reichlos gestanden haben. Es heißt auch, im benachbarten „Bachwald" (1764: „Baagwald") wäre in früheren Zeiten ein Schloß gewesen. Altes Gemäuer findet sich noch genug dort. An der Straße durch den Wald nach Rixfeld, der alten Lauterbacher Straße, liegen noch viele Hünengräber.

Angenrod (Kreis Alsfeld): Ludwigsborn, hieß früher Weidenborn. — Der Leierborn ist ein Ziehbrunnen. —

[1]) Vgl. unter Schadges!

Rupplerbergbörnche. — Die Kinder kommen aus dem Bergborn. — Die Bornkammer (verbaut). — Von der Bornwiese holte das „Getürms" bis in die 70er und 80er Jahre, solange die Schule oben war, sein Wasser. — Wöchnerinnen dürfen in den ersten sechs Wochen kein Wasser holen. — Osterwasser wurde aus der Antrift (kommt von Strebendorf her und fließt in die Schwalm) geholt, heute soll aber dieser Brauch nur noch von alten Jungfern ausgeübt werden. — Die Kinder warnt man vor tiefem Wasser, indem man ihnen sagt, der Hakenmann wohne darin, der ziehe sie hinein, wenn sie zu nahe „bei das" Wasser gingen; er habe eine lange Stange, vorn mit einem Haken, in den Händen. —

Angersbach (Kreis Lauterbach): Die Kinder kommen aus dem Haselborn. — Der Gesundheitsborn. — Der Königsborn. — Der Geißborn. — Der Boteborn im „Ditzels". — Der Sonnenborn unterm Sonnenberg, an der Straße nach Rudlos, beim Dorf, ein sehr starker und gesunder Born. — Der Kirchhofsborn. — Der Bornrasen.

Annerod (Kreis Gießen): Der Platteborn im Dorf.

Assenheim (Kreis Friedberg): Der Trinkborn am Bahnhofsweg. — Das Judenbörnchen bei der Nidda, nahe beim Judenkirchhof. Sein Wasser ist ein Mittel gegen Blähungen.

Bad Nauheim (Kreis Friedberg): Die „Kiansfra" holt die Kinder aus dem Milchbrünnchen hinter der Burgscheuer.

Bellersheim (Kreis Gießen): Ribôrn in den Rebôrner Wiesen, auf der Wüstung Rebôrn. Das Dorf soll im 30jährigen Krieg untergegangen sein. An der Stelle lag immer eine Steinplatte, Wasser ist aber nicht mehr da. — Der Trinkborn ist mitten im Dorf. — Kinderborn ist das Weimerschgadebörnche (Eigenname; Gade = Garten). — Im Dorf lag früher auch der Mittelburgsweiher. Das Wasser floß aus der Oberburg in die Mittelburg, von der in die Weed, und von hier in den Reedgrawe (Dorfbach).

Bergheim (Kreis Büdingen): Die Kinder kommen aus dem Schwarzen Born.

Bermutshain (Kreis Lauterbach): Das Kohlstockswasser zw. B. und Völzberg, Quelle der Lüder, jetzt Ursprung der B.er Wasserleitung, ein starker Born. Nach dem Völzberg zu, dem Höllerich und der Rodenbach, wo die Friedenseiche von 1871 steht und ein schöner Aussichtspunkt ist, macht man lohnende Spaziergänge. — Der beste Born ist der Sauborn im Dorf bei der

Schule. — Der Molkeborn liegt zwischen B. und Obermoos. — Zwischen B. und Salz springen der Masborn und der Königsborn. — Der General-Kulturplan führt noch den Weigelsborn beim Dorf an. — Im Archiv für hessische Geschichte (V., S. 120) berichtet Dieffenbach folgendes: „Scherschhain (1499 Schershagin), Scherershain lag zwischen B. und der Herchenhainer Höhe. Von diesem Ort sind noch Brunnen übrig."

Bernsburg (Kreis Alsfeld): Der Eichborn, auch Schulborn, liegt am Fuße des Eichberges und fällt in die Antrift. Der Brunnen soll nie zufrieren und gilt als heilkräftig. Das Wasser wird noch vielfach in der Osternacht geholt und gegen schlimme Augen gebraucht. Es darf aber beim Holen nicht gesprochen werden. — Dieffenbach erzählt (Archiv für hessische Geschichte V., S. 69): „Glockenborn; derselbe liegt auf der Wüstung Haustädt oder Haunstädt, und man fand eine Glocke darin, die aber nach Neustadt gekommen sei." — Nach Wolf (Hess. Sagen S. 210) kommen die Kinder aus dem Stichelsbörnchen.

Bernshausen (Kreis Lauterbach): Das Lingelsbörnchen am „Lingelsberg". — Der Schwarze Woog, eine ziemlich große und breite Strecke des Schlitzlaufes.

Bersrod (Kreis Gießen): Der Hundsborn zwischen B. und Beuern. Daselbst sollen Schätze liegen. Ein Weibsbild fand da einen dreibeinigen Kroppen voller kleiner Grasfrösche, nahm den Kroppen mit, schüttete aber vorher die Frösche heraus. Dadurch verscherzte sie ihr Glück. Denn ein einziges Fröschlein, das drin geblieben war, hatte sich bis zum andern Morgen in einen Goldgulden verwandelt. (S. Bindewald, „Oberhessisches Sagenbuch", S. 195.)

Betzenrod (Kreis Schotten): Der Hirzborn im Dorf. Darin wohnen die kleinen ungeborenen Kinder. In stillen Nächten hört man sie im Wasser schreien. (S. Bindewald, S. 28.)

Bieben (Kreis Alsfeld): Der Kajeborn im Kajefeld, ein Röhrenborn mit gesundem Wasser. — Hundsgrabenborn. — Die Germachbörner. — Der Glöckelborn. Wenn ein Kranker nach dem Glöckelborn Verlangen hat, dann stirbt er bald.

Billertshausen (Kreis Alsfeld): Pachtersch Teich beim Dorf. — Born in den Giebeleckswiesen nach Zell zu. — Schäfersbörnchen (Schäffeschbönnche) im Willerts-Wald, am Ober-Gleener Pfad. — Kühlbergsbörnchen nach Heimershausen zu.

Bimbach (Hessen-Nassau): Im Grund sprang ehemals ein Brünnchen, so erzählt Wolf (Hessische Sagen 16), das hatte die Kraft, wenn unfruchtbare Frauen beim Vollmond daraus tranken, so blieb der Segen der Ehe nicht länger bei ihnen aus. Diese Kraft erprobte einst eine Frau aus Bimbach an sich, aber anstatt das wunderbare Brünnchen dafür in umso höheren Ehren zu halten, trug sie ihres Kindes schmutzige Windeln dahin und wusch sie in dem heiligen Wasser. Die Strafe dafür ließ nicht auf sich warten: Der Brunnen versiegte zur Stunde, und man zeigt nur noch den Ort, wo er einst sprang.

Birstein (Hessen-Nassau): Der Milchborn unterm Biersteiner Schloßberg am Weg nach Salzbach. Aus der dicken Röhre kommen die Buben, aus den beiden dünneren die Mädchen. Wenn man das Ohr auf den Boden legt, dann kann man die Kleinen im Wasser herumpatscheln hören. (S. Bindewald 28.)

Bisses (Kreis Büdingen): Nach Dieffenbach (Archiv für hess. Geschichte V./13, S. 43) liegt zwischen dem Berg Winternon und dem Schliefelder Hof der Prinzenbrunnen, unweit der Wolfsschneise. Er hält ihn für den in einer Grenzbeschreibung von 951 (Schannat, Hist. Fuld. XXX. p. 147) erwähnten Wolfsbrunnen: „bis nach Schleifeld und bis zum Wolfsbrunnen (Wolfesbrunnon) . . . ." Diesen Namen soll er im Dorf auch noch heute führen (d. h. um 1840).

Bodenrod (Kreis Friedberg): Eine Stelle zwischen der sog. „Hessel" bei B. und dem Hausberge heißt: „Die Issel". Vor noch nicht langer Zeit stand hier ein Hof, der Isselhof, mit einem vierzig Morgen haltenden Gelände. Später wurde sämtliches Gelände zu Wald angelegt. Ein Walddistrikt wird nach dieser Issel benannt. Ein Brunnen, der Isselborn, ist noch da. Derselbe wird auch Hoin- oder Hunenborn genannt (Arch. f. hess. Geschichte V./13, S. 116, bezw. IV., S. 219).

Bönstadt (Kreis Friedberg): Wenige Minuten nordöstlich von B. steht, unweit der ehemaligen Landwehr, eine Linde, und dabei befindet sich ein hübsch gemauerter Brunnen. Dieser Brunnen wird der Rädcher Brunnen genannt, und um denselben soll einst ein Dörfchen gelegen haben, welches Rädchen oder Rödchen hieß (Arch. f. hess. Gesch. V./13, S. 163).

Brauerschwend (Kreis Alsfeld): Molkeborn am Kohlhaupt, einem bewaldeten Berg. — Sandborn am Auerberg. — Der Lachenborn (nach Reuters zu) gibt jetzt sein Wasser zur

Br.er Wasserleitung ab. — Altarborn oder Bindewaldsborn. — Wöllbertsborn am Fuß des alten Steinbruches. — Der Borngässer Born liegt mitten im Dorf. — Der Ziehborn am Weg nach Rainrod. — Der Pfaffenborn in den Pfaffenwiesen.

Breungeshain (Kreis Schotten): Oberhalb des Dorfes, am Oberwald, lagen früher die beiden Forellenteiche. „Selten vergeht ein Jahr, ohne daß irgend ein Mensch hineinspringt, und so eines bösen Todes verstirbt. Darum ist's dort auch niemalen recht geheuer, absonderlich des Nachts." Ein Köhler wollte nachts auf die Wildpretsknapperei ausgehen und sah da einen großen, blutroten Mann stehen, der hatte eine Geige am Backen und geigte zwei roten Hunden. Der rief ihm zu:

Wo du bedoage (bei Tage),
sott du benoage (bei Nacht),
sust soll deich dies und das verschloage.

Der Kohlenbrenner merkte Unrat und kehrte um. (Bindewald, S. 172.) Bindewald erzählt auch (S. 95) eine Geschichte, wie ein Hexenmeister böse Geister in einem Ranzen in den oberen Forellenteich trug. Aus dem Wasser flog zuerst ein Rabe auf, dann tauchte ein wilder Hund aus den Fluten und zuletzt erhob sich ein riesengroßer Mann, ganz schwarz, mit grünen Haaren um den Kopf und bleckte die Zähne.

Die Forellenteiche waren im ganzen Vogelsberg dafür bekannt, daß schon unzählige böse Spuk- und Wannergeister von Geisterbannern dorthin getragen worden waren, meistens in einem Ranzen oder Sack, die trieben nun dort ihr Wesen und gaben den Teichen einen üblen Ruf in der ganzen Gegend.

Burkhardsfelden (Kreis Gießen): Die Kinder kommen aus dem Erlesborn.

Busenborn (Kreis Schotten): Beim Maalsbachsbörnchen waschen oft mittags drei weiße Jungfern. (Bindewald, S. 67.)

Butzbach (Kreis Friedberg): Im Wald ist das Lachenbrünnchen (K.)[1] — In einer Grenzbeschreibung aus dem zu Butzbach am 5. Mai 1573 errichteten Burgfrieden ist angegeben: „. . . vnd von dem Reichelszahl biß auff den hohlen Graben vnd davon biß auff die kleine Ochßenwieß, vnd von der Ochßenwieß biß auff den Münchborn, vnd von da biß über den Siegel (?) graben biß auff den Diebsweg vnd von dem Diebsweg auffen biß an das nechst Ort gen Butzbach . . ." (siehe Archiv f. hess. Geschichte V./13,

[1]) K = Kinderborn.

S. 107). — Auf dem Hausberge hat der Sage nach eine Burg gestanden. Die Schätze der Burg befinden sich in einem tiefen verschütteten Brunnen. (Arch. IV., S. 279.)

Crainfeld (Kreis Lauterbach): Aus dem Haselbörnchen kommen die Kinder von den „besseren" Leuten, aus dem Pfingstbörnchen die der sog. „Zehntleute", der ärmeren Dorfbewohner. — Viele Quellen sind im „Ruhrbusch" bei Nieder-Moos.

Dauernheim (Kreis Büdingen): Der Trinkborn (K.) im Dorf. — Der Ahborn (=Auborn). — Der groe Born (= graue Born). — Der Nernborn zwischen dem hohen Berg und dem Auwäldchen hat dunkles, eisig kaltes Wasser. Die Leute trinken es nicht, sie glauben, man bekäme das Fieber davon. — Von dem Gilleborn (Güldenborn) erzählt Wolf (N. 207), daß sein Wasser gelblich, aber ebenfalls nicht trinkbar sei. Er sei in Friedenszeiten trocken. Wenn er fließe, dann könne man sich darauf gefaßt machen, daß es bald Krieg gäbe.

Dirlammen (Kreis Lauterbach): Es gibt zwei Lindenbörnchen. Aus dem „in der Hohl" kommen die Buben, und aus dem „in der Steingaß" (nach Frischborn zu) die Mädchen.

Ehringshausen (Kreis Alsfeld): Die Kinder werden aus dem Grappborn geschöpft.

Eichelhain (Kreis Lauterbach): In einem der Dorfbörner befindet sich stets eine Forelle, sonst bleibt das Wasser nicht rein.

Eifa (Kreis Alsfeld): Die Kinder werden aus dem Born der Borneller (Hebamme) gelangt. – Beim Dorf ist der Langeborn, eingefaßt. – Der Fleckeborn ist etwa 200 Meter von der Hardtmühle entfernt. – Fischborn oder Fischbacher Born in der Fischbach nach Schwarz zu. Hier wuchsen viele „Bornkirschen" und zarte Gräser, die wurden von den Kindern für die Vielerchen (junge Gänschen) geholt. – In den Ensebächer Wiesen neben der Hardtmühle liegt ein sehr tiefes Bornloch, der Ensebrucher Born. Da hinein konnte man einen Wiesbaum stecken, daß er über dem Wasser nicht mehr herausguckte. Sein Wasser wurde aber nicht getrunken. – Als Kinderborn gilt auch das Krarebacher Börnchen im Feld nach Lingelbach zu, wo man's „am Kapellchen" heißt. Seinen Namen hat es von der „Krarebach", dem ihm benachbarten Dorfteil von Eifa, erhalten. – Der Weckborn vor dem Homberg in den Hombergswiesen, sehr guter Born, jetzt Wasserleitung (s. Alsfeld!) – Nach dem Hellhof zu springt der Rauschgrunder Born.

Südlich vom Dorf liegt der Geldkopf oder Goldkopf. Dieffenbach (Arch. f. hess. Gesch. V., S. 61) bringt darüber folgende Notiz: „Unten an diesem Felsen soll früher ein tiefes Loch gewesen sein, und der anwesende Forstschütze versicherte, er habe in seiner Jugend noch eine Oeffnung gesehen, von der man keinen Grund finden könne. Andere erzählen, es habe sich hier ehemals ein Brunnen befunden, wieder andere, es sei ein Keller daselbst gewesen." — „An dem nordwestlichen Fuße des Berges ist eine Quelle, das Taubenbrünnchen genannt, in dessen Nähe man eine Menge von Eisenschlacke findet."

Einartshausen (Kreis Schotten): Der Wildfrauborn zwischen Einartshausen und Stornfels. Bindewald erzählt (S. 22) von ihm folgende Sage: In ihm wohnt die wilde Frau. Die ist aber nicht so böse, wie man nach ihrem Namen denken sollte, sondern meint es gar gut mit den Menschen, absonderlich mit den Weibern. Denn wenn eine Frau gerne ein Kindlein hätte, so braucht sie nur unbekust (stillschweigends) vor Sonnenaufgang dreimal aus dem Borne zu trinken, so battets (hilfts) ihr gewiß. Neben dem Born braucht man nur das Tuch aufzuspannen (zum Bleichen) und etwas in einer neuen Schüssel (zu essen) dabei zu stellen. Dann kann man unbesorgt fortgehen an seine Geschäfte. Es kommt darauf die wilde Frau in der Mittagszeit, begießt das Tuch und bleicht es so weiß, wie es die Menschen nicht können. Die Speisen aber nimmt sie mit fort in ihre Wohnung.

Eisenbach (Kreis Lauterbach): Der Röhrborn, auf der Karte vom Freih. Riedes. Revier Eisenbach und Stockhausen von 1764: „Röhrbron", am „Röhr-Rain", gegenüber „Eysenbach", jetzt gefaßt und Ursprung der Schloßwasserleitung für Eisenbach.

Engelrod (Kreis Lauterbach): Der Backborn beim Backhaus. — Der Bräreborn (Breiteborn) am Helljewald zwischen E. und Meiches, sehr starke Quelle, trieb früher allein eine Mühle. Von ihm wird gesagt, „seit der Main nach Frankfurt sei geleitet worden, sei der Born trocken geworden." Diese Redensart soll vielleicht ein Hinweis sein auf die große Bedeutung des Borns in den alten Zeiten, als die an ihm vorbeiführende Handelsstraße noch stark belebt war vom Ueberlandverkehr. Da spannten die Fuhrleute hier die Pferde aus und tränkten sie an dem Born. — Der Zwirnbergsborn hat sehr kaltes Wasser, wer davon trinkt, bekommt Friesel. — Der Herrnhagsborn liegt im „Herrnhag", einem Buchenbestand bei Engelrod. Der Born soll noch einen

zweiten geheimen Abfluß haben, weil er manchmal eine Zeitlang vollständig trocken daliegt. Ganz plötzlich ist dann das Wasser wieder da. Eine starke Quelle.

Ermenrod (Kreis Alsfeld): Der Eckeborn hat ein sehr gutes Wasser. — Hohborn. — Der Steeborn (Steinborn) ist eine starke Quelle in den Steebornswiesen. — Hollerborn.

Ettingshausen (Kreis Gießen): Die Kindfrau holt die Kinder aus ihrem Born.

Feldkrücken (Kreis Schotten): Der Scheidborn unter der Schottener Straße. — Kinderborn ist der Hoherainsborn. — Zwischen Betzenrod und Feldkrücken, etwas seitwärts vom Wege, ist das Goldbörnchen. Darin lagen große Schätze verborgen. Ein Soldat in Frankfurt träumte von Feldkrücken und dem Goldborn mit seinen Schätzen, wußte aber nicht, daß es einen solchen Ort gäbe. Ein anderer Soldat, der aus dem Vogelsberg war, hörte davon, reiste heim und hob die Schätze des Goldbornes. Damit kaufte er sich vom Kriegsdienst los und wurde ein großer Bauer. (Bindewald, Seite 31.)

Fleschenbach (Kreis Lauterbach): Der Bennborn zwischen Fl. und Rebsdorf. Da holten früher die Fleschenbacher stets ihr Wasser, wenn ihre Brunnen versagten.

Fraurombach (Kreis Lauterbach): Der Dorfborn am Dorfeingang von Schlitz her, ummauert und mit einer doppelteiligen Steinplatte zugedeckt, trägt die Jahreszahl 1694. – Augenborn. — Pfingstborn (W. Hotz, Die Flurnamen der Grafschaft Schlitz, Darmstadt 1912, S. 17). Das Wasser der Quelle, an Pfingsten im „Pengstkrügelche" geholt, hat Heilkraft.

Friedberg: Eine alte Brunnensage erzählt J. W. Wolff (Hess. Sagen 202): Einige hundert Schritte von dem Mainzer Tor zu Friedberg befindet sich ein alter Brunnen. Die Leute erzählen, vor alter Zeit habe sich ein Jude und das Jahr darauf auch dessen Kind hineingestürzt. Seitdem fordert der Brunnen jedes Jahr sein Opfer, und wenn es sich einmal ereignet, daß sich in einem Jahr niemand hineinstürzt, so ruft es, wenn ihm jemand nahe kommt, mit sehr vernehmlicher Stimme von unten herauf: Komm herunter! und, der dann in der Nähe ist, muß sich hineinstürzen.

Frischborn (Kreis Lauterbach): Der Frischbörner Grund ist außerordentlich wasserreich. Man sagt, es seien insgesamt 365 Börner dort. Wenn man einen Molkwurfshügel weghackt, springt sofort das Wasser aus der Erde. Der bedeutendste Born ist der

Münzborn, nach Hopfmannsfeld zu, mit gesundem Wasser. In ihm wachsen die kleinen Kinder. — Von einem anderen Born, „der Frau Holle Loch“, weiß Bindewald (S. 21) zu erzählen, daß er der Eingang sei zu dem prächtigen, unterirdischen Schloß der Frau Holle. Ich hörte den Born fast durchweg nennen: „Frau-Rolle-Loch“. — Der Backborn.

Fulda (Hessen-Nassau): In der Fulda ist nahe der Stadt eine Stelle, welche die Totenlache heißt. Da wohnt eine Nixe, die jährlich am Johannistage ein Opfer fordert. Meist ist es einer der vielen dort badenden Knaben, der ihrer Gewalt verfällt. (Wolf 203).

Gambach (Kreis Friedberg): Wenn irgend eine Gemarkung mit Brunnen gesegnet ist, so ist es die Gambacher, und es kann wenigstens teilweise daraus auf frühere Orte geschlossen werden, die in der Nähe solcher Brunnen gewöhnlich zu finden sind. Auf der linken Seite der Wetter liegen: a) der Schwanborn (das a-n nasal ausgesprochen); b) der Ackerborn; c) der Peterwetzeborn. Letzterer ist unweit der Stelle, wo man's „an der alten Kirch“ heißt und wo Nieder-Hörgern lag. — Auf der rechten Seite der Wetter finden sich: a) Klein-Somborn; b) Müllerborn; c) Zwanzig-Morgenborn; d) Scheibeborn (unweit der Goldwiese); e) Kellerborn; f) Dorschborn; g) Ehlborn (Holzheimer Börnchen); h) Kalteloch; i) Teufelsborn (im Rodfeld, von Wald umgeben, nach Kirchgöns zu). Nach Holzheim hin, wo sich der obengenannte Ehlborn (d. i. Edelborn) befindet, lag der Altstädter Hof. (Dieffenbach im Archiv für hess. Geschichte V./13, S. 99.)

Der Ehlborn, so berichtet Wolf (Hess. Sagen 206), hat ein besonders gutes Wasser, nach welchem zu Gambach die Sterbenden zu verlangen pflegen. Wenn darum Kranke Wasser aus dem Ehlborn fordern, so sieht man dies als ein Zeichen ihres nahen Todes an, und der ihnen aus dem Born gereichte Trunk ist, wie die Leute zu sagen pflegen, gleichsam die letzte Oelung.

Gedern (Kreis Schotten): Wo der ausgegangene Ort Ruhlhausen lag, da befindet sich noch ein Brunnen. Die Stelle benennt man heute noch „am Dörfchen“. Der Spießweiher, dreiviertel Stunde südlich vom Ort. Im Steinsweiher sind viele Steine. Der Pfarrweiher ist im Pfarrgarten. Erlenweiher und Gäulsweiher. — Der Kernborn springt im „Gaulskopp“.

Geis-Nidda (Kreis Büdingen): Dieffenbach führt gelegent-

lich (Arch. f. hess. Gesch. V./13, S. 167, Anm. 241, 3) eine Stelle an, die einen alten Brunnennamen enthält: Nach Chroniknachrichten im Saalbuche zu Geisnidda war im Jahre 1653 der Regen so häufig, und die Nässe so groß, daß ein Berg beim Hungerbrunnen zu „Geisnid" ellentief sank und Morast wurde.

Gelnhaar (Kreis Büdingen): Zwischen Gelnhaar und Bergheim liegt die „Schießenburg" und „das Betten" (eine ehemals gemeinsame, etliche tausend Morgen haltende Hutweide), von dem allerlei Sagen im Munde des Volkes umgehen. Zwischen der Schießenburg und dem Betten ist ein schmaler Wiesengrund, wo sich an der Bleichenbach der sog. schwarze Born befindet, aus welchem die Kinderwelt die neugeborenen Kindlein kommen läßt. Ueber den Namen des Brunnens erfuhr Dieffenbach folgendes (Archiv V./13, S. 6): Die Quelle des schwarzen Borns hat von jeher eine schwarze Masse zu Tage gefördert, woher auch ihr Name. Diese Masse ist nichts als Braunkohle, und wirklich entdeckte man vor einigen Jahren auf der (etwa um 1804—1807) eingesunkenen Stelle (mehrere Morgen groß, mit einer tiefen, zwei Schritte breiten Schlucht) ein reiches Braunkohlenlager, ähnlich dem Salzhäuser. — Nicht weit davon sind der Erlenborn und der Königsborn. Manche sagen, aus dem Schwarzenborn kämen nur die Knaben, die Mädchen dagegen kämen aus dem Kästenborn, der gegenüber dem Betten entspringt. (S. Wolf, 17.)

Gießen: In Wolfs Hess. Sagen (S. 204) steht folgende Sage von der Lahn: Noch immer, ehe eins in der Lahn bei Gießen ertrunken ist, hat sie gerufen, und das haben die Müller und Bleicher, die an dem Wasser sind, schon oft gehört. Es geschieht jedesmal mittags zwischen elf und zwölf Uhr. Da rauscht die Lahn auf, schlägt starke Wellen, und dann ruft es mit lautem Schrei aus dem so aufgeregten Wasser:

Die Zeit ist da!
Die Stund ist da!
Wär nur der Mensch da!

Nun hört man mit heimlichem Schauder erzählen: „Die Lahn hat gerufen, es ertrinkt bald wieder eins", und das ist auch allemal zugetroffen, es ist bald darauf wirklich eins in der Lahn ertrunken.

Bei Neustadt am Heßler ruft oft die Lahn in langen, dumpfen und hohlen Tönen: „Ich will einen Menschen haben, einen Menschen will ich haben". Dann gehen die Fische haufenweise ins Garn, denn es wird ihnen bange.

Glauberg (Kreis Büdingen): Der Glaubergsborn. O. Glaubrecht erwähnt ihn in seinem „Bergschäfer“. Ph. Dieffenbach berichtet von ihm (Arch. III 1842): Er liegt in halber Höhe des Glauberges, nach Westen zu, ist eingefaßt und mit einem niedrigen Gewölbe bedeckt. Das Wasser des Borns wurde 1784 nach dem Dorfe Glauberg geleitet; dies soll indes nicht mehr der Fall sein. Als Kinderborn gilt nach Wolf (Hessische Sagen, Seite 210) der Riedbrunnen.

Grebenau (Kreis Alsfeld): Die Bornwies (K.), früher ein Teich. In der Stadt befinden sich: Amtborn (am Amthof), Forstborn (bei der Oberförsterei) und Eckersborn (bei „Eckert's“, Hausname). Dieffenbach (Arch. V., S. 74) nennt noch: Weiter südlich von der Erlenbach im Kaltenbornbuchwald zeige sich eine alte Straße, die nach dem Eisenberg ziehe, wo einst eine Eisengrube gewesen sei. An der alten Straße sei in der Riwelsbach ein Brunnen, der Selzersbrunnen genannt, wo die Fuhrleute umgeladen hätten.

Grebenhain (Kreis Lauterbach): Der Laachborn im Oberwald. Derselbe soll von Spaziergängern gern besucht werden.

Großendorf (Kreis Büdingen): Unterhalb der Vorstadt, wo die Stadtbleiche endigt, springt ein vorzüglicher Born, der Herrgottsborn. Aus ihm werden die kleinen Kinder geschöpft. Der Weg etwas rechts davon heißt die „Kreischhohl“, und in stillen Nächten soll man hier mitunter ganz deutlich das Geschrei der ungeborenen Kinder haben hören können. (Bindewald, S. 29.)

Groß-Felda (Kreis Alsfeld): Dieffenbach gibt an (Arch. V., S. 45): Nördlich von Felda lag der Ort Dauzenrod (Dutzelnrode 1343 und 1696). Noch ist daselbst der Dauzenröder Teich. Im Jahre 1811 fand sich ein Brunnen davon.

Großen-Linden (Kreis Gießen): Die Kinder kommen aus dem Born, den die Hebamme in ihrem Keller hat. — Der Woog. Hierin soll ein Mann ertrunken sein, der durch ein Irrlicht irregeführt wurde. Man hört ihn zuweilen noch schreien. Wo Obergasse und Nebengasse zusammenstoßen, ist der Kreuzborn, heute steht da eine Pumpe. Johannisborn liegt nicht weit vom St. Johannisacker, ist aber jetzt ziemlich verschwunden. Der Weidborn oder Rindsborn (Rinderborn) in der Rindswiese. Der Steinborn ist heute ganz verschwunden. Der Bettelborn, ein kleiner Born in den Gärten, da lag das Bettel- und Zigeunervolk. Eine Stelle der Gemarkung heißt „auf dem krummen Born“. —

Der Surbach kommt von Rechtenbach. Auf der Surbachbrücke spukts. Der Kleebach heißt an einer Strecke die Altbach, die Diesebach, der Flutgraben. Ein anderer Bach weist folgende sieben Namen auf: 1) Fortbach, 2) Lickebach, 3) Haschperbach, 4) Aetzwiesebach, 5) Rindsbach, 6) Mühlbach, 7) Imschbach (da geht immer einer um ohne Kopf).

Grünberg (Kreis Gießen): Der Hollerborn. — Ueber das Brunnental schreibt Rektor Glaser (Arch. f. hess. Gesch. 1838): „An der Südostseite der ziemlich hochgelegenen Stadt zieht ein tiefes, enges Tal hin, in welchem zu jeder Tageszeit in immer gleicher Fülle die trefflichsten kalten Quellen hervorsprudeln. Der Reichtum an Wasser ist hier so groß, daß man an jedem beliebigen Orte graben und gewiß sein kann, das wohlschmeckendste, klarste Quellwasser zu Tage zu fördern. In den alten Urkunden kommt dieses Tal unter der Bezeichnung „heilige Borne, heiliges Kreuz" vor. Die letzte Benennung trifft man noch hier und da in dem Munde des Volkes. Eine besonders reiche Quelle führt den Namen Landgräfinbrunnen". Das von dem Brunnenhaus im Tal ausgehende Wasser- und Pumpwerk sei wohl schon im Jahre 1419 erbaut worden und zwar durch einen gewissen Heinrich von Hadesvelt (Hatzfeld). „In den neuesten Zeiten hat das Haus im Brunnental ein eigenes Schicksal gehabt. Im Winter des Jahres 1819/20 brannte dasselbe ab. Durch einen unglücklichen Zufall, der dem Wärter begegnete, welcher das Einfrieren der Kunst verhüten sollte, fing das alte Sparrenwerk Feuer, und in kurzer Zeit stand der ganze obere Bau in Flammen. Bei der Winternacht, in dem engen Tale, zwischen den mit Schnee bedeckten Bergen gewährte der Brand ein furchtbar schönes Schauspiel. Das schwarze Rad bewegte sich in der Glut ruhig fort, sowie auch das ganze Kunstwerk ungestört seinen Gang fortsetzte. Dasselbe Unglück betraf dieses Haus im Winter des Jahres 1831. Auch damals brannte das Dach ab."

Hainchen (Kreis Büdingen): Die Frauen von Hainchen holen die kleinen Kinder aus dem Goldbrunnen auf der Pfingstweide.

Hain-Gründau (Kreis Büdingen): Der Hollerborn wird von einem alten Hollunderbaum beschattet. — Der Klamborn ist mit einer großen Deckelplatte zugedeckt, welche von eisernen Klammern zusammengehalten wird. — Der Lantzenborn, wahrscheinlich nach einer Familie Lantz, wie der Reppegraben nach einer Familie Repp benannt. — Der Katzenborn. — Sein Abfluß ist

der Katzengraben. – Hühnerborn. Dessen Abfluß heißt „Heuerflos“ (= Hühnerfluß). – Gründaubach. – Gettenbach.

Hartershausen (Kreis Lauterbach): Der alte Born (1584: „Altebron“). 1584 noch angegeben: der „Hirtzbron“.

Heblos (Kreis Lauterbach): Der Bruchborn in einer Wiese. – Der Backborn beim Backhaus. – Ellernborn im Grund.

Heidelbach (Kreis Alsfeld): Die Kinder kommen aus Hinnesch Bunn (Hinners Born).

Heimertshausen (Kreis Alsfeld): Der Klingelborn (K.) — Der Himmelborn. — Der Waschteich wurde so benannt, weil er zum Schafwaschen diente. — Der Gleenbach. — Von dem ausgegangenen Dorf Hirtenhausen ist noch der ehemalige Ortsbrunnen da. An stillen Mittagen sah man manchmal eine weiße Jungfrau von dem „Hirtenhäuser Rain“, einem bewaldeten Berg, herabkommen und stillschweigends in dem alten, halb verschütteten Brunnen verschwinden (S. Bindewald, S. 27).

Heisters (Kreis Lauterbach): Der Schwarzeborn bei der Kohlenmühle ist sehr heilkräftig, wird als letztes Mittel bei Krankheiten gebraucht.

Helpershain (Kreis Schotten): Aus dem Lohborn (Luhbörnchen) kommen die Kinder. — Der Winkel- (oder Wickel-) ackerschborn im Kienholzwald. — Der Kohlstocksborn oder Kohlstöckerborn, jetzt H.er Wasserleitung. — Der Flönshecherborn wurde zu der Köddinger Wasserleitung benutzt. — Der Glockenborn im Kienholz, nach Rebgeshain zu. Er ist so tief, daß ein Wiesbaum nicht auf den Grund kommt. Eine Glocke soll darin versenkt liegen. — Der Fockeborn.

Hemmen (Kreis Lauterbach): Der Foatzborn. — Die Hasenkaute, ein Schöpfloch. — Das Linsenbörnchen (Linsebönnche). — Der Salzborn. Darin soll ein Salzhändler mit seinem Pferd ertrunken sein[1]). — Das Trübebörnchen (Drewebönnche). — Die Teufelskaute (Dejwelskutt). Unweit davon ist das Teufelsbörnchen. — Die Tränkebach. — Die alte Bach (Aalboach).

Herbstein (Kreis Lauterbach): „Nordwestlich stand einst, der Sage nach, ein Mönchskloster, weswegen auch die Gegend noch Münchenhain genannt werde. Dabei befindet sich ein Brunnen, der Mönchbrunnen genannt. Dies soll derselbe sein, welcher in einer Urkunde von 1020 „St. Bonifacius-Born“ genannt wird, wie

[1]) Siehe auch unter Queck!

Schannat versichert. Nach Wenck (Hess. Landesgesch. II., 431, Note m) liegt derselbe in der Wüstung Arnsburg, worüber ich jedoch keinen näheren Aufschluß erhalten konnte. Dagegen wurde mir mündlich mitgeteilt, bei jenem Mönchskloster habe das Dorf Breidenbach gelegen, ein Name, der wirklich in Flurbüchern vorkommt." (Dieffenbach im Arch. f. hess. Gesch. V., S. 110)[1]).

„Auch nach Rixfeld zu soll im Herbsteiner Grund ein Dorf, Schaltsbach genannt, gelegen haben und davon noch ein früher eingefaßt gewesener Brunnen zu finden sein." (Dieffenbach, das.)

Hergersdorf (Kreis Alsfeld): Das Allorebörnchen (K.) in den Allore-Wiesen, rechts von der Straße Unter-Sorg—Hergersdorf.

Heuchelheim (Kreis Gießen): Die Kinder kommen aus dem Peannerbörnchen, einem Born im Pfarrhof, der in einen alten Taufstein hineinfließt.

Hirzenhain (Kreis Büdingen): „Unfern der Gegend, wo der ausgegangene Ort Schönberg gestanden hat, liegt der Jungfernborn. Da stand ein stolzes Schloß, angefüllt mit Gold, Silber und allerlei kostbarem Zierrat, und in ihm wohnten drei Jungfrauen. Seitdem aber dasselbe zerstört und zerfallen ist, kommen sie immer noch, jedesmal des Mittags zwischen elf und zwölf Uhr, zu dem Bronnen, um sich darin zu baden. Sie tauchen mit ihrem schneeweißen Leibe auf und nieder in der Flut, und strählen und schnätzen (schmücken) ihr langes, goldglänzendes Haar im Sonnenschein. Kein Mensch wagt sie zu stören. Die Förster, wenn sie durch den Wald streifen, erschauen sie oft. Noch heute gehen viele gerne zu dem Platze, absonderlich an Sonntag-Nachmittagen. Wunderschöne, blaue Lilien wachsen jeden Sommer wild daselbst, wie man sie in keinem Garten schöner findet." (Bindewald, „Oberhess. Sagenbuch", S. 67).

Höingen (Kreis Alsfeld): Zwischen Höingen und Rauschholzhausen ist der „Breite Born".

Homberg (Kreis Alsfeld): Der Oberborn (K.) — Der Goldborn zwischen Homberg und Rüddingshausen, sehr gesund. — Der Hampelborn. — Der Kohlborn im Hardtwald. — Der Erlenborn. In letzterem soll einmal ein Jude namens Lamm versucht haben, sich zu ertränken. Er gab aber noch rechtzeitig diese Absicht auf und rettete sich wieder aus dem nassen Ele-

[1]) Vgl. Ilbeshausen!

ment. Ueber dieses Geschehnis entstand ein Lied, das in der Homberger Gegend weit verbreitet ist:

Der Lämmersprung am Erlenborn.

Ein kleines Lämmchen voller Weh
ging eines Morgens pleite,
voll Zorn und Wut sprang's in die See,
der Hut floß in die Weite.

Am Erlenborn, da ist die Stell,
zwei Jungen kamen von Büßfell.
Das Lämmchen schrie: „O weih, o wah,
bringt doch die Schlüssel meiner Fraa".

Die Jungen sahen um sich zwerch
am Bäckerborn, am Gimpelberg,
worauf sie schnell nach Homberg gingen,
der Mutter Lamm die Schlüssel zu bringen.

Die Jungen sagten's hier und dort,
indessen kam's Lamm nach Bleidenrod,
und dort beim schwarzen Friederich (eine Wirtschaft)
stand's Lamm und dampft ganz fürchterlich.

Um drei Uhr ging's nach Homberg zu,
hatt' trockne Kleider, trockne Schuh.
Das ist die Sag' vom Erlenborn,
der sogenannte Lämmersprung.

(Aus Bleidenrod und Homberg.)

Hopfgarten (Kreis Alsfeld): Die Kinder kommen aus der Märzkaut, unterm Opferrain. — Der Klingelborn unterm „Klingelkopf", einer bewaldeten Höhe des „Homberg", zwischen der Straße und der Bahnlinie, in der Nähe der Kupferbrücke; er ist sehr kalt. — Der Molkenborn am Melchiorsgrund (zwei einzeln gelegene Bauernhöfe). — Der Lembeschborn im Dorf, in der Nähe der Schule, der beste Born, sehr kalt fließend. — Der Pennesch Teich in den Heuwiesen. — Der „Pfaffengraben" fließt am Opferrain, auf dem sich die alte Kirche und der Friedhof befinden, vorbei durchs Dorf, der Schwalm zu. — Der Kupfergraben (Kuppergroawe) mit der „Kupferbrücke" zwischen Homberg und Zannberg. Da geht der wilde Jäger um. — Von dem Merschröder Teich schreibt Ph. Dieffenbach (Arch. V., S. 59): „Merschrod oder Merßrod (1314) lag zwischen Hopfgarten und Strebendorf, und sind noch der Merschröder Teich und die Merschröder Tannen danach benannt." Außerdem heißt ein dort in der Nähe liegender Wiesgrund „das Merschrod". — Eine Wochenfrau darf in den ersten vier Wochen kein Wasser bei einem Born holen,

sonst wird das Wasser rot; das Wasser wird sonst auch lebendig von allerlei Getiers und Gewürm. Dieser Glaube gilt im Vogelsberg ganz allgemein. In Hopfgarten hat einmal früher eine Frau Wasser an einem Born geholt, da hat es eine Menge Blutegel im Wasser gegeben. Die Leute passen deshalb sehr auf, daß keine Wöchnerin Wasser beim Born holt. In Storndorf und in anderen Orten ist es noch Sitte, daß eine Wochenfrau vor ihrem ersten Kirchgange kein Wasser zapft oder schöpft, sie läßt sich von anderen Leuten das Wasser reichen. Hier gilt auch noch das Gebot, daß eine Frau vor ihrem ersten Kirchgange ihren Hof nicht verlassen darf. —

Der Glockentümpel ist eine breite und tiefe Stelle in der Schwalm, unterhalb Hopfgartens. Er liegt direkt unter dem steilen Bîrain (Bîree). Hier soll früher ein Dorf, Nieder-Hopfgarten, gelegen haben. Dessen Kirche stand oben auf dem Rain. Als im dreißigjährigen Kriege das Dorf und die Kirche zerstört wurden, versanken die Glocken im tiefen Wasser. Davon bekam die Stelle ihren Namen (Glockedæmpel). Einige benachbarte Wiesen führen die Namen: „Off dem Biĕ“, „die Schüsselwies, „der Schlüssel“, „der Hollergrund“. — Die Goldbach, ein flacher Wiesengrund mit schmalem Wassergraben, südlich vom Nellenberg (Nænnbærgk), links von der Schwalm. — Hinter der Mühle am Jägerhof, unterhalb eines breiten Tümpels an der „Gänswiese“ ist die Schwalm stark mit Weiden bestanden. Man nennt die Stelle die Weidenecke (Weireæck). Weil hier das Wasser nicht sehr tief ist, baden da mit Vorliebe die Kinder. Die Schafwäsche ist direkt unterhalb des Glockentümpels.

Hopfmannsfeld (Kreis Lauterbach): Die Kinder kommen aus einem Born in der Amfrau ihrem Keller, der aber in Wirklichkeit gar nicht existiert.

Hungen (Kreis Gießen): Zwischen Langsdorf und Hungen lag der Ort Meßfelden oder Masfelden, 1290 in einer Urkunde Mazfelde genannt. Ein Brunnen existiert noch, sowie ein runder Stein. Die große Glocke zu Hungen soll daher stammen. (Arch. f. hess. Gesch. V./13, S. 86.)

Hutzdorf (Kreis Lauterbach): Der Pfingstborn am „Pfingstrain“. Das Wasser des Brunnens wird auf Pfingsten im Pfingstkrügelchen geholt und aufbewahrt, es hat Heilkraft. — Der Butterborn in Wiesen.

Ilbeshausen (Kreis Lauterbach): Der Hirteborn (General-Kulturplan für den Vogelsberg). — Der Laufborn auf der Höhe nach Grebenhain zu. — Der Stöckēteborn (K.) nach der Weizelsmühle zu. — Dieffenbach macht (Archiv V., Seite 113) noch folgende Angabe: Vom Herrn Bürgermeister erfuhr ich nachträglich über den schon früher (s. Herbstein) erwähnten Mönchsborn, er liege vor dem Nesselberg im Oberwalde und dabei befinde sich auch der „Münchkippel". Von dem Namen Arnsburg wisse dagegen niemand.

Kaichen (Kreis Friedberg): Im Jahre 1844 wurde unter einem umgehauenen Nußbaum ein alter Brunnen entdeckt, in welchem zwei zinnerne, ziemlich schlecht vergoldete Kannen lagen, wohl Abendmahlskannen, da im inneren Boden der einen Christus am Kreuz nebst Maria und Magdalena dargestellt war. (Archiv V./13, S. 167.)

Kaulstos (Kreis Schotten): Bei Station Altenburg, zwischen Kaulstos und Volkartshain liegt der Gesprengsborn. Er ist die Quelle des Seemenbachs. (General-Kulturplan.)

Kefenrod (Kreis Büdingen): Die Kinder kommen aus der alten Bach.

Kesselbach (Kreis Gießen): Der Appenborn zwischen Kesselbach und Weitershain an der Straße, an einem Nebenflüßchen der Lumda. — Im „Stoppelborn" (Flurnamen) springt das Stoppelbornsbörnchen. — Auf der Rabenau zwischen Kesselbach und Odenhausen springt ein „weithin bekannter und berühmter" Born, der Liebchesborn. „Aus seinem feinen, süßlichen Wasser langt die Born-Eller allemal den Weibsleuten die Kinder, die sich in der Tiefe bei einer wunderschönen weißen Jungfrau befinden, die darin wohnen soll." Bindewald (S. 68) erzählt von dem Born eine Sage, deren Inhalt kurz angegeben sein mag: Ein Schäfermädchen sah einen Haufen rotglühender Kohlen liegen und scharrte gedankenlos einige beiseite. Als es mit seinem Vater wieder an die Stelle kam, lagen im Grase verstreut einige schwere, funkelnde Goldstücke, die Feuerstätte aber war verschwunden. Ueber diesen Verlust geriet der Schäfer so außer sich, daß er beschloß, sich zu erhängen. Bei der Ausführung der Tat sprach er aber wie gewöhnlich: Gott walts! Da zerriß das Seil. Am anderen Tag wollte er in der Schüppelbach sein Vorhaben wieder ausführen. Da sah er von Oppenborn her einen kohlkesselschwarzen Mann daherkommen, von dem dachte

er: halt, das ist der lüftige Teufel, der will dich Sünder holen. Ging also in sich und betete. Da stand plötzlich die weiße Jungfrau aus dem Liebchesborn vor ihm und ermahnte ihn, auf dem guten Wege zu verharren. Später ackerte er einmal vor Sonnenaufgang, da fand er im Ackerboden ein eisernes Gefäß voll großer alter Kronentaler. Diesen Schatz hatte ihm die weiße Jungfrau geschenkt, weil er sein Versprechen gehalten und ein besserer Mensch geworden war. Damit war auch sie von einem Fluch erlöst und verschwand.

Kestrich (Kreis Alsfeld): Die Kinder kommen aus Woasbonns Däich (Teich).

Kirchbracht (Hessen-Nassau): Der Goldborn. (S. Volkartshain.)

Kirtorf (Kreis Alsfeld): Der Himmelborn (K.) im Feld nach Ehringshausen zu. — Der Färrerborn (= Federborn) im Wald nach Ohmes zu. — Der Hasenborn im Ort. — Der Sauerborn im Feld.

Köddingen (Kreis Schotten): Der Tränkeborn beim Wald, ein guter und starker Born. Kranke wollen von da Wasser geholt haben. — Die Bornkammer, früherer Gemeindeborn (K.) — Der Eschborn in der Ziegestruth am Vogelsberg (kahler Berg nach Ulrichstein zu), Wasserleitung für Köddingen, Windhausen und Ober-Breidenbach; Quelle der Fischbach, späterhin Felda genannt (fließt in die Kathrinebach). — Kernsborn (K.) unten im Dorf, jetzt zugeworfen wegen der Wasserleitung. — Nornborn in der „Nornwiß" am Fußpfad nach Ober-Seibertenrod, unweit der „Flinzhecke" (Wald). — Seemeganns born in den „Seemeganns-wiesen" nach Ulrichstein zu (Gann-Gall). — Born am Wannhof („der ist prima!") — Hobbeganns born im „Hobbegannsfeld", in H. Rühl's III. Wiese. — Im Bornfloß im H. F. Rühl seiner „Wiß", nach Windhausen zu. — Gänsteich im obersten Grund. — Gäulstallsteich im Wald, an der Straße nach Meiches. — Im Kienholz entspringt die Kathrinebach; später heißt sie Felda.

Kölzenhain (Kreis Schotten): Schreinerheinerwieseborn oder Schreinerheinerschborn (K.) am Pfad von Kölzenhain nach Bobenhausen. — Biwerborn im „Träib" (= Trieb), Wasserleitung für Kölzenhain.

Landenhausen (Kreis Lauterbach): Der Pfingstborn

über der Kochmühle. Er ist der Kinderborn. Von ihm schreibt Bindewald (S. 28): „Wenn die Eller mit dem neuen Blecheimer ausgeht, um einer Frau ein Kind zu langen, schöpft sie allemal im Pfingstborn. Da halten sich die Ungeborenen auf, und wenn oben das Wasser sich kräuselt und man genau darauf acht hat, soll man die kleinen Kinder auf dem Grund des Borns krabbeln sehen." Die Hebamme wird nach diesem Born in Landenhausen „Pingsteller" genannt. Bei dem Pfingstborn entfaltete allemal auf Ostern und Pfingsten die Jugend ein fröhliches Treiben. Die Kinder tanzten Ringelreihe, auch die Eltern waren dabei. — Das Illeschbörnchen (= Illersbörnchen). — Der Born im Schmiesgraben (Salzschlirfer Wasserleitung). — Auf der Karte des Freih. Riedes. Reviers Eisenbach=Stockhausen vom Jahre 1764 sind noch verzeichnet: Aehlchesborn beim Landenhäuser Stein, Abfluß nach Niederndorf zu. — Holmesborn im Vitzeröder Grund unterm Holmesberg (422 m). — Durch diesen Grund fließt der Erlenbach. „Vetzerod" (Vitzenrod), jetzt Viehweide, war früher ein Dorf. Im dreißigjährigen Krieg sollen die Wallonen dort 500 Schafe mitgenommen haben. Oekonomierat Backhaus (Rudlos) riß die Wüstenei mit dem Dampfpflug herum, dabei fand er alte Mauern.

Langd (Kreis Gießen): Dieffenbach (Arch. V./13, S. 71—72) berichtet: Zwischen Langd und Ringelhausen soll Rommelhausen gelegen haben, wo noch der Rommelhäuser Brunnen liegt. — Weitershausen (Wüstung) lag zwischen dem Grasser Hof, Rodheim und Langd auf einer Stelle, die zur Gemarkung Langd gehört. Es soll unweit dem „Rosengärtchen" gelegen haben, welches in der Nähe des „Steinernen Hauses" zu suchen ist. Der Lehrer zu Rodheim bezog von dort den Glockenzins.

Langenhain (Kreis Friedberg): Südöstlich von Langenhain an der „Burg" ist der Uebcheborn (Arch. V., S. 207).

Langgöns (Kreis Gießen): Die Kinder kommen aus dem Müllerbörnchen.

Langsdorf (Kreis Gießen): Der Gänsborn an einem Feldweg zwischen Langsdorf und Bellersheim. An der Stelle ist es nicht geheuer, da hat sich schon mancher Wanderer verirrt.

Lanzenhain (Kreis Lauterbach): Der Sauerälchesborn in einer Waldwiese oberhalb des Dorfes. — Der Münchborn an der Straße Lanzenhain — Eichelhain links. — Die Kinder kommen

aus Müllersch Born, einem Privatborn. — Der Scheerenwiesenborn, jetzt Wasserleitung. — Beim Friedhof ist der Süßerainsborn.

Lauterbach: Das Pappelbörnchen unter einigen hohen Pappeln, nach Blitzenrod zu, am Eichküppel. — Das Leckfiezebörnchen unterm Steinberg. — Der Pfiffeweiher nach dem Eichküppel zu. — Der Blechweiher am Alten Berg, wo man's „Am Knöppsack" heißt. — Die Lauter, Bach. Ihr Wasserlauf heißt in der Stadt an einer Stelle der See, ein Stück weiter abwärts der Katzenweiher.

Leusel (Kreis Alsfeld): Der Kammbôrn (K.) am Fußpfad nach Billershausen im Kammfeld. Er weist zwei Quellen auf. Aus dem unteren, stärksten Börnchen kommen die Buben, aus dem oberen die Mädchen. — Das Münchebörnchen zwischen Leusel und Zell. — Der Wellborn in den „Wellweese", nach Angenrod zu, rechts. — Die Hungerodsbörner. Hier soll früher ein Dorf, Hungenrode, gelegen haben, das ist im dreißigjährigen Krieg zerstört worden. — Das Hundsbörnchen, Leuseler Wasserleitung. — Der Ochsenborn in der „Ochsenwiese" (das Gras von dieser Wiese gehört dem Faselviehhalter), südwestlich vom Dorf. — O de Siēl (= An den Siegeln), Born. — Kapesborn an der Alsfelder Straße, in der Nähe des Bahnhäuschens. — Born im Teufelsgrund, unheimlicher verrufener Platz nach Billertshausen und Zell zu. Da hat sich schon oft eine weiße Jungfer sehen lassen. — Der Striehborn am Seibelsdorfer Weg. — Der Neue-Wiese-Born nach Bockenrod zu. — Das Ritterschberger Börnchen. — Der Köppelsborn überm Dorf. — Das Trockebachsbörnchen, nach Angenrod zu, links.

Lieberbach (Kreis Alsfeld): Der Heidenborn (Härebonn) beim Dorf.

Lindheim (Kreis Büdingen): Pfarrer Oeser in Lindheim berichtete an J. W. Wolf (Hess. Sagen, S. 210): „In allen Dörfern meiner Umgebung ist der Ort, woher die Kinder kommen, ein Brünnlein. In vielen heißt er kurzweg der Kindsbrunnen und wird unter den vorhandenen Quellen in dem Ort oder um denselben namentlich gezeigt, in einigen ist er nur eine objektlose Sage. In Lindheim heißt er der Herrnbrunnen . . . Ueberall bringt das Kindchen etwas mit, meistens Zucker oder Weck, auch Kuchen und Guts. Bei uns in Lindheim hat das Kind ein Säckchen an-

hängen und trägt das Gute darin. — Es wäre interessant, die Namen der Feldbrunnen im allgemeinen einmal zusammen zu stellen. Wir haben sogar einen, der salva venia der Farzborn heißt", wahrscheinlich, so bemerkt Wolf dazu, von dem Ton, den das der Erde entspringende Wasser von sich gibt, oder gar von seinem Geruch? —

Londorf (Kreis Gießen): Der Klingelborn (K.) liegt zwischen Londorf und Kesselbach in der „Burg". Das ist ein unheimlicher und gefürchteter Ort, den jedermann gerne bei Nacht meidet. Eine weiße Frau, die Ahnfrau der alten Burg, geht da noch heute um und hat schon manchen erschreckt. Sie ist einst eines unnatürlichen Todes gestorben und findet darum keine Ruhe. Ein Ritter soll sie in die nahe Lumda gestoßen haben. Andere erzählen etwas abweichend: der Ritter fuhr mit ihr in einem Wagen neben der Lumda her und lenkte die Pferde in den Fluß. Da versanken sie mit Roß und Wagen im tiefen Wasser, und niemand hat wieder etwas von ihnen gesehen. Seit der Zeit geht die weiße Frau hier um. Sie wandelt hinunter bis zu dem Brunnen, von wo aus sie das Schloß sehen kann. — Der Tribborn. — In einem Walde befindet sich das sog. „Schlapsloch", eine Räuberhöhle. Darin hauste in früheren Zeiten der Räuber Schlaps. — Zwischen Londorf und Nordeck quillt der Heilgenborn, jetzt Ursprung der Wasserleitung.

Lützellinden (Hessen-Nassau): Die Kinder kommen aus der Lâmekaut.

Maar (Kreis Lauterbach): Der Osterborn (K.) beim Dorf. — Der Rinnborn. — Der Ziegeborn bei der Schafwäsche (Wassertümpel unter der Saustallskuppe), an der „Ziegeseiche" (Wald und Feld). — Vom Pfaffenborn (nach Wernges zu) geht die Maarer Wasserleitung aus. Darin soll früher einmal ein Pfarrer, der auf dem Wege nach Wernges war, ertrunken sein. — Der Dierborn. — Der Sauerborn (Sûrborn). Sein Wasser schmeckt säuerlich. Es ist sehr gut, und oft verlangt es kranke Leute danach. An dem Born ist's nicht „sauber", es spukt da. — Der Haselborn in den „Haselwiesen", nach Wernges und Sassen zu, rechts von den Kalköfen. — Der Fuchswieselborn nach Schwarz zu. — Das Immĕtsbörnchen in den „Immĕtswiesen". Der erste Teil des Wortes ist wohl das vogelsbergische „Immĕtze" = Ameise (mancherorts, z. B. in Storndorf, auch „Bärĕmelse" genannt). — Der Mâjĕtterborn im „Mâjet". — Der Hêllezborn im

„Hêllezgraben". — Der Ansĕtterborn, nach der Lauterbacher Jungviehweide am Kugelberg zu. — Der Seileborn oder Rorebærgkboann am „Roteberg", beim „Nußküppel" (hinter dem Biĕl). In dem Born wohnen drei Jungfern, welche man häufig ihre weiße Leinenwäsche hat waschen und an den Nußhecken hat trocknen sehen. Auf dem Roteberg soll früher ein stolzes Schloß gestanden haben. Ein Mann aus Maar wollte einmal hier auf seiner Wiese roden, da geriet er auf ein Kellergewölbe. — Der Sandborn. — Das Tröppelbörnchen in der „Rotemaach", nach der Willoffer Straße zu. — Im „Bænnets" hat Bannerod gestanden. Daselbst, in der „Bænnetshohl" nach dem „Schirm" (einem Walddistrikt) zu, ist das Bânnetsbörnchen. — Das Biĕlsbörnchen, zwischen dem „Biĕl" (Berg) und den Kalköfen.

Meiches (Kreis Schotten): Der Brückenborn (K.) — Der Fettborn. Dessen Wasser wird (nach Bindewald, „Oberhessisches Sagenbuch", S. 31) als sehr heilkräftig gegen Augenkrankheiten gepriesen. — Der Häuscheshorn im Dorf. — Der Köhlerborn im Wald. Von ihm wird folgendes erzählt: Zwei Köhler bauten sich im Wald eine Hütte. Während der ersten Nacht, in der sie darin schliefen, quoll aus dem trockenen Boden so viel Wasser, daß sie den Platz verlassen mußten. Seit der Zeit läuft der Born unaufhörlich weiter. — In dem Hägsteich im Wald zwischen Meiches und Köddingen wohnt eine weiße Jungfer, die hat man schon öfter, wenn es ganz still im Walde war, im Wasser baden sehen. —

Merlau (Kreis Alsfeld): Das Ziegelteichbörnchen (K.) Bindewald (S. 30) erzählt folgende Sage: Nicht weit davon, wo ehedem das Schloß zu Merlau stand, ist ein Börnchen, das Ziegelteichbörnchen, das steht in hohem Ansehen mit seinem Wasser, nicht bloß im Dorfe, sondern in der ganzen Gegend. Sein Wasser battet (hilft) den Kindbetterschen, wenn's bei der Geburt schwer zugeht, und wenn Leute irgendwo auf dem Abschied liegen, holt man es ihnen zum Labetrunke. Aus diesem Börnchen stammen alle Merlauer. —

Mittel-Seemen (Kreis Schotten): Ph. Dieffenbach berichtet (Arch. f. hess. Gesch. V., S. 123): Ueber den Gesundbrunnen zu Mittel-Seemen, jener merkwürdigen Quelle, welche alle 50 Jahre zu Tage kommen soll, und wovon neuerdings in Zeitschriften die Rede war, erhielt ich von einigen Männern bestätigende Beiträge. So wurde mir (von Herrn Pfarrer Weitzel zu Hirtzenhain, der die

Nachricht von seinem Vater hatte) mitgeteilt, die Quelle sei allerdings zwischen 1792 und 1800 wieder geflossen, habe aber plötzlich nach einem Sturme, welcher mehrere Dächer abgedeckt, aufgehört zu fließen. Von Herrn Oekonom Koch erfuhr ich, bei den Pfarrakten zu Mittel-Seemen befänden sich noch Briefe und Nachrichten aus verschiedenen Jahren, in welchen der Brunnen geflossen, über denselben vor. Selbst Krücken von Geheilten wären daselbst noch zu sehen. Von den in dem Opferstocke durch dergleichen Personen niedergelegten Gaben sei sogar ein kleines Kapital vorhanden.

Münzenberg (Kreis Friedberg): In der Stadt liegen: Der Steinweger Brunnen. — Der Kettenbrunnen mit dem Münzeberger Wappen. — Der Pforteborn an der Steinweger Pforte. — Der Röhrborn (K.) in der Tränkgasse, ungefähr 1½ m tief. — Der Erbesborn (= Erbsenborn) in der Eiche; er heißt so, weil aus ihm das Wasser zum Kochen der Hülsenfrüchte geholt wird; alles andere Wasser enthält zuviel Salpeter. — Brunnen in der Froschgasse. — Plochbrunnen in der Eiche (Straße). — Marktbrunnen auf dem Markt. — Im Feld liegen: Der Kalte-Wieseborn in den „kalten Wiesen". — Der Salzbrunnen befindet sich hinter der Junkermühle. Leider ist seine Einfassung jetzt vollständig zerfallen. Das Wasser ist salz- und kohlensäurehaltig. —

Nieder-Breidenbach (Kreis Alsfeld): Die Kinder kommen aus dem Bornhäuschen.

Nieder-Florstadt (Kreis Friedberg): Zwischen Unter-Florstadt und Wickstadt ist in der Nidda eine gewaltige Tiefe, so erzählt Ph. Dieffenbach (Arch. IV., S. 280), welche das Schiffloch heißt. In ihm soll eine Kirche mit dem Turme, wenn man sie hineinstellte, untergehen. Einst war aber ein kühner Schwimmer, der sprang hinein und tauchte in die Tiefe. Man glaubte ihn verloren. Aber er kam wieder herauf und hatte unter jedem Arm einen Fisch und einen zwischen den Zähnen, alle von außerordentlicher Größe, wie man sie in der Nidda noch nicht gesehen, und die brachte er mit heraus an das Land. Man horchte staunend, was er unten von der Tiefe erzählte. Dort, sagte er, sei eine ungeheure Menge von Fischen, alle von gewaltiger Größe, und die stünden da, wie hier oben die Ochsen an den Krippen. Aus ihnen habe er die mitgebrachten genommen. Bald darauf ging er abermals hinunter zu den Fischen, um neue heraufzuholen und sich noch mehr unter ihnen umzusehen. Aber er kam nicht wieder herauf.

Nieder-Moos (Kreis Lauterbach): Die Kinder kamen aus dem Gemeindeborn; derselbe war mit Steinplatten bedeckt, ist aber jetzt beseitigt. Andere sagen, die Kinder würden aus dem großen Riedeselischen Teich geschöpft. — Ein beliebter Zusammenkunftsort der Jugend ist die „Sommerhüttschluft", ein anderer die „Totemannschluft". Sie führen über die „Steiger" (eine Berghöhe) hin. — „Von einem anderen Orte, Hirschrod genannt, wurde mir mitgeteilt, daß es zwischen Nieder-Moos und Bermutshain gelegen habe und noch ein Brunnen sich daselbst vorfinde." (Archiv V., Seite 118.)

Nieder-Weisel (Kreis Friedberg): Die Kinder kommen aus dem Härebörnche (= Heidenbörnchen), an der oberen Weede. Diese wurde wahrscheinlich 1684 angelegt, da „7 fl. 8 turnos „vor der Weed zu mauern" verrechnet werden. — Der große Reißerbach, von Hausen herkommend. Sein Bett war früher zugleich Fahrweg; an den Häusern entlang war ein schmaler Fußweg gepflastert. Schwoll der Bach an, so war er unfahrbar. — Die untere Weede wird gespeist vom kleinen Reißerbach. — Der Siegelbach fließt in die Wetter bei Oppershofen. — Bei der großen Trockenheit der Jahre 1857—59 wurden viele Brunnen neu, die meisten älteren tiefer gegraben. (Chronik von Nieder-Weisel von Pfarrer Kayser.)

Nidda (Kreis Büdingen): Die Ah, ein kleiner Bach in der Nähe der Dauernheimer Gemarkungsgrenze. — Die Kohder Bach (Kärrer Bach). Die Hohensteiner Bach; in der Gemarkung Michelnau heißt sie die Eselsbach, und oberhalb dieses Dorfes die Bach. — Die Salzbach kommt von Salzhausen her. — Die Nidda (Näid). — Der Teil rechts des Flusses heißt die Altstadt. Daselbst in der Bahnhofstraße der Altstädter Brunnen. Bei ihm stand früher eine alte Linde, die um das Jahr 1830 umgehauen wurde.

Obbornhofen (Kreis Friedberg): Der Obborn (K.) = „Oberborn" im Dorf. Von ihm soll das Dorf seinen Namen haben. Er ist etwa 2 m tief. Sein Wasser ist kalt und sehr gesund. Man versicherte mir, daß „ohne Obbornwasser getrunken zu haben, die Leute nicht zu Bett gehen". Darum ist es von alten Zeiten her Sitte, daß allabendlich fast aus jedem Haus ein Kind oder Erwachsenes mit einem Krug zum Obborn geht, um Wasser zu holen. — Manche Leute sagen auch ihren Kindern, die Neugeborenen kämen aus einem Börnchen in der „Kindfrau" ihrem Keller. Es wird auch

erzählt, die Hebamme habe einem Jungen dieses Brünnchen gezeigt und gesagt: „Ich will dir einmal zeigen, wo dein Brüderchen her ist. Da sind noch mehr drin". Sie ließ ihn dann hineinsehen. Da sah er sein Spiegelbild und rief: „Hu, was hat der en dicke Kopp!" — Der Liĕborn befindet sich beim „Liĕhof" im Dorf. — Vor der Feldbereinigung gab es im Feld eine Quelle, die Mädebach. Sie ist jetzt verschwunden.

Ober=Breidenbach (Kreis Alsfeld): Der Rinnborn (K.) in einer Wiese am „See", auch Seebörnchen geheißen. Da soll früher ein sehr großer Teich gewesen sein. — Der Pettchborn hinter der Kirche; da sitzt ein Krebs drin. — Der Häimborn (= Heimborn), früher war er der eigentliche Dorfborn, bei der Bruchmühle am „Häimeschwægk" gelegen. — Das Fortbörnchen am „Fortweg". — Das Wasebörnchen am Wasengarten. — Der Eschborn beim „alten Dorf", einer Wüstung. — Der Pfaffeborn. — Der Weißegrasborn im Grunde der Antrifft, nach den beiden Strauchteichen zu, jetzt zur Alsfelder Wasserleitung benutzt. — Den Kindern sagt man, im Wasser sei der „Hakenmann", der ziehe jeden, der zu nahe bei das Wasser gehe, hinab. Ganz besonders warnt man die Kinder vor den Brunnenlöchern, die sich vielfach in den Wiesen finden, die seien so tief, daß man einen Wiesbaum ganz hineinstellen könne. Auch die erwachsenen Leute hält eine gewisse Scheu von diesen halb verborgenen Wasserlöchern fern. —

Ober=Gleen (Kreis Alsfeld): Der Kreuzborn in der Nähe des Dorfes. Aus ihm werden die Kinder geholt. Vor dem Bau der Wasserleitung wurde sein Wasser von einem großen Teil der Dorfbewohner zum Kochen und Trinken benutzt. Er ist nur einige Meter tief, oben mit Steinen eingefaßt und mit einem Deckel versehen. Das Wasser ist ganz klar, aber etwas schwer. Es wurde mit dem Eimer geschöpft. — Der Glockenborn, unweit des Kreuzborns. In Kriegszeiten soll in ihm eine Glocke versenkt worden sein, um sie vor den Feinden in Sicherheit zu bringen. — Der Husarenborn hinter der Klobergsmühle. Er ist sehr tief, ein Wiesbaum soll nicht auf den Grund reichen. Den Namen soll er erhalten haben, weil ein Husar, der über ihn sprengte, mit seinem Pferde in ihm versunken sein soll. — Der Federborn an der Ohmeser Gemarkungsgrenze. Sein Wasser ist sehr gesund und wird, wenn im Sommer Leute auf dem Felde arbeiten, geholt. — Der Asselerborn an der Straße nach Alsfeld. Sein Wasser ist

weniger beliebt. — Das Hutbörnchen liefert nur wenig Wasser. Es wurde früher von den „Schlagern" („der Schlag" ist ein Dorfteil Ober-Gleens) geholt. — Der Himmelborn in der Nähe der Habertshäuser Brücke. Die Quelle kommt aus dem Himmelberg. Das Wasser gilt als heilkräftig. Noch heute wird es manchmal für Kranke geholt. Die Großherzogliche Forstverwaltung hat die Quelle vor einigen Jahren fassen lassen, sodaß das Wasser jetzt aus einer eisernen Röhre läuft. Waldarbeiter und Leute, die im Sommer in den Waldwiesen beschäftigt sind, trinken das Wasser gern. — Der Molkenborn im obern „Günzelröder Grund" an einer Waldecke. Dieser Brunnen ist gemauert, und die Großh. Forstverwaltung hat ihn vor einigen Jahren zudecken und mit einem Türchen versehen lassen. Sein Wasser ist molkig; daher sein Name. Es wird nicht getrunken.

Ober-Moos (Kreis Lauterbach): Der Kingsborn. Eigentlich soll sein Name: Königsborn sein; den soll er erhalten haben, weil Gustav Adolf aus ihm getrunken habe. Auch ein Gedenkstein wird noch gezeigt. Er springt zwischen Ober-Moos und Lichenrod. — Auf der Karte vom Freih. Riedes. Revier Gunzenau (1769) finden sich verzeichnet: Der Maasborn, heute auch wohl Moosborn genannt, eine kleine Strecke über dem Ober-Mooser Teich, vor dem Wald. Er kommt schon 1020 vor als Musesprinc. — Der Königsborn an der preußischen Grenze, hinter dem Walddistrikt „Maßborn". Beide Quellen werden schon erwähnt in der Freih. Riedes. Forstbeschreibung von 1725: „Dafür (vor dem Distr. Maßborn) ligt ein acker so Hanß Andreas König von Ober-Moß zu gehört, worauf etliche Buchen stehn". Danach ist es wahrscheinlich, daß sich der Name Königsborn von diesem Eigennamen herleitet. — Der Weyerswiesenborn am Ober-Mooser Teich. — Der Wünschebronn am Nordwestrand der „Wärschbach" nach Nieder-Moos zu. — Heute wird noch genannt: der Aehlchesborn am Nordabhang der „Naxburg" im Fichtenbestand. Unweit davon ist im Wald ein kleiner Teichtümpel.

Oberndorf (Kreis Alsfeld): Unter der Brücke der Felda ist ein Kringelloch, da fährt das Wasser stets im Kreis rundherum. Da findet man keinen Boden unter dem Wasser.

Ober-Sorg (Kreis Alsfeld): Der Riehrborn (= Röhrborn) oder Rinnborn in den Wiesen im Dorf, ein starker Born. — Die Kinder kommen aus dem Allorebörnchen, nach Hergersdorf zu. — Der Hölzeschborn in den „Hölzeschwiesen", oberhalb

des Dorfes im Schwalmtal, über dem Teich beim Wald gelegen. Unter dem Bett dieses Teiches wurde 1913 ein Lager von Kieselgur-Erde festgestellt, das seitdem ausgebeutet wird. Der Teich ist in fiskalischem Besitz. — Der Kæhlborn nach dem „Melcheschgrond" (Melchiorsgrund, besteht aus 2 Bauernhöfen) zu, in der „Kæhl" (wohl = Kehle), einem kahlen Einschnitt in den bewaldeten westlichen Höhenrücken. Er liegt gegen den „fetten Berg" (fædde Bærj) hin. Gelegentlich der Feldbereinigung (vor einigen Jahren) wurde der Born in Röhren talab, quer durch die Schwalm, in den zweiten Wassergraben geleitet. — Hinter den Häusern „am Berg" liegen die Bergbörner.

Der Oberwald (Kreis Schotten, Kreis Lauterbach): Der Oberwald ist reich an Wasser. Nidda, Nidder, Lüder, Altfell, Lauter und Ohm haben entweder ihre Quellen dort, oder sie beziehen reiche Wassermengen aus seinen Wäldern. Die zwischen den Wäldern eingebetteten Waldwiesen haben ebenfalls nicht an Wassermangel zu leiden; die Bräungeshainer Heide ist sogar so morastig und sumpfig, daß es direkt gefährlich ist, sie an gewissen Stellen zu durchqueren. Man ist fortwährend in Not, in dem weichen, schwammigen Boden einzusinken. Binsen und andere Sumpfgräser bedecken dicht gedrängt den Boden und haben so das uralte Torfbecken mit einer grün berasten, dichten und federnden Oberschicht überkleidet. Zwischen den Spierstauden und Erlen halten sich Begasinen in großer Zahl auf, und wer an warmen Sommerabenden ruhig am Rande der Heide verharrt, der hört bald das weiche Flügelsurren der „Huddergeiß", so nennt man die Begasine in Lanzenhain, über den stillen Moorboden hintönen. Bald taucht es hier auf, bald dort, schwillt schnell an und verhallt wieder leise im Winde. Es gehört zu den Stimmen des Oberwaldes. Wer hätte nicht schon mit Wonne einer anderen Stimme, dem hellen Plätschern der Oberwaldbäche gelauscht, wenn sie raschen Laufes, von Farrenkraut und Moos überdeckt, dem Lande ihrer Geburt und Kindheit enteilen?

Wohl sind die zusammenhängenden Waldflächen groß und man kann stundenlang seinen Weg ununterbrochen durch geschlossene Waldbestände verfolgen. Viel größer aber als in der Wirklichkeit macht sich die Ausdehnung des Oberwaldes in der Vorstellungswelt der Umwohner breit. Eine alte Frau aus Ulrichstein, die gewiß noch wenig Verständnis für eine Landkarte hatte und von Kartenlesen wenig verstand, behauptete allen Ernstes, der Oberwald sei sechzehn Stunden lang, so habe sie in ihrer Jugend immer sagen

hören. In den älteren Zeiten mußte er für die meisten der umwohnenden Leute auch eine unbekannte Gegend bleiben. Nur wenige kannten die unbegangenen Pfade, welche über die Höhe und durch die Gründe des Oberwaldes hin zu den Dörfern am gegenüberliegenden Waldrande hinführten. Man mied auch diese stundenlangen Wege, denn — man fürchtete sich, vor den Geistern und den Menschen. Der abenteuerlichen Spukgeschichten, die von den Schneisen, Felsen und Teichen im „Oewerwahld" zu erzählen wußten, war eine große Menge. Eine wichtige Rolle in diesen Geschichten spielten die Kohlenbrenner, welche droben in ihren Köhlerhütten wohnten und so mitten im Oberwalde all dem Schrecklichen ausgesetzt waren, von dem man an den langen Winterabenden sich so viel zu erzählen wußte. Früher war auch der Oberwald noch sehr wenig durchforstet. Windfälle, zusammengebrochene Stämme, Aeste und Unterholz bildeten ein Wirrnis, das einem Urwald ähnlich sah. Da hatten die Holzhauer keine leichte Arbeit. Ein Mann aus Kölzenhain, der 25 Jahre im Oberwalde „Holz gemacht" hatte, versicherte, daß im Winter der Schnee oft so dick lag, daß man wochenlang feiern mußte.

Rundum eingeschlossen von den großen Wäldern, eingerahmt von schattigen Baumgruppen und Waldrändern, welche zum großen Teil noch nicht die gerade Linie als Regel auftreten lassen, liegen viele Waldwiesen in den Schoß des Forstes eingebettet. Ihre verschwiegene Stille wird höchstens im Sommer unterbrochen, wenn die Bauern aus den ferngelegenen Dörfern hierher kommen, um das Heu einzubringen. Häufig ist es da Sitte, daß die Mäher schon am Abend vorher heraufkommen, ein Stückchen anmähen und dann die Nacht über in den Waldwiesen schlafen, um am andern Morgen zeitig bei Hand zu sein, wenn es gilt, bis zum Mittag die Arbeit fertig zu haben. Es ist natürlich, daß Dinge, welche nicht mit den Menschen in Berührung kommen, namenlos bleiben müssen. Dieser Fall trifft gewiß auf viele Stellen des Oberwaldes zu. Niemand weiß sie mit Namen zu nennen. Andere Orte wieder werden in den Dörfern am Südrand des Oberwaldes anders genannt als am Nordrand desselben, und die Idendität zweier Namen läßt sich nach der bloßen Beschreibung der Leute oft schwer feststellen. Einige Namen von Waldwiesen, die zum Teil dem General-Kulturplan für den Vogelsberg entnommen sind, zum Teil aus benachbarten Dörfern, besonders aus Kölzenhain stammen, mögen hier folgen. Im östlichen Teil des Oberwaldes liegen: Ochsenwiese, Sieg-

wiese (es müßte wohl eher Siechwiese geschrieben werden, weil in früheren Zeiten häufig Pestkranke auf solchen abgelegenen Waldwiesen untergebracht und verpflegt wurden), Lindenwiese (1769: „Linnenwiesen"), im Föllchen (östlich am Geiselstein), Geiselsteinsgrund mit der Goldwiese, die Heide. Im westlichen Oberwald liegen: Die Flösser, die Weiberwiesen (bei Rebgeshain), die Michelswiesen, die Hettewiesen und die „gleiche Koare" nahe beieinander, Eckewiese, Adcheswiese, Lauche-rodswiese, Noarewiese, Fohlenweid, das Waldbruch, der Küh-onnen (da hat der Rudingshainer Kuhhirt „geonnert" = ge-untert; „Untern" ist = der Nachmittag; d. h. also, er blieb den ganzen Nachmittag da), Appelswiese (Eigennamen in Rebgeshain).

In diesen Waldwiesen, zum Teil auch mitten im Wald verborgen, liegen nun die zahlreichen Börner, welche den Wasserreichtum des Oberwaldes erkennen lassen. An der Oberwaldstraße nach der Station „Oberwald" zu ist der Dippenlochsborn. Oestlich unterm Taufstein, ebenfalls an der Straße, liegt der Hoherainsborn. Aelchesbrunnen nach Lanzenhain zu, zwischen Nesselberg und unterem Hirzenhain. Auf der Karte vom Freih. Riedes. „Oberwaldforst" (1769) heißt er „Bron im Lichtebruch". Auf der Nesselbergwiese, nördlich vom Nesselberg ist auf derselben Karte der „Neßelbergbron" (1769) angegeben. „Schuhhansenbron" (1769) zwischen Wolfsmühle bei Lanzenhain und der Ecke des Mullstein (Wald). Spitzesteinskopfsbrunnen zwischen Spitzestein und Ellersbruch (Lanzenhain). Münchborn (1769: „Münchenbronn") auf der Wiese zwischen Münchenhain und Straße (von Lanzenhain nach Eichelhain). Da soll früher ein Kloster gestanden haben. Eichhölzchesborn (Wagner „Wüstungen", S. 464!) zwischen Lanzenhain und Eichelhain (im Feld), Quelle des Eichholzwassers, das nach Herbstein zu abfließt. „Ellersbron" (1769) am Ausgang des Oberwaldes nach Lanzenhain zu, am Ellersbach, zwischen „Ellers Platt" und „Kleiner Kohlstock". Bruchählches zwischen „Schneiselhaag" und „Großem Bruch" in einer Wiese. „Bron in den Füllgeswiese" (1769) am „Schotterpfad" von Lanzenhain nach Schotten. Heute heißt in Lanzenhain ein Born im „Föllchen": Heidebrunnen (zwischen Geiselstein und Neuem Wald), wahrscheinlich nach der Oberwaldheide so benannt. „Bron" (1769) zwischen „Ochsenbruch" und „Eysen Kauten". Der Kohlstocksbrunnen in den Wiesen unterm Kohlstocksberg. Lindenwiesenborn in der Lindenwiese. „Röder-

bron" unterm „Röder Kopf" (1769) nach Eichelhain zu. Im Untersten Herrnhag soll sich ein Born, der Dahmersbrunnen, befinden, von dem wird erzählt: Die Quelle ist jedes Jahr 2 bis 3 Monate trocken; dann und wann hört man plötzlich das Wasser rauschen, und wenn es kommt, dann läuft in einer Stunde nicht mehr heraus, als in einen Eimer geht. Eine Stunde später kommt kein Tropfen mehr aus dem Boden. Ihren Namen hat die Quelle von einem Köhler, namens Dahmer, der den Brunnen beobachtete und immer von ihm erzählte. Von einem Born, genannt Petersborn, erzählte ein Mann aus Eichelhain, daß er jedes Jahr im August genau einen Monat ausbleibe. Sonst laufe der Born sehr stark, er treibe allein eine Mühle. Nähere Ortsangabe fehlt. Vielleicht ist er identisch mit dem „Breitebron" (1769) im „Hörgenauer Alten Schlag", nordwestlich der Straße. Sein Wasser bildet einen kleinen Zufluß der Schlitz von rechts. Die Quellen des Scheerwassers liegen im Siegwiesenbruch und Ahlenbruch, östlich vom Neuen Wald. Es fließt nach Lanzenhain zu und treibt nacheinander die Wolfsmühle, Heckenmühle, Weißmühle und Eschenmühle.

In der westlichen Hälfte des Oberwaldes sind minder zahlreiche Brunnen zu verzeichnen. Der Goldborn (1769: „Goldbronn" am „Haberacker") im Geiselsteinsgrund, am Waldrand gegenüber dem Geiselstein; ein starker Born. Das Wasser tritt an einer Stelle zu Tage, wo roter Basalttuff lagert, der für Wasser sehr undurchlässig ist. Schaut man in das Wasser, so sieht man den roten Grund durchleuchten. Hiervon mag vielleicht der Name des Goldborns kommen. Nicht weit davon ist die „Goldwiese". — Der Karlsborn am Südrand des oberen Forellenteichs. — Der Parackengarten östlich vom oberen Forellenteich. Dort war ein Jagdschloß des Landgrafen Ludwigs VIII., jetzt ist ein Pflanzgarten daselbst. — Der Oberwaidborn oberhalb des Breungeshainer Friedhofs am Hoherodskopf. — Im Wald am „Mühlberg" zwischen Breungeshain und Sichenhausen ist der Sauborn; er ist eingefaßt. — Die drei Streitbörner westlich von den „sieben Ahorn", an der Oberwaldstraße. Die Gemeinden Rudingshain und Feldkrücken hatten früher einmal Streit wegen des Wassers, daher der Name. Er hat Abfluß nach beiden Seiten. Nach Rudingshain fließt die Graswiesenbach, nach Feldkrücken die Streitbach. — Der Hetteborn (= Hüttenborn) in den „Hettewiese". — Der Kalte Born beim kleinen Forellenteich. — Oestlich unterm „Sieben-Ahorn", nach der „Heide" zu fließt der Landgrafenborn, nach

Ludwig VIII. benannt, der häufig im Oberwald weilte und dort jagte. Er ist gefaßt und läuft aus einer Röhre. Sein Abfluß ist die Nidda, die streckenweise bei Rudingshain Hundsbornbach genannt wird. In der Nähe des Borns sieht man die „Heide“ im Sommer, Ende Juni, in dem satten Tiefgelb der „Krone des Oberwaldes“, der gelben Gehannsblume, anderwärts Bergwohlverleih benannt, aufblühen. — An der Straße Ulrichstein—Schotten, unter der „Poppenstruth“ und der „Feldkrückerhöhe“ ist der Ludwigsborn. Ueber die Anlagen bei dem Brunnen schreibt (um 1840) Ph. Dieffenbach (Arch. f. h. Gesch. V., S. 93): „Man benutzte die Felsen des Geiselsteines zur Erbauung des Ludwigsbrunnens am südwestlichen Abhang der Feldkrücker Höhe. Außer hier wurden auch am Landgrafenborn, sowie auf dem Hoherodskopf neuerdings Anlagen gemacht“. Die Errichtung und Benennung der Bornanlage geschah zu Ehren Großherzogs Ludwigs I., des Schöpfers der hessischen Verfassung. — An der Oberwaldstraße in der Nähe der „Poppenstruth“ springt der Adcheswiesenborn. Er kommt unter den Wurzeln einer Fichte hervor (auf einer freien Wiese, der „Adcheswiese“). Obwohl die Quelle sehr stark fließt, war sie doch in dem trockenen Jahre 1911 ganz wasserlos. Auch andere starke Borne waren in jenem außerordentlich trockenen Sommer vollständig ausgetrocknet, so der Ludwigsborn, der Landgrafenborn und der Michelbacher Born zwischen Schotten und Hoherodskopf. — In den „Michelswiesen“ in der Nähe des „Forstwiesenkopfs“, nach Rebgeshain zu, sind die Michelsbörner, vielleicht die stärksten Quellen des Oberwaldes. Sie liegen östlich vom „Spielmannswäldchen“. Ihr Abfluß ist die Schlitz. Der „Batteborn“ (1769, Freih. Riedes. Revierkarte) in den „Michels Wießen“. Auf derselben Karte sind zwei Quellen der Schlitz angegeben. — Der „Weinfäßgesbron“ (1769) am „Schultzenwiesenzipfel“ zwischen Rebgeshain und Wiesenhof. — Der „Heufelderbron“ bei den „Engelröder Heufeldern“ am Südrand vom „Krichbruch“ (1769). — Die Quellen des Ellersbaches (nach Lanzenhain zu) liegen auf der „Breungeshainer Heide“, der Lauter in den „Weiberwiesen“ und im „Roterdekopf“ (über Rebgeshain). Die Schlitz fließt über Eichelhain und Eichenrod, die Lauter über Engelrod. — Weiter zu erwähnen sind noch folgende Bäche: die Ahlbach bei Grebenhain, die Schwarzbach (oder der Schwarze Fluß) und die Haselbach bei Ilbeshausen, die Ohbach bei Rebgeshain und die Gilgbach (kommt aus Waldwiesen, den sogenannten „Flössern“) bei Langwasser.

Okarben (Kreis Friedberg): Zwischen Okarben und Kloppenheim, westlich der Straße, lag die Wüstung „Hülshofen“, jetzt „Heuzhofen“ genannt. Die Heuzhöfer Bach fällt bei der Dögelmühle in die Nidda. (Arch. V./13, S. 157; um 1840.)

Oppershofen (Kreis Friedberg): Zwischen Rockenberg und Oppershofen lag der Ort „Oesterling“, und zwar an der Grenze zwischen dem Rockenberger, Oppershofer und Niederweiseler Gebiet. Dort ist noch ein Brunnen, und man nennt's „am Oesterlingsbrunnen“. (Arch. V./13, S. 131; um 1840.)

Ortenberg (Kreis Büdingen): Die Kinder kommen aus dem Dörnsteinerborn, nach der „Rumpelsburg“ zu.

Otterbach (Kreis Alsfeld): Kuzeborn (K.) und Lochborn im Dorf, in Stein gefaßt. Bruchborn in den „Bruchwiesen“ nach Nieder-Gemünden zu.

Pfordt (Kreis Lauterbach): Der Hänkeborn an der Straße nach Frau-Rombach. Die Kinder kommen aus der „Breiteck“, einer Uferstelle der Fulda zwischen Pfordt und Frau-Rombach. Der Salzborn. „Bei Kalibohrungen im Jahr 1906“, so schreibt Hotz in seinen „Flurnamen der Grafschaft Schlitz“ (Darmstadt 1912), „wurde in etwa 400 Meter Tiefe eine starke Quelle erbohrt und gefaßt, die jedoch mehr eisen- wie salzhaltig ist. Von den Bewohnern des Dorfes wird das Wasser gegen mancherlei Gebreste gern und viel getrunken.“ Die Quelle liegt im „Untersten Grund“.

Queck (Kreis Lauterbach): Der Oberborn im Oberdorf. — Der Pfingstborn mit heilkräftigem Wasser, sogen. „Pfingstwasser“. Es wurde früher oft gegen Augenkrankheiten angewandt. Ein alter Steinbrunnen, bei dem es auch „wannert“. — Der Sälzerborn (Sälzerschkut) (Meßbuch 1584: Soltzenborn), eine tiefe Wasserkaute an der alten Straße. Darin soll früher einmal einer der thüringischen Salzhändler, welche hier vorbeizogen, mit seinem Esel ertrunken sein. In der Gemarkung Unter-Schwarz gibt es noch einen „Sälzerweg“ [1]. — Der Brückenborn (1584: Bröckenborn), K., am Weg von Sandlofs nach Queck links (an der „Straße durch die kurzen Hessen“), dem Foazborn gegenüber. — Der Foazborn an demselben Weg; ob der Name davon kommt, daß man dem Wasser etwa gesundheitliche Wirkungen gegen Blähungen zu-

[1] Auch in Helpershain nennt man eine Straße (nach Meiches zu) die „Sälzerschgasse“. Diese Benennung könnte daher kommen, daß man früher in gewissen Teilen der Gemarkung für die Schafe Salz zum Lecken hinlegte. Am Merschröder Teich (bei Strebendorf) liegt eine Waldwiese, die wird heute noch „die Salzlack“ genannt.

schrieb, oder wie Wolf (s. bei Lindheim) meint, von dem Ton des aus der Erde ausströmenden Wassers oder gar von seinem Geruch, — wer will das entscheiden. Der Volkssage nach soll der Name eine Abkürzung von Bonifaziusborn sein, und man weiß folgende Sage zu erzählen: Als Bonifazius in die Schlitzer Gegend kam, steckte er einmal seinen Stecken in die Erde, ganz von ungefähr. Als er ihn wieder herauszog, da sprudelte aus der Stelle eine klare starke Quelle. Daran erkannten die Leute, daß der Christenglaube der richtige Glaube sei und ließen sich taufen. — Einen Farzborn gibt es noch bei Lindheim und einen Foatzborn bei Hemmen; von letzterem wird die angeführte Bonifaziuslegende auch erzählt. Auch bei Ober-Mossau im Odenwald springt ein „Faazebörnchen". — Auf den Bornlieden, Aecker mit Quellen bei Hof Sassen.

Radmühl (Kreis Lauterbach): Der Kohlborn im Dorf, in der Nähe von der Ennĕsche Mühle. Er ist mit Sandsteinplatten zugedeckt. — Der Hühnerborn nach Salz zu. — Die Salzbach trennt das preußische Radmühl von dem hessischen.

Rainrod (Kreis Alsfeld): Der Eichborn am Köllnberg, ein sehr starker Born. In ihm sind die kleinen Kinder. — Der Brunkelsborn. — Hinterm „Kohlhaupt", nach dem Auerberg zu, liegt ein schmaler Waldwiesengrund, der „Poschgrund", auch „Parrschgrund" (in Reuters: „Buschgrund") geheißen. In dessen oberstem Winkel läuft der Poschborn. Er ist mit einem Deckel versehen und rinnt neben einem Waldhäuschen aus einer Röhre. An dem Orte weisen sehr viele Eisenschlacken darauf hin, daß da in alter Zeit eine Waldschmiede gestanden hat. — Der Lenzenröder Born liegt auf der Wüstung „Lenzenrod". Früher soll da ein Teich gewesen sein. Bei dem Born lagen drei große Steine, von denen ging die Sage, daß die drei Glocken von Lenzenrod unter ihnen lägen. Die alten Leute sagen immer, bei klarem Wasser könne man sie unten liegen sehen. Ursprünglich sollen aber die Glocken von dem alten Dorfe „Hemmenrod" gestammt haben. Lenzenrod wurde im 30jährigen Krieg zerstört; noch liegt eine Wiese dort, welche den Namen „der Kirchowĕt" (= Friedhof) führt. Früher glaubte man immer, wer von dem Wasser des Borns trinke, bekäme Pocken (einen Hautausschlag). Jetzt aber — seitdem die Quelle Ursprung der Rainröder Wasserleitung ist, weiß man, daß das Wasser sehr gut ist.

Reibertenrod (Kreis Alsfeld): Am „Möncheberg" liegt der Doreweg sborn (= Totenwegsborn). Da sind früher, als die Leuseler noch nach Alsfeld begraben wurden, die Toten hergetragen worden.

Reiskirchen (Kreis Gießen): Die Hebamme holt die Kinder aus dem Rödernbrunnen in den „Rödernwiesen".

Renzendorf (Kreis Alsfeld): Die Kinder wachsen im Fettborn oder Häuschesborn, auch Geistebörnchen genannt. Der Brunnen ist mit einem Häuschen überbaut.

Reuters (Kreis Lauterbach): Die kleinen Reuterser werden alle aus dem Teich mitten im Dorf geschöpft. Daher erklärt sich auch der Scherzname „Teichhinkel" für die Bewohner des Dorfes.

Rimbach (Kreis Lauterbach): Zu erwähnen sind die Quellen im Krätersgraben.

Rixfeld (Kreis Lauterbach): Die Karte vom Freih. Riedes. Revier Eisenbach vom Jahr 1764 führt an: „Johänngesbron" am Pfad von Schlechtenwegen nach Rixfeld.

Rodheim bei Nidda (Kreis Gießen): „Unweit dem Grasser Hof befindet sich ein sumpfiger Platz. Der Sage nach soll hier einst ein Wagen versunken und erst in Holland wieder zu Tage gekommen sein. Es wird auch erzählt, man habe vor Zeiten viele Wagen voll Steine zur Ausfüllung hineingeworfen, aber den Zweck nicht erreichen können." (Ph. Dieffenbach im Archiv V./13, S. 70; um 1840.)

Rodheim v. d. Höh (Kreis Friedberg): Nach Dieffenbach ist im Gemeindewald ein Ketzerborn; er hat einem ganzen Distrikt seinen Namen gegeben. — „Wirtheim, das 1390 genannt wird, lag in der Nähe von Rodheim, wohin sich die Einwohner zogen, und wohin auch der Brunnen geleitet wurde. Die Landgeschworenen von Wirtheim kommen noch im Jahre 1589 vor." — An die Wüstung Sterzelheim erinnert noch die „Stürzelheimer Hohl" in der Gegend von Rodheim. „Im Jahr 1837 wurde der in der Gegend befindliche Brunnen, nämlich oberhalb der Wiesen, welche der Vicinalweg von Rodheim nach Holzhausen durchschneidet, zugedeckt. Auch seiner geschieht 1390 Erwähnung." (Archiv V./13, S. 156—157.)

Rommelhausen (Kreis Büdingen): Der Sage nach kam einst Barbarossa von Gelnhausen aus nach Rommelhausen zur Jagd und begehrte, aus dem Kaiserbrunnen zu trinken. Aus dem einzigen Tongefäß des Ortes trank er, erkannte daran die Armut der Bewohner und befreite sie für immer vom Zehnten. (Arch.)

Romrod (Kreis Alsfeld): Die Kinder werden aus dem Jungfernborn geholt. Er liegt zwischen Romrod und der Lippmühle, ist gefaßt und war früher Gemeindeborn. — Die Lickerholzquelle

(auch -teich), jetzt Wasserleitung. — Dieffenbach gibt an (Arch. V., S. 49): Weiter westlich lag Melbach oder Mölbach, wovon noch Mauerwerk vorhanden sein soll. Ein in der Nähe liegender Teich heißt der Melbacher Teich.

Rosbach (Kreis Friedberg): Ph. Dieffenbach schreibt (Arch. IV., S. 288): So hat auch Rosbach seinen Namen und die Rose in seinem Wappen von einer Menge von Rosen, welche sonst um die Quellen herumstanden, die unweit des Ortes sind. — Arch. V./13, S. 149): Der Rosbach entsteht oberhalb Ober-Rosbachs aus dem Zusammenflusse mehrerer nicht weit von einander liegender Quellen und treibt gleich zwei Mühlen. Gewiß uralt ist der Brauch, daß alle Jahr am ersten Oster- oder Pfingsttage die Rosbacher mit ihren Kindern an diese Quellen des Roßbachs ziehen und ihren Kindern daraus zu trinken geben. Ehemals schrieben sie diesem, an einem solchen Tage genossenen Wasser eine solche Heilkraft zu, daß sie sogar für diejenigen, welche mitzugehen verhindert waren, das Wasser mit nach Hause brachten.

Sandlofs (Kreis Lauterbach): Der Wiesenborn, Gemeindeborn, hat gutes Wasser. — Es gibt zwar einen Flurnamen Rohrborn (Wiesen), daselbst befindet sich aber keine Quelle. Meßbuch 1584: „Vff dem Rohrbornn“.

Schadges (Kreis Lauterbach): Der Hölzenborn im „Hammerschlag“, einem Wald. — Der Schinnerschborn nach Altenschlirf zu. Da soll früher ein Dorf gestanden haben, das soll im dreißigjährigen Krieg zerstört worden sein. — Der Bruchborn wird jetzt zu einer Privatwasserleitung für Schadges verwendet. — Am ersten Christtagmorgen wird Christtau geholt; wer zuerst kommt, kriegt den besten. — Die Kinder kommen aus dem Böckelborn in Stockhausen. — Zwischen Schadges und Rixfeld am „Mühlberg“, zwischen den Abteilungen 4 und 2a des Riedes. Forstes liegt eine Quelle, schwarzes Floß genannt. Der Mühlberg wird 1725 angeführt als „Am Attenberg“; 1764 dagegen heißt er „Mattenberg“. Diese Wandlung ist ein Beispiel dafür, wie der Sprachgebrauch den auslautenden Mitlaut eines Verhältniswortes an das folgende Dingwort hinüberzieht, vorausgesetzt, daß dieses mit einem Selbstlaut beginnt[1]).

[1]) Andere Beispiele dieser häufigen Erscheinung sind: „Zum Eiches“, jetzt „Meiches“; ein Wiesgrund zwischen Stockhausen (siehe da!) und Landenhausen führt in der Grenzbeschreibung von 1524 die Namen: „in dem Ulkaitz“ und „Mulkets“; „Am Igelstein“ (runder Steinkippel südlich von Rudlos im

Auf der Riedes. Revierkarte von 1764 ist noch verzeichnet der „Kulmannsborn“ im „Kalten Leiden“ am Holmesberg zwischen Landenhausen und Schadges.

Schlechtenwegen (Kreis Lauterbach): Der Tröppelborn (1768: „Tripelbron“) im Steigertal am Südabhang der „Hard“ bei Schlechtenwegen und Zahmen; er tröpfelt über bemoostes Felsgestein herunter. — Der Mühlborn am Bornrain. Er wird als heilkräftig gepriesen. Am Ostermorgen holen die Leute Osterwasser bei ihm.

Schlitz (Kreis Lauterbach): Die Cyriaxquelle (Zijelbränerbernche) unter der Ziegelei über den „Weyherwiesen“. — Die böse Bornslied. Dazu gibt Hotz folgende Erläuterung: War früher ein Brunnen in den Wiesen, der schlechtes „böses“ Wasser hatte. Das Gelände liegt an einem Abhang. — Die drei Quellen am Heidberg beim Bahnhof. — Der Hintergässerbrunnen, auch Eisbörnchen genannt. Das Wasser ist eisenhaltig. Graf Wilhelm (1793—1839) ließ ein Badehäuschen (Wilhelmsbad) an der Quelle errichten. Heute steht nur noch eine Pumpe in der gefaßten Quelle. (Hotz.) — Die Judenpfütze (Judepetsch), ein Wassertümpel im „Schißberg“ (Wald) beim „Judengraben“. — Der Marktbrunnen, Springbrunnen mit Steintrog und Umfassungsmauer. — Der Pfingstborn; der Kleinkinderbrunnen; ebenso der Brunnen, an dem an Pfingsten in einem kleinen Krug heilkräftiges, lang haltbares Wasser geschöpft wurde. (Hotz.) Er liegt am „See“. — Der Sengelbach fließt durch Schlitz. Oberhalb der Stadt heißt er nur die Bach. — Der Schlitzfluß (ds Waser). — Der Steinborn (1562: „Steinbronn“). — Das Hinterwasser ist ein Flußarm der Schlitz. —

Im Schlitzer Wald liegen ebenfalls zahlreiche Quellen. Das Buschelbörnchen im „Finsterküppel“ (Buchenniederwald) ganz im Norden, nahe der Hessen-Kasselischen Grenze. — Der Buchenborn im „Hinteren Heidküppel“, am Sengersberg. — Die Karte von 1584 gibt an: „Erlitzgraben“ (im Norden) — Nach Grebenau zu heißt ein Wald „im Kalteborn“, 1572 genannt: „Vff dem kaldten Bronnen“. — Der Kramersborn (1584) im „Hahnenbalz“ (Buchwald), nach Udenhausen zu. — Pfaffenbach (1525) mit dem

Hohwald) heißt heute „Michelstein“ oder „der hohe Michelstein“; auch die Doppelform „Ulrichstein“ und „Mulstein“ gehört hierher. Der umgekehrte Vorgang, die Lostrennung des am Dingwort anlautenden Mitlautes liegt vor in „ein Nachen“, was heute in der Mundart (Storndorf usw.) heißt „en Ache“.

Pfaffenborn (1525: „Pfaffenbrun") in der „alten Heide" (Wald im Norden), Abfluß nach Gemarkung Rimbach. — Die Karte von 1584 verzeichnet einen „Jockebron", einen „Guldenbrun" und einen „Rosenborn".

Schwarz (Kreis Alsfeld): Der Sandborn. — Der Bindewaldsborn. Im Jahre 1911 ließ die Gemeinde Reuters hier schürfen, die Quelle genügte aber nicht zur Wasserleitung. Man grub eine Tonschicht durch von 4 Meter Stärke, durch welche sich die dünne Wasserader einen Weg gebohrt hatte. — Der Eichborn (K.) — Der Köhlerschborn bei der Hannchesmühle, gesund und sehr kalt. — Der Seibelsborn. — Der Pfeifenborn nach Lingelbach zu im Wald. — Der Druckborn. — Der Schwarzborn ist wegen der Güte und des Reichtums seines Wassers berühmt. Er ist sehr kalt. Tasche hat ihn 1858 gemessen und die Temperatur in seiner „Geologischen Karte vom Großherzogtum Hessen, 1859" ausführlich mitgeteilt. Der Born tritt am Fuße des „Schwarzbornrains" zwischen Muschelkalk und Buntsandstein zu Tage. Abfluß nach Schwarz zu. Dieffenbach schreibt (Arch. V., S. 60): „An einem dort gelegenen Brunnen, der Schwarzborn oder Schwarzbrunnen genannt, findet noch jedes Jahr auf Himmelfahrtstag eine Volksversammlung statt, bei der Musik gemacht wird." Hier liegt eine Verwechslung vor. Diese Waldfeste fanden früher statt beim „Jägerhäuschen" über Wernges, wo sich die Bewohner von Maar, Wernges, Schwarz und Reuters zu Fest und Tanz zusammenfanden. „Bann's do ka Wichs gegah hatt', do hatt's net schö gegange." —

Sellnrod (Kreis Schotten): Der Träibsborn (K.) im Dorf, im „Träib" (Straße). — Das Hossebönnche in einer Waldecke. Da liegen häufig „Hosse" (Zigeuner). — Die Hauptquelle am „Bonnbærgk" (= Bornberg). — Der Gassebonn im Dorf, in der „Gasse".

Södel (Kreis Friedberg): Das Beuneböernche am „Beunewägk" nach Echzell zu, in den Krautgärten. — Der Somborn am „Sombärgk" beim Wingert. Von hier aus ging früher der Röhrborn durch die Burg (jetzt beseitigt). — Der Jirreborn im Dorf. — Die Weed, ein kleiner Weiher im Dorf bei der Kirche.

Staden (Kreis Friedberg): Zwischen Staden und Dauernheim und zwar zwischen dem „Auwalde" und dem „hohen Berg" liegt der Nornborn, vom Volk auch „Nernborn" genannt. (Arch. V./13, Seite 41.)

Stangenrod (Kreis Gießen): Der Gruweborn (= Grubenborn) (K.) im Feld, in der Sandgrube unterm Galgenberg. Um den Born herum stehen Nußhecken und wenn die Buben hingingen, sich Haselstöcke zu schneiden, dann wurde ihnen gesagt: „Ihr Keann, gett nit bei den Grubbeborn (mundartlich erscheint auch diese Form), da ist einer drin, der hat en Haken und zieht euch eninn!" — Der Feldborn, etwa 50 Meter vom Dorf, nach Grünberg zu. — Der Bocksborn im Dorf. — Der neue Born im Dorf, beim Teich. — Der Lindeborn im Dorf, in lauter Fels gehauen, wohl an 100 Meter tief. Weil der Fels aber porös war und Wasser wieder durchsickern ließ, mußte der Brunnen halb mit Lehm ausgefüllt werden. Er liegt beim Spritzenhaus. — Der Dorfborn im Oberdorf an der Hauptstraße, jetzt zugeworfen, weil Wasserleitung vorhanden ist. — Das Dippeloch, eine starke Quelle, nicht tief, sodaß darin mit einem „Dippen" (Topf) geschöpft werden konnte; es liegt an der Straße nach Weitershain rechts in dem Wiesengrund (in der „Soolbach"), der um den Heegberg herumzieht. — Der Pfingstborn an der „Pfingstweid", war oben „gedeckelt"; „hier an der Stelle quall der Bonn, und daneben war die Tränke". Er hatte noch immer Wasser. Unterhalb der Pfingstweide lag das Dorf Münncherod, das soll im 30jährigen Krieg zerstört worden sein. — Im Ort ist ein Teich, der ist auch noch nie trocken geworden.

Steinberg (Kreis Gießen): Das Winkelĕbörnchen an der Straße nach Grüningen. Aus ihm kommen die Christenkinder. Wenn's am Neujahrsabend läutet, dann holt man Wasser an dem Born, das besitzt Heilkraft für böse Augen. — Das Judenbörnchen an der Wüstung „Polheim". Er ist der Kinderborn für die Judenkinder. — Das Jakobsbörnchen liegt ebenfalls in Polheim. — Der Schlockerborn in einem Wiesengrund bei dieser Wüstung. Sein Name kommt vielleicht von dem Schlockerfaß des Mähers her, in welchem sich ein Wetzstein und etwas Wasser befindet. Dieses Wasser, ohne das der Wetzstein nicht wetzt, schöpften die Mäher wahrscheinlich an dem Born und gaben ihm seinen Namen. — Das Erbesbörnchen liegt in Watzenborn. — Der Perresch (Pfarrers)-Weiher am Waldrand vom Schiffenberg. — Das Wehr, nordwärts vom Dorf. — Neumüllers Schotz an der Neumühle. — Dickmüllers Schotz an der Dickmühle. — Eine Quelle bei der „Huteburg" heißt der Dengelsgraben.

Steinfurt (Kreis Friedberg): Die Kinder kommen aus der

Meerbach, zwischen Steinfurth und Nieder-Weisel. — Die Wöchnerinnen machen nach vier Wochen ihren ersten Kirchgang. Vorher dürfen sie kein Wasser am Brunnen holen, sonst wird der Born „lebendig“ (von allerlei Getier).

Stockhausen (Kreis Lauterbach): Der Ehlchesborn (auch „Aehlchesborn“ benannt) im Distrikt „Schönberg“. Dabei waren fast stets Köhler. — Das Brenner Wasser, jetzt Wasserleitung, liefert 240 cbm Wasser im Tag. — Das Prinzenwasser kommt aus dem Bocksloch (starke Quellen, Wasserleitung). Beim Prinzenwasser im Wald ist der „Forellenbron“ (1764). Der Forellenteich liegt bei demselben Bach, aber südlich vom „Reißberg“. Hier hat früher das Dorf „Rißbach“ gelegen (Wagner, Wüstungen). — Der „Molckenborn“ (1764) oberhalb Stockhausens nach Norden zu, in der „Wellz“, einem tiefen Graben unter dem „Wellzstein“ (in anderen Urkunden „Wollstein“), neben der Straße nach Eisenbach. Der Born ist sehr kalt, aber sehr gesund. — Auf der Karte von 1764 ist noch ein „Molckenborn“ verzeichnet, und zwar am „Schlirffer Pfarracker“, in der Südwestecke des „Kohlstocks“ in einer Wiese. — Der Aspenwälderborn im Aspenwald. — Zwischen Wernersberg und Schönberg (zwischen Landenhausen und Stockhausen), nahe dem Distrikt „am Eulofen“, in einem westlichen Zipfel des „Schmersgrabens“, liegt der Keuzborn. Nahe dabei ist das „Keutzersleiten“. Die Gegend süd-südöstlich der Abteilung, ein toniger Wiesgrund, heißt in der Grenzbeschreibung von 1524: „in dem Ulkaitz“, „Mulkets“ und „Molkuts“; 1764: „Keutzerslieden“. Der Wortteil „Ul“ läßt vermuten, daß früher hier ein Euler (Töpfer) sein Handwerk betrieben hat. Es wurden auch bei einem Wegbau im Distrikt Schönberg eine Menge tönerner Scherben gefunden. 1524 findet sich der Name „Vlleoben“, 1531: „Eulleoffen der da liegt in dem Molkutz“. Aus „im Ulkaitz“ wurde durch Herüberziehung des m: „Mulkets“ und „Molkuts“ (s. Schadges!) — Von Schlechtenwegen kommt das Bahlswasser, fließt durch die „Bahlswiesen“. Unterm Dorf heißt es die Ahlfell. — Die Wells (Bach) fließt am Hof vorbei. — Der Kreuzborn an einem Kreuzweg im Ort. — Die Kinder kommen aus dem Bockelborn (im Dorf).

Stockheim (Kreis Büdingen): Kinderborn ist der Walbersborn. — Der Märzborn.

Storndorf (Kreis Alsfeld): Im Bruchborn (zwischen „Galgenberg“ und Schwalm) halten sich die kleinen Kinder auf. Der Born fließt sehr stark und hat gesundes Wasser. Von ihm

wird ein Springbrunnen im Dorf (bei der Schwalmbrücke) gespeist. Im Bruchborn muß stets eine Kröte sein, sonst bleibt das Wasser nicht appetitlich und rein. — Der Fließeborn an der Wüstung „Hosenfeld", vor dem Köddinger Wald. Wo er aus dem Boden heraustritt, liegen einige Steine mauerartig gefügt da, sodaß sich die Sage gebildet hat, an dieser Stelle habe die Kirche von „Rosenfeld" (auch „Hosen-" und „Odenfeld") gestanden. Es heißt, der Born sei der Abfluß des Grundwassers (die „Erdtauch") der Kirche. Auch wird erzählt, in früherer Zeit sei der Säuhirt mit den Schweinen häufig hierher gefahren. Da habe eine Sau einmal einen großen Kirchenschlüssel und auch eine Glocke herausgewühlt. Diese letztere hänge jetzt in der Storndorfer Kirche. — Der Ringelborn im Dorf an der Badenröder Straße. — Der Hirscheborn (Eigenname: Häschebonn) mitten im Dorf. — Der Oberdorfborn im Oberdorf (nach Windhausen zu), ein Schöpfborn, gemauert und mit einer Steinplatte zugedeckt. — Der Born in den Schmedtswiesen. Da hat einmal ein Mann daraus trinken wollen, und die „arm Krankheit" (Fallsucht) hat ihn überfallen, sodaß er hineingestürzt und ertrunken ist. — Der Entenborn (gilt auch als Kinderborn), in den „Gehannbachswiesen", die Hauptquelle der Schwalm. — Der Grunaborn in der „Gruna" nach Ober-Breidenbach zu, bei den Strauchteichen. Der Sage nach soll er mit dem Born des Oberdorfes unter dem „Berg" her unterirdisch verbunden sein. Früher hat einmal jemand grüne Flachsknotten in den Grunaborn geworfen, die sind im Oberdörfer Born wieder herausgekommen. — Die Schwalm heißt überm Dorf Gehannbach. Diese teilt sich in die alte Bach und den Mühlgraben. Unter dem Dorf bei der „Hosemühl" (Molkerei) fließt ihr von rechts die Kugelbergsbach zu. In diese wieder fällt die Mättesbach mit der Schuhgrundsbach. Die Kugelbergsbach oder Katharinenbach heißt an ihrem Oberlauf (beim „Magistersteg") die Hollbach oder auch die bös Bach. In einem breiten Tümpel vor dem Kugelberg, der Schafwäsche, wurden früher die Schafe gewaschen, bevor sie geschoren wurden. Wo die Bach in die Schwalm mündet, ist ein anderer tiefer Wassertümpel, das Katzenbad oder kurzweg das Bad genannt. Im Dorf, bei der Fritzenmühle, ist die Schwalm breit und seicht. Da werden Sonntagmorgens die Pferde hineingeritten; man nennt die Stelle darum den Gäulstümpel.

Strebendorf (Kreis Alsfeld): Überm Dorf, nach Ober-Breidenbach zu, ist der Fischborn.

Trais-Münzenberg (Kreis Friedberg): Der Kirch- oder Schulborn. — Der Helljeborn (= Heiligenborn), inmitten des Dorfes an den „Heiligengärten". — Der Mühlborn bei der Mühle. — Der Weidborn (K.) in den „Weidwiesen". — Der Durstborn am „Langeloh", einer kleinen Bodenerhebung. — Die Kinder werden vor der Wetter gewarnt, indem man ihnen sagt, der Haken- oder Krappenmann sei im Wasser, der ziehe die Menschen, welche zu nahe ans Wasser gingen, mit einem Haken (auch „Krappen" geheißen) hinein.

Treis a. d. Lumda: Über den guten Born schreibt Pfarrer Böchner in seinem „Heimatgruß" Nr. 6 u. 7 (Kriegs- u. Heimatblatt für Treis a. d. L.) u. a. folgendes: „Mit dem Namen unseres Dorfes ist seit undenklichen Zeiten der Name des guten Borns verknüpft, der oberhalb unseres Dorfes in der Gewann „hinterm Kirchhof" am Fuße des weithin sichtbaren Totenberges liegt. Daher war es selbstverständlich, daß dieses Wahrzeichen unseres Dorfes auch bei der schon fast zehn Jahre im Gang befindlichen Feldbereinigung die gebührende pietätvolle Achtung fand und nicht wie eine unnütze Quelle einfach zugedeckt wurde. Freilich konnte der seitherige Zustand, daß das Wasser der Quelle über die anliegenden Äcker floß und sie in einen Morast verwandelte, nicht bestehen bleiben. So ist man dazu gekommen, dem Brunnen etwa einen Fuß unter dem seitherigen höchsten Wasserstand, aber so, daß man noch bequem schöpfen kann, mittelst einer Röhrenleitung einen unterirdischen Abfluß zu geben, der oberhalb des „Sees" neben dem Weg zum Zipfenwald ausfließt, wo nun jeder Vorübergehende sich an dem köstlichen Quellwasser erquicken kann. Hier soll noch später eine Steinfassung angebracht werden, deren Aufschrift auf die Herkunft des Wassers hinweisen wird." Der „goaure Born" war in früheren Zeiten landbekannt und berühmt. Man glaubte, sein Wasser helfe wider allerhand Krankheit, besonders bei Erblindungen, Lähmungen und Epilepsie. In den Akten des 17. und 18. Jahrhunderts wird er der „Treiser Gesundbrunnen" genannt. Bis gegen Ende des 19. Jahrh. pilgerten aus der näheren und weiteren Umgegend Kranke mancherlei Art hierher, um durch Trinken des Wassers ihre Gesundheit wieder zu erlangen, oder man ließ es sich durch Bekannte holen, um die Kur daheim zu gebrauchen. Ein Opferstock, der sich neben dem Brunnen befand, stand noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Sein Inhalt floß in den Kirchenkasten. Aus den Aufzeichnungen des Pfarrers Stuhlmann von Juni bis September

1717 geht hervor, daß in diesen vier Monaten an rund hundert arme fremde Besucher Unterstützungen „von dem Brunnengeld“ in Höhe von beinahe zehn Gulden ausbezahlt wurden. Der Besuch des Brunnens muß also damals recht stark gewesen sein. Einmal wird erwähnt, daß das Wasser auch Heilwirkung gehabt hat: am 19. Juli 1717 wird einem „sehr armen Brunnengast, der lahm war und durch den Brunnen gerade geworden“, eine Gabe von 1 Albus 4 Pfg. gereicht. Der Glaube an den Brunnen, der in einen hölzernen Trog floß, muß allgemein und sehr stark gewesen sein. Dies zeigen die reichen Opfergaben, die in einem Jahr einmal 200 Gulden betrugen. Man sieht es auch daraus, daß sogar der Landesherr, der Kurfürst Karl I. von Kassel, am 24. Juni 1717 den Brunnen zur Kur aufsuchte.

Udenhausen (Kreis Alsfeld): Das Sälzerbörnche in der „Wiebelsbach“ beim Rümpelberg (Wald), ein gesunder Born. — Das Köhlerschbörnche (K.) beim Dorf unterm „Gänsberg“, nach dem Wald zu. — Der Kalte Born im „Kaltenborns Buchwald“ (Tasche, Geologische Karte 1859). — Das Männcheshauserbörnche beim Dorf. — Die Spägbach, in dessen Nähe.

Uellershausen (Kreis Lauterbach): Am Bornrain sind viele Quellen. — Urk. 1462: „Der Blendefisch-wasser stößt oben an der von Görtz Wasser unden an Rosenkrantzwasser“. — Urk. 1462: „Die zwölf Wasser“.

Ulrichstein (Kreis Schotten): Das Gesundbörnchen in der Struthwiese. — Die Quelle der Kathreinbach (Ohm) in den Fellwiesen. — Die Kinder kommen aus dem Komp, einem Teich im Ort.

Unter-Schwarz (Kreis Lauterbach): Der Linsenbrunnen am „Kuckucksbaum“, einer alten Lärche.

Unter-Seibertenrod (Kreis Schotten): Der Münche-born an der alten Straße Burggemünden—Lauterbach. Auf diesem Wege verkehrte in früheren unsicheren Zeiten viel Gesindel, das stahl in den umliegenden Dörfern und rastete bei diesem Brunnen. — Die Kinder kommen aus Buchwalds Weiher an der Straße Stumpertenrod—Unter-Seibertenrod. — Zwei Börner sind noch am sogenannten „Bunnran“ (Bornrain).

Unter-Sorg (Kreis Alsfeld): Sumpfige Wiesen im Schwalmgrund mit vielen Quellen heißen die „Brairebach“ (= breite Bach). Sie wurden gelegentlich der Feldbereinigung (1911) entwässert.

Usenborn (Kreis Büdingen): Die Kinder kommen aus dem Schwarzeborn.

Uetzhausen (Kreis Lauterbach): Der Brunnen in der Borngasse ist der Dorfborn. — Die „Tröllerkutt", ein tiefes Loch am Wehr in der Schlitz.

Vadenrod (Kreis Alsfeld): Der Hänschesborn (K.) Sein Wasser verleiht Schlauheit. Darum gelten die, welche sein Wasser trinken, als besonders schlau: „Kö Wonner, die ho Wasser aus'm Hänschesbonn getrunke". – Der Molkenborn hinterm Kugelberg beim Pflanzgarten. – Der Höwwelborn (Höwwel = kleiner Hügel) in der „Höwwelwees". — Der Rieborn, jetzt Wasserleitung für Vadenrod.

Vilbel (Kreis Friedberg): Dieffenbach gibt an (Arch. f. hess. Gesch. V./13, Seite 171): In dem Vilbeler Wald ist auf dem sog. „Hexenberg" eine Stelle, die man „am Hexenloch" nennt. Nicht weit davon ist der „Arme-Sünder-Weg". Daselbst, sagt man, sei eine warme Quelle gewesen, aus welcher in früheren Zeiten das Wasser an jene Stelle, welche man „an der Mauer" heißt, geleitet worden. Ums Jahr 1783 fand indessen hier ein Erdsturz statt, welcher die Quelle verdeckte.

Villingen (Kreis Gießen): Oestlich von Villingen, etwa eine Viertelstunde davon entfernt, lag der ausgegangene Ort Aepfelrode. Noch befindet sich dort ein guter Brunnen. (Dieffenbach um 1840.)

Volkartshain (Kreis Schotten): Bindewald (Oberhess. Sagenbuch, S. 27) erzählt folgende Sage: Zwischen Volkartshain und Kirchbracht befindet sich der tiefe Born. Der hat seinen Namen nicht umsonst. Um seine Tiefe zu probieren, schütteten die Bauern einmal hundert Wagen voll Steine hinunter, aber er wurde davon nicht verstopft, man merkte gar nicht, wo sie hinkamen. Nun stach man mit dem längsten Wiesbaum hinein, der im Dorf aufzutreiben war, allein der entschlüpfte den Händen, fuhr hinunter und kam erst vor Kirchbracht wieder aus dem Berge heraus. Ein neues weißes Tuch stack an seiner Spitze, darauf waren goldene Buchstaben geschrieben, die aber kein Mensch lesen konnte. Der Platz, wo sich dieses Wunder ereignete, heißt jetzt noch der Goldborn.

Wahlen (Kreis Alsfeld): Die Kinder bringt die Kennfraa aus dem Grubendrisch, einem sehr tiefen Born im Dorf. — Der Weireborn. – Der Gehannsborn (= Johannisborn) im

Feld, südlich vom Dorf, beim Wald. – Der Molkeborn im Wald, Distrikt „Mausfall".

Wallenrod (Kreis Lauterbach): Der Schwarzeborn (K.) im Grund überm Dorf, in den „Brüchern", Quelle der Musel (läuft zur Schwalm). Sein Wasser ist ungesund, wird nicht getrunken. – Ein Arm der Musel außerhalb des Dorfes (nach Sickendorf zu) heißt: der Hefegraben. – Im Dorf waren vor der Wasserleitung drei Pumpbrunnen, der obere Born (im Oberdorf), der mittelste Born und der unterste Born (im Unterdorf).

Wallersdorf (Kreis Alsfeld): Der Rasenmüllersborn bei der Rasenmühle, ein vortrefflicher Born. Man holt das Wasser da in der „Bunnkann" (Bornkanne, anderorts Gölze und Gölbe genannt, ein hölzernes Gefäß mit hölzernem Ohr und Deckel). – Der Märzborn nach Bieben zu im „Hetzgraund" (= Herzgrund). In derselben Gegend (nach dem Herzberg zu) liegt ein Feld, genannt „Christhuse". – Die Kinder kommen aus der Amfrau ihrer Pumpe.

Watzenborn (Kreis Gießen): Der Erbesborn im Dorf. – Der Riedweiher an der Straße nach Grüningen. — An der Haltestelle Schiffenberg liegt der Schafweiher. – Eine Quelle am Weg nach dem Neuhof wird Peifesack genannt. — Das Wehr mitten im Dorf. — (Siehe Steinberg!)

Weickartshain (Kreis Gießen): Es geschah einmal, daß ein Mann durch die Straßen von Weickartshain lief und in die Häuser hineinschrie: Kommt heraus, kommt heraus! Im Erlenborn liegt ein Hirsch, den wollen wir fangen! Darüber geriet das Dorf in große Aufregung Alles, was laufen konnte, stürmte hinaus, um auch einen Teil von dem leckeren Braten zu erobern. Alle möglichen Waffen, Sensen und Gabeln, wurden mitgenommen, damit das seltene Tier ja nicht wieder entwische. Wie sie aber hinkamen, da merkten sie zu ihrem großen Leide, daß es kein Hirsch war, der ins Wasser gefallen war, sondern dem Müller sein Esel. Enttäuscht kehrten sie um und hießen seit der Zeit den Born: Eselsborn. In anderen Dörfern aber weiß man von dieser Geschichte folgendes Verschen zu sagen:

In Weckertshan
im Erleborn,
do leiht en Häsch,
dä hott kä Horn.

Wenings (Kreis Büdingen): Am „alten See" (om ahle Sie) soll früher ein Teich gewesen sein. — Die Bleichenbach. —

Die Krummbach (Krommbich). — Die Floßbach (Floßwich). Hier lag der im 15. Jahrhundert ausgegangene Ort gleichen Namens. Sie wird auch die Taukenbach (Daukemich) genannt. In ihrem Wasser sollen die Kinder von Floßbach getauft worden sein. — Die Roßbach (Roßwich).

Wernges (Kreis Lauterbach): Der Weidenborn (Wireborn), K. — Der Riweeseborn nach Udenhausen zu, ein starker Born. Im Jahre 1858, einem sehr wasserarmen Jahr, holte man hier das Wasser. — Ein guter Born befand sich früher in einem Garten bei der Kirche. Weil aber der Besitzer es nicht leiden konnte, daß die Leute da Wasser holten, ließ er den Brunnen zuwerfen. Als nun das trockene Jahr kam, wurde er verklagt, und man hieß den Born von da ab Prozeßborn. — Früher einmal, vor langer Zeit, ist auf der Höhe nach Maar zu ein starker Wolkenbruch gefallen. Der hat alle die tiefen Rinnen in den Boden gerissen, die sich neben der Straße nach Maar zu befinden. Da strömten nun auf einmal ungeheure Wassermassen auf Wernges zu, und die Leute, die das nicht gewöhnt waren (in ihrem Dorf ist kein Bach), standen da und bestaunten das Wunder. Plötzlich rief einer: „Seht einmal hier, da kommt ein leibhaftiger Walfisch geschwommen!" Und wirklich, wie man sich danach umsah, gewahrte man ihn ganz deutlich, wie er im Wasser dahinschwamm. Donnerschlag, das war aber etwas! Der Bürgermeister rechnete sich schon herum, welchen Gewinnst die arme Gemeinde davon hätte, wenn sie die vielen Zentner „Salfett" (Tran) auslassen und verkaufen könnten. Mit Stangen und Haken wurde nun das Untier ans Ufer gezogen und mit Gewalt ans Trockene gebracht. Aber o weh, was mußte man gewahr werden! Weiter nichts als einen elenden Backtrog hatte man aus der nassen Flut gerettet, in der er — mit dem Rücken nach oben — angetrieben kam. Seit der Zeit heißt man die Wernges er weit und breit die Walfischfänger. — Im Glockenborn soll in früheren Zeiten eine Glocke versenkt worden sein. —

Wetterfeld (Kreis Schotten): Die Kinder kommen aus dem Fleckeborn.

Wieseck (Kreis Gießen): Die Kinder werden von der Kennfrau aus dem Börnchen geschöpft, das sie in ihrem Keller hat.

Willofs (Kreis Lauterbach): Der Hühnerborn (Karte von 1584). In der Kutteborns wiese (1584: „Kartenbron") ist ein Teich. — Die Karte von 1584 verzeichnet eine „Wiße beim Reinhardsbrun", heute Rainbornswiesen genannt. (Hotz.)

Wirberg (Kreis Gießen): Bindewald gibt folgende Sage (Oberheſſ. Sagenbuch S. 72): Dreiviertel Stunden von Grünberg, ſeitab von der Landſtraße nach Gießen, ſteht auf einer jähen, waldigen Höhe einſam die Kirche Wirberg und neben ihr wohnt der Pfarrer mit einem einzigen Nachbar. Wie es ehedem droben ausgeſehen hat, als dort noch ein reiches Stift und Nonnenkloſter war, läßt ſich jetzt faſt gar nicht mehr erkennen; denn ſeit den Zeiten Luthers iſt der Convent aufgehoben, und die alten Gebäude ſind bis auf einzelne Mauerreſte völlig verſchwunden. Auf der Höhe finden ſich drei Bronnen: der Molkenborn, der Katzenborn und der Kloſterborn. Der letztere iſt unten in dem tiefen, feuchten alten Kloſterkeller, zu welchem man auf ſechzehn breiten Baſaltſtufen hinabſteigt, und in dem die Nonnen, vor Aufhebung des Stiftes, ihre beſten Kleinodien und Kirchengefäße heimlicher Weiſe verborgen haben ſollen. In der Adventszeit geht auf dem Wirberg eine der früheren Kloſterfrauen um, die iſt ſchon manchem ſchreckhaft erſchienen. Von der Stätte des ehemaligen Beinhauſes neben der heutigen Kirche ſchwebt ſie in durchſichtigem weißem Gewande, leiſe ſeufzend, über den Boden hin und ſoll jedesmal in dem Kloſterkeller dann verſchwinden. —

Wohnfeld (Kreis Schotten): Der Fritzeborn in den „Fritzewiſſe" zwiſchen Wohnfeld und Altenhain.

Wölfersheim (Kreis Friedberg): Auf der Wüſtung „Bergheim" iſt das Bergelsheimer Börnchen.

Wünſchen-Moos (Kreis Lauterbach): Auf der Karte von 1768 iſt angegeben: Der „Moßelbron". Er iſt wahrſcheinlich der heutige Wünſcheborn, an dem Diſtrikt „Wärſchbach". —

Zahmen (Kreis Lauterbach): Das Förſtersbörnchen (Föschteschbönnche) im „Steiger", einem bewaldeten Berg.

Zell (Kreis Alsfeld): Im „Jägertal" befindet ſich ein Waſſerloch, das iſt ſo tief, daß es gar keinen Grund hat. Dabei iſt es auch nicht geheuer. — Dieffenbach erwähnt (Arch. f. heſſ. Geſch. V., S. 65): Bei der Höbelmühl unweit Zelle lag der ausgegangene Ort Einhauſen (Einhusse). Von dieſem iſt noch ein gemauerter Brunnen ſowie die Benennung „Einhäußer Gärten" übrig. — An der eiſernen Brücke nach Romrod zu fließt der Teufelsborn.



Der Bachtanz zu Selbold.

Aktenmässige Darstellung eines alten Kirchweihbrauches.

Von Rektor G. Waldfeld, Steinau.

„Die gemeinsten Meinungen und was jedermann für ausgemacht hält, verdient oft am meisten untersucht zu werden." Dieses Wort des am 1. Juli 1742 zu Oberramstadt bei Darmstadt geborenen und am 24. Februar 1799 zu Göttingen verstorbenen Satirikers, Popularphilosophen und Physikers Georg Christoph Lichtenberg, läßt sich, wie auf so vieles, namentlich auch auf die Geschichte vom Selbolder Bachtanz[1]) anwenden.

Wer hat sie noch nicht vernommen, und wie viele berufene und unberufene Federn haben sich nicht schon an ihrer Darstellung versucht! Am bekanntesten — wenigstens in wissenschaftlichen Kreisen — ist wohl der Vortrag von Calaminus geworden, den dieser ungemein eifrige und um die Erforschung der heimischen Geschichte hochverdiente, allerdings vielfach nur mit unzureichenden Mitteln arbeitende Geistliche am 4. Dezember 1866 in dem Hanauer Geschichtsverein gehalten hat und der dann in der „Zeitschrift für hessische Geschichte und Landeskunde" (N. F., Bd. 1, 1867, S. 227—250) veröffentlicht wurde. Aber er beruht nicht auf archivalischen Forschungen[2]); ferner dürften seine geschichtlichen Voraussetzungen nicht zutreffen; auch sonst entsprechen viele seiner Angaben nicht der Wirklichkeit.

Ebenso ist die Darstellung, die W. Junghans in seiner „Geschichte des Dorfes Langenselbold" (Mitteilungen des Hanauer Bezirksvereins für hessische Geschichte und Landeskunde", Nr. 6, Hanau 1880, S. 101 und 102) vom „Bachtanze" gibt, in vielem nicht richtig.

Über die meisten anderen Veröffentlichungen, unter denen sich selbst Schülerarbeiten befinden, kann man ruhig den Schleier der

---

[1]) Selbold, jetzt Langenselbold genannt, ist ein großer Ort von 5600 Einwohnern, am Südrande der Wetterau im preußischen Landkreise Hanau gelegen. Es bildete ehedem den Mittelpunkt der alten reichsunmittelbaren Zent und Mark gleichen Namens und gehörte dann vom ausgehenden 13. Jahrhundert an bis zum Jahre 1816 zur Herrschaft Isenburg. Unter den alten Bräuchen dortselbst ist der „Bachtanz" am bekanntesten geworden.

[2]) Calaminus sagt selbst (S. 249): „Das fürstliche Archiv zu Birstein, aus welchem jedenfalls genügende Nachrichten zu erhalten sein werden, konnte ich bisher noch nicht benutzen".

Vergessenheit ziehen. Entweder haben sie aus Calaminus geschöpft, oder ihre Verfasser haben sich gegenseitig ab- und ausgeschrieben.

Selbst eine poetische Bearbeitung hat der „Bachtanz“ gefunden. Dieses von dem bekannten Heimatssänger Fritz Schleucher herrührende Gedicht ist in dessen Gedichtsammlung „Hohenstaufen“ (Druck und Verlag von Oscar Wettig, Gelnhausen, S. 83—94) enthalten, lehnt sich jedoch inhaltlich allerdings auch nur an Calaminus an.

In der neuesten Zeit nun wurde von G. Siemon in Nr. 18 des Selbolder Heimatsblattes vom 21. November 1915, S. 168—169, wieder eine Abhandlung über den Bachtanz veröffentlicht. Wie der Verfasser selbst angibt, macht aber auch sie nicht den Anspruch auf Ursprünglichkeit, sondern stützt sich „hauptsächlich“ auf eine ältere Darstellung im „amtlichen Kalender für das Fürstentum Hanau vom Jahre 1868“ [1]), geht somit gleichfalls nicht auf archivalische sowie streng literarische Quellen zurück und zeigt deshalb alle Mängel der früheren Veröffentlichungen [2]).

Da aber für unsere heimatsgeschichtlichen Darstellungen, sofern sie sich dem Dilettantismus entringen wollen, der gerade in ihnen bis in die gegenwärtige Zeit hinein geherrscht hat, die gleichen Anforderungen gelten müssen wie für die Geschichtsschreibung überhaupt, so bedarf es wohl keiner Rechtfertigung, wenn in nachstehendem auch einmal für den „Bachtanz“ die Hilfsmittel und Unterlagen zu Rate gezogen werden, die uns in den Aktenschätzen des für die

---

[1]) Der Hanauer Kalender war s. Z. im Unterlande geradezu **der** Kalender. Er ist mir ein alter Vertrauter aus meiner Jugend, und ich erinnere mich noch sehr wohl an den „Bachtanz“ darin. Leider konnte ich den betreffenden Jahrgang jetzt nicht einsehen. Aber anscheinend ist die in ihm enthaltene Arbeit über den „Bachtanz“ auch von Calaminus verfaßt; wenigstens lassen dies viele Ähnlichkeiten und wörtliche Übereinstimmungen der Siemonschen Veröffentlichung mit der Abhandlung in der „Zeitschrift rc.“ vermuten. — Die gleiche Quelle benutzte die Darstellung des „Bachtanzes“ — wohl aus der Feder Schleuchers stammend — in Karl Heßlers Hessischer Landes- und Volkskunde, Bd. II, Marburg 1904, S. 391—398.

[2]) Vor kurzem hat ein unbekannter Verfasser — dem Vernehmen nach soll es der Buchdrucker Gottlieb zu Langenselbold sein — den „Bachtanz“ sogar dramatisiert und auf die Dorfbühne gebracht. Wie aus den ankündigenden, einführenden und berichtenden Einsendungen im Selbolder „Heimatblatte“ (Jahrgang 4, Nr. 2 vom 18. Februar 1917, S. 281) und „Langenselbolder Anzeiger“ (vgl. besonders die „Beilage“ zu Nr. 47 vom 24. Februar d. J.) ersichtlich ist, liegt dem neuen, in heimischer Mundart geschriebenen Volksstücke wohl die Darstellung des „Bachtanzes“ von Calaminus-Siemon zu Grunde. —

in Rede stehende Sache zunächst in Betracht kommenden Fürstlich Isenburgischen Hausarchivs zu Birstein aufbewahrt sind [1]); denn nur dadurch kann die gewiß löbliche Absicht Siemons erreicht werden, die Geschichte vom Bachtanz „vor unrichtigen Zusätzen zu bewahren". Außerdem aber dürfte sich auch daraus ergeben, daß es nicht unberechtigt war, das Lichtenbergsche Wort an die Spitze dieser Abhandlungen zu setzen, da tatsächlich sämtliche älteren Darstellungen — die Siemonsche inbegriffen, obwohl sie doch gewissermaßen als Normaldarstellung angesehen sein will — in manchen Stücken unzulänglich sind und der Berichtigung sowie Ergänzung benötigen. —

I. Amtliche Beschreibung des Bachtanzes von einem Augenzeugen.

Als im Sommer des Jahres 1755 der Bachtanz nach langer Zeit wieder einmal stattfand, wohnte ihm auch der Direktor der Fürstlich Isenburgischen Regierungskanzlei zu Offenbach bei. Auf dessen Anregung verfaßte dann der Kommissarius Johann Georg Wolfgang Roth zu Selbold eine Beschreibung des Bachtanzes und sandte sie der Offenbacher Regierung ein. Diese Beschreibung lautet [2]):

„Den 11ten Aug 1755 ist der diesjahr zum erstenmal wieder aufgeführte hiesige Bachtanz unter folgenden Umständen gehalten worden:

1. Wurde der Kürbbaum durch die zehn sich zusammengeschlagenen Kürbbursche Sonntags vorher des abends mit Musikanten auf dem alten Marktplatz gestellt.

2. Holten besagte Kürbbursche den 11ten des morgens um 8 Uhr die Erlaubnis zur Aufführung der Kürb und des Bachtanzes in der Hr. Beamten Behausungen mit Vorgehung sechs Musikanten,

---

[1]) Siemon glaubt, daß „Akten aus den Archiven zu Birstein, die Aufschluß geben könnten, bislang nicht bekannt geworden" wären. Es mag dies dahingestellt bleiben. Die Birsteiner Akten des „Bachtanzes" jedoch tragen die Spuren öfterer Benutzung. So hat meines Wissens Herr Heinrich Heusohn zu Hanau schon vor einigen Jahren eingehendere archivalische Studien über den Bachtanz gemacht. Allerdings ist deren Veröffentlichung bis jetzt unterblieben.

[2]) Sie findet sich im Fürstlichen Hausarchive zu Birstein, Abtlg. XVIII, 187, in dem Sammelbande Nr. 12602: „Selbolder Sachen, in specie die Kirchweyh und Bachtantz auch die Music und SPielen, A. 1621—1727—1769."

als eines Trompeters, zwei Waldhornisten, zwei Hautboisten und eines Fagottisten, und baten um deren Beisein.

3. Wurde nach 10 Uhr die Brücke auf denen vier Ecken der Geländer mit vier Mann Wacht zu Vermeidung Konfusion und Tumult besetzet und vier Mann daselbsten zur Patrouille beordert.

4. Unter dem Kürbbaum rangierte man

a. die sechs Musikanten mit ihren vorbenannten Instrumenten zum Vorausmarschieren oder Führung des Kürbzuges;

b. wurde der Gastwirt Köhler statt eines Oberschultheißen, welcher hiebevor die Kirchweih aufgeführet, zum Führer gestellt;

c. hinter diesem ein Bauer-Unteroffizier mit einem Kurzgewehr;

d. nach diesem einer von denen Kürbburschen mit einer Kanne Wein und einem Glas;

e. nach diesem der erste Bachtänzer Johannes Baßermann mit seinem Kürbmädchen Katharine Schadin, so aufm Kopf schwarz aufgebunden, und diesem Paar zwei Mann bewehrter Mannschaft auf die Seite; dann

f. Konrad Ditzel mit seinem Kürbmädchen Anna Maria Struthin, auch auf denen Haaren aufgebunden, ebenfalls zwei Mann Wacht zur Seite habend, und

g. Wilhelm Roth mit seinem in den Haaren gleichfalls aufgebundenen Kürbmädchen Anna Kochin mit zwei Mann Wacht.

Diesen sind drei Paar Kürbbursche, auch Wacht neben sich habend gefolgt.

In dieser Ordnung ging der Zug, unter Blasung Marsches, vom Kürbaum nach der Bach zu, woselbsten

5. vor der Bach auf trockenem Lande die drei Paar Bachtänzer drei Tänze getan.

Nachdem

6. der erste Bachtänzer Johannes Baßermann, sein Tanzmädchen am Arm habend, zur Bach hinein gegangen und ein in der Hand habendes Trinkglas mit dem Bachwasser dreimal geschwenket und wieder aus der Bach zurück gegangen und sich ein Glas Wein einschenken lassen, da indessen die Musikanten zur Bach hinein gingen und auf einer darinnen zu dem Ende besonders niedergesetzten Bank stehend und sitzend Musik machten.

7. Und als der erwähnte Johannes Baßermann sein Trinkglas mit Wein eingeschenkt bekommen, ging er mit seinem Mädchen wieder zur Bach hinein, trat vor die Brücke, worauf die Hr. Be-

amten stunden und bat mit folgenden Worten um die Erlaubnis, auf die hohe Gesundheit Durchlauchtigst Gnädigster Landesherrschaft zu trinken: „Hr. Rat und Hr. Amtmann, ich bitte im Namen derer sämtlichen hiesigen Kürbburschen um die Erlaubnis zu trinken auf die Gesundheit der Durchlauchtigsten unserer Gnädigsten Fürstin und Landesregentin wie auch auf die Gesundheit des Durchlauchtigsten unseres Gnädigsten Fürsten und Landesregenten!" und nach erhaltener Erlaubnis trank er das Glas aus. Während diesem Trinken ließen sich die Musikanten hören. Er schwenkte dann sein Glas in der Bach wieder aus und ging heraus und gab dasselbe wieder ab. Worauf die drei Kürbpaare zur Bach hinein, dreimal darinnen herum und durch den Brückenbogen, so nach dem Hinserdorf zu, hindurch, durch den anderen Bogen heraus und jenseits der Bach, nach dem Hinserdorf zu, heraus tanzten. Sie gingen

8. alle drei Paar unter Blasung eines Marsches über die Brücke herüber und wieder diesseits an die Bach. Als sie

9. daselbsten wiederum eintrafen, hörten die Musikanten auf, Marsch zu spielen.

10. Hier tanzten wiederum die drei Paar drei Tänze, wonach

11. der zweite Bachtänzer Konrad Ditzel mit seinem Mädchen unter eben diesen Zeremonien wie der erste in die Bach ginge und mit folgenden Worten, vor der Brücke stehend, um Erlaubnis, auf der Durchlauchtigsten Gnädigsten Prinzen hohe Gesundheit zu trinken, bat: „Hr. Rat und Hr. Amtmann, ich bitte im Namen derer sämtlichen hiesigen Kürbburschen um die Erlaubnis zu trinken auf die Gesundheit derer Durchlauchtigsten unserer Gnädigsten Prinzen!" Und dieser, nach erhaltenen Erlaubnis, ginge wie der erste zur Bach hinaus. Da dann abermal die drei Paar zur Bach hinein, drinnen herum und durch die Bogen tanzten, auch wieder nach dem Hinserdorf heraus und über die Brücke an den Ort, wie das erstemal geschehen, und unter eben denselbigen Zeremonien, gingen.

12. Wie sie alle angekommen, höreten die Musikanten den Marsch zu spielen auf, und

13. tanzten sie wiederum drei Tänze vor der Bach aufm Trokkenen, alsdann höreten sie auf, und

14. machte der dritte Bachtänzer, sein Mädchen am Arm habend, eben die Zeremonien wie die beiden ersten, und vor der Brücke bat er folgends um Erlaubnis, zu trinken auf der Hr. Beamten Gesundheit: „Herr Rat und Herr Amtmann, ich bitte im Namen derer sämtlichen hiesigen Kürbburschen um die Erlaubnis,

zu trinken auf die Gesundheit deren Hr. Räte und Hr. Amtmanns!" wonach er in Weise derer beiden ersten tat.

15. Tanzten die drei Paar, wie beide erstmal, zur Bach hinein, drinnen und durch die Bogen. Dann gingen sie heraus, unter der Musik wieder auf den Platz diesseits der Bach.

Daselbsten tanzten sie wiederum dreimal herum, und alsdann ging der Kürbzug auf die Weise, wie beschrieben, von der Bach nach dem Kürbbaum zurück und um diesen dreimal herum, wonach die Kürbe in ihrer Feierlichkeit aufgeführet geheißen." —

II. Aus der Geschichte des Bachtanzes.

Die Akten des Birsteiner Archivs geben über den Bachtanz nur von 1621 bis 1769 Aufschluß [1]). Zum erstenmal wird er darin im Jahre 1658 namentlich erwähnt.

Auf eine Eingabe der jungen Burschen zu Selbold, in der sie damals bei der Herrschaft um die Gestattung zur Abhaltung der Kirchweihe und des Bachtanzes baten, erteilte nämlich der Graf Johann Ludwig [2]) am 10. August 1658 von Offenbach aus folgenden an den Unterschultheiß Konrad Möller zu Selbold gerichteten Bescheid: „Demnach Bey Vnß die Ledige Knecht [3]) zu Selboldt Underthenig angehalten Und gebethen, daß ihnen Bei Beuorstehender Kirchweihe ein Offentlicher Tantz in gnaden erlaubt werden möchte, Vnndt wier Ihnen Hierin zu willigen Vnß gd. ercläret. So haben wier Euch, dem Vnder Schultheißen zu Besagtem Selboldt, dießes zu wißen machen wollen, Vndt sollet ihr mit fleiß Vndt ernst achtgeben, daß den Sontag Kein Tantz gehalten, auch sonst Kein Vngebührliche Händel Vorgenohmmen, Vnndt das gewonliche Bachtantzen dem Hi Kommen gemäß gehalten, Vnndt da einiger freuel

[1]) Vgl. S. 62, Anm. 2. Aus demselben Faszikel sind auch die anderen urkundlichen Belege dieser Abhandlung genommen.

[2]) Geb. 1622, gestorb. 1685. Er war der zweite Sohn des Grafen Wolfgang Heinrich von der Offenbach-Birsteiner Linie und residierte zu Offenbach. Zu seinem Gebiete gehörte auch Selbold. Vgl. G. Simon, Die Geschichte des reichsständischen Hauses Ysenburg und Büdingen, Frankfurt a. M. 1865, Bd. II, S. 328—334.

[3]) „Knecht" hat hier nicht die Bedeutung servus = Diener, Sklave, sondern den Sinn von „Bursche". In diesem Sinne wurde es früher in der ganzen Wetterau gebraucht. Ursprünglich bedeutete das Wort „Knabe", „Sohn", „Söhnchen" und war sogar als Kosewort sehr gebräuchlich. In unserer Gegend nannten früher die Mütter und Großmütter die kleinen Knaben mit Vorliebe ihre „Knechtchen". „Hol mer daos, best aach mei' leib Knächtche!" Vgl. W. Crecelius, Oberhessisches Wörterbuch, Darmstadt 1897, Bd. II, S. 512.

Vorgehen solte, solche der gebühr notirt Vnd hiernechst Beym Ruggericht Vorgebracht werdten mögen."

Eingaben der Selbolder Burschen, die in gleicher Absicht erfolgten, sind verschiedene vorhanden. Sie erzielten auch meistens einen günstigen Bescheid. Doch findet man nicht selten in dem Genehmigungsvermerk den Vorbehalt, daß bei der Kirchweih „keine Exzesse" vorkommen dürften. Auch die fürstlichen Amtsleute befürworteten manchmal die Eingaben und baten um die Gestattung der Kirchweih „zu unserer Jung Leuths „honeste plaißir" und um „die alte gerechtigkeit nicht abkommen zu lassen".

In einem solchen Berichte wird der Bachtanz von dem Amtsverweser Gruner „als eine Strafe" bezeichnet. Er könne deshalb den Burschen nicht wohl abgeschlagen werden. Ja am 30. Juli 1704 schreibt Gruner sogar, daß der Bachtanz „eine immerwährende Strafe" sei.

Für die Abhaltung des Bachtanzes erhielten die Burschen eine Gabe an Wein, mußten aber jedesmal darum bei dem Grafen einkommen. Im Jahre 1658 z. B. richteten die „Alle Zeit treuschuldwilligen Jungen Vnderthanen Vnd Knechte Zu Selboldt" eine überaus devote oder unterwürfige Eingabe an den Grafen, in der sie u. a. sagten: „Wann dann, Hochgeborner Graff, genädiger Graff Vnnd Herr, wir der Vnter Thänig Hoffnung Leben, Euwr gnd. werden sich genädig erinnern, das vor dieser Zeit, welche durch die Bach getanzet, den selben, so den Tantz gehalten vnd durch genädige Zu Laßung geführet, ihnen vff genädigen Befelch an wein Zur Steur etwas, Jedoch auß Gnd. ertheilet worden." Sie baten dann „vnterthänig vnd hochfleißig", der Graf möge seine „Hochangeborene Miltigkeit" auch an ihnen „alß nach Kömlingen" gnädig betätigen. Wie groß diese Weinspende war, erfahren wir aus der Eingabe der „unterthanen Knecht Zu Selboldt" vom Jahre 1698. Dort heißt es u. a.: „Ewer Hoch Grafliche Gnadte Können wier unterrhänigst nicht verhalten, weilen es ein altes Herkomens ist, daß wier Knechte allhier durch die Bach Müßen Tanzen. Vndt gnädige Herschafft gnädigst Verwilliget iedes Mohl, weilen die Zeit anjetzo schlecht Vndt ein gewißes an wein Versprach, so wier auch jedes Mohl bekommen; aber im Vorm Johr Vndt dieses Johr nur 3 Vierdel Jedes Johr, die übrige Johr aber alle mohl fünff Vierdel bekommen." Später wurde statt Wein Geld gewährt, und zwar erhielten die Bachtänzer nach einem Aktenstücke vom 7. September 1717 von der Herrschaft 4 und vom Gerichte Selbold 8 fl.

Das meiste Interesse an der Abhaltung des Bachtanzes scheint der jeweilige Gastwirt des herrschaftlichen Gasthauses „Zum Engel" am Markte, das die Familie Köhler in Erbpacht besaß, gehabt zu haben. Am 30. Juli 1704 z. B. bittet ein Köhler um Gestattung der Kirchweihe mit der Begründung, seine Losung sei seit etlichen Jahren gar gering „bei Durchreisenden und Einkehrung" gewesen, also daß er nicht wüßte, wie er seine Wirtschaftszinsen bezahlen solle. Die Kirchweih sei besser für ihn als zwei Frankfurter Messen. Er war deshalb auch sehr gegen die Abschaffung des Bachtanzes. So sagt er z. B. in einer Eingabe (ohne Datum), daß die Aufhebung dieses Tanzes seiner Wirtschaft großen Abbruch täte, indem bekannt sei, daß von Frankfurt und Hanau jährlich viele hundert Personen des Bachtanzes halber nach Selbold kämen. Auch macht er die für die richtige Auffassung dieses Tanzes wichtige Bemerkung, „der Bachtanz wäre für Strafe von alter Zeit her und nicht für Üppigkeit eingeführt und angeordnet" worden. Doch scheinen die Besucher noch eines anderen Grundes wegen gekommen zu sein. Gelegentlich der Kirchweihe gab es nämlich in Selbold auch etwas Gutes zu essen und zu trinken. Das mag ebenfalls die Fremden angelockt haben. So ist in einer undatierten Eingabe aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts zu lesen: „Weilen heute über 8 Tage wir unser Bachtanzfest zu celebriren haben, undt da gebräuchlich ist, Kuchen auf dergleicheu fest zu backen undt einige iunge Gickel oder Gännß dorbey zu braten, wobey dann auch ein Trunck weyn und bier nicht ermangeln muß", u. f. f.

Auch später wird, wie wir sehen werden, wiederholt gesagt, daß die Wirte stets die beredten Befürworter des Bachtanzes gewesen seien. Doch mußte dieser Tanz auch manchmal gewissermaßen als Schaustück aufgeführt werden. So verfügte z. B. die Regierungskanzlei zu Offenbach am 12. August 1713 an den Amtsverweser Gruner zu Selbold, daß die dortigen Jungburschen „dem Herrn Brigadier[1]) zu gefallen, weil Er es verlangt, bis montag den Bach Dantz halten" könnten.

Der Bachtanz muß überhaupt, wie dies nicht nur aus vorstehendem, sondern auch aus der Rothschen Beschreibung von 1755 und anderen Aktenstücken ersichtlich ist, nicht am Kirchweih-Sonn-

[1]) Wer dieser „Brigadier" war, geht aus den Akten nicht hervor. Vermutlich war es Graf Wilhelm Moritz II., geb. 1688, gestorb. 1772, der den Rang eines Generals des Oberrheinischen Kreises bekleidete. Vgl. Simon, a. a. O., II, S. 349.

tage, sondern am Kirchweih-Montage abgehalten worden sein. Am Sonntage war von alters her im Isenburgischen jeder Tanz verboten, und auch später sind wiederholt Verordnungen ergangen, worin dieses Verbot erneuert und verschärft wurde, so z. B. am 14. Juli 1651, 13. Januar 1690 und zu anderen Zeiten.

1717 will die Herrschaft ebenfalls „keine weiteren täntz als den Bach tantz zu halten" gestatten. Darauf scheinen sich die jungen Burschen geweigert zu haben, durch die Bach zu tanzen, „vorgebendt, daß Sie ein solches ihren vorstehern und Gerichtsleuten aufzuführen trodiret" (= tradiret = überliefert; hier wohl: „durch Überlieferung verpflichtet"). Amtmann Gruner fragte deshalb am 12. August 1717 bei der Regierung in Offenbach an, „ob er besagte Pursche absolute zu dem Bach Tantz zwingen, oder aber in underlaßung dessen nur auf die hafer straf heraußer zu treiben tringen soll". Nach diesem Berichte begann die Kirchweih mit einem Tanze um einen vor dem Rathause aufgestellten Tannenbaum[1]). Von dort aber wurden die Kirmesburschen durch den zeitigen Schultheiß und einen Wächter abgeholt und zur Bach begleitet. Nach dem Tanz darin wurden sie wieder durch den Schultheiß und die Wacht mit klingendem Saitenspiel zum Rathause gebracht und um den Tannenbaum geführt.

In ihrem Antwortschreiben vom 13. August 1717 erklärte jedoch die Regierung zu Offenbach, daß sie nicht der Meinung sei, daß die Jungburschen zu Selbold zu dem Bachtanze gezwungen werden sollten. Es wäre der Herrschaft lieber und „fürträglicher", wenn sie den Bachtanz unterließen und die darauf gesetzte Strafe von 30 Achtel Hafer entrichten und abtragen wollten. Wenn sie aber meinten, sie könnten den Kirchweihtanz dadurch erzwingen, so könne ihnen solches keineswegs zugelassen werden. Sie bestimmte dann: „Bey Uff- und Abführung des Bach-Tantzes hat es bey den alten Ceremonien sein ungeändertes Verbleiben, daß nehmblich die Jung-Purschen samt ihren Musicanten unter klingendem Saitenspiel durch den Oberschultheißen oder einige Offiziers vom Ausschuß mit der Wacht vom rahthauß abgehohlt und nach Vollendetem Bachtanz wieder uff gleiche weiße dahin begleitet und abgeführet werden."

[1]) Dieser Tannenbaum war eine hohe Fichte, die bis an den Wipfel entästet wurde und den Namen „Der Maje" führte. Unterhalb des Wipfels war ein mit langen bunten Bändern geschmückter Blumenkranz angebracht. Noch bis in die jüngste Zeit hinein wurde dieser „Kerbmaje" aufgepflanzt.

Der Bachtanz scheint dann einige Jahre nach dieser Regierungs-Vorschrift „celebriert" worden zu sein, weil die Selbolder der auf die Unterlassung desselben gesetzten „Haferstrafe" entgehen wollten. Die „Haferstrafe" war sicherlich der springende Punkt der ganzen Sache; denn die Frage, ob mit Unterlassung bezw. Ausfall des Bachtanzes diese Strafe auch erlassen sei, kehrt immer wieder.

So fragte z. B. am 3. August 1720 der stellvertretende Amtmann Gruner zu Selbold bei der Regierung in Offenbach an, ob der Bachtanz gehalten, oder ob ihn die Herrschaft unter Verzicht auf die „Haferstrafe" kassieren und aufheben wolle.

Darauf antwortete Rat Vigelius zu Birstein am 4. August 1720 im Namen des Grafen: „Nachdem der Hr. Ambts Verweser von Selbold angefragt, ob die Selbolder den so genanntten Bach Tantz haltten oder der als straf darauf gesetzte Hafer erlassen seyn solle, mich aber bedünkt, von dem selg. Rath Stock gehört zu haben, daß dieser straf oder deren nachlassung ein servitut[1]) seye, also wollen Ser. nostri Hochgräfl. Gnad., daß Ew. Hochwohlg. dieserhalben genau nachsehen, Vor waß es Vor eine Bewandnuß darmitt habe, dann das abgeschaffte Tantzen wollen Jhro Hochgräfl. gnd. ohne drin nicht wieder gestatten."

Am 10. August 1720 erteilte dann der Amtmann Bröske zu Selbold folgende Auskunft: „p. traditionem oralem[2]) hätte Jch zwar von dem Bachdanz und d. hafferstrafe im unterlassungsfalle gehört, aber weder in alten noch neuen actis das geringste jota nicht gefunden, und müssen also den Grund oder ungrund dahin gestellet seyn lassen. Es wäre mir Jedoch darauß fast muthmaßlich, daß zu Selbold von Uhralten Zeiten her ein besonderes Tantz-Recht und privilegium gewesen seyn müsse, weil das dasige Rahthauß in alten Documenten über Selbold besagend und zwar in denen teutschen das Spielhauß und im Lateinischen, nach dem damahligen Münchs-Latein Domum saltus genennet worden. alß an. 1717 Illustr. p. m.[3]) das Tantzen durchgehends verbiehten Lassen, der Wirth Köhler aber unter der Vorstellung, daß es der Wirtschaft und dem herrschaftlichen interesse Vorträglich, um die Verwilligung

---

[1]) = eine Zwangspflicht. Servitium usuale = altherkömmliche Dienstpflicht.

[2]) per t. o. = durch mündliche Überlieferung.

[3]) Illustrissimus piae memoriae = Erlaucht seligen Andenkens. Gemeint ist Graf Johann Philipp, geb. 1655, gestorb. 1718. Vgl. Simon a. a. O., II, S. 334—337.

des Bachdantz angehalten, und darzu alhier einen gewißene Patron gefunden, der solche Verwilligung Zu wege gebracht, So haben die Jung Pursch sothanen Bachdantz anfänglich geweigert und anders nicht sich darzu bequemen wollen, es seyn dan, daß Ihnen auch der offendliche tantz unterm Rahthauß dem her Kommen nach erlaubt wurde, und weil dieses letztere von Illust. nicht zu erhalten war, gleichwohl gen. Wirth in Seinem gesuch favorisirt werden sollte, So wurden Sie mit Bedrohung der 30 achtl. Hafferstraff zum Bachdantz genöhtigt[1])."

Daraufhin scheint man den Bachtanz eingestellt zu haben. Ich schließe dies aus folgendem Umstande. Am 2. August 1721 fragte der Amtsverweser Gruner wieder in Offenbach an: „Dieweilen sich allhiesige Junge Bursche wegen des auf kommenden Montag über 8 Tage, alß den 11ten instehenden Monaths Augusti fallend, und sonsten gehaltenen Bach: und Kirchwey Dantzens ahngemeldet und zu wissen verlangt, ob sie sich wegen der daruf stehenden Hafer strafe weiter anzumelten oder dießes zu unterlassen und demnächst der erwehnten Strafe entübrigt seyn sollten." Der Graf aber verfügte am 9. August 1721: „Soll gehalten werden wie vor einem Jahr auch, indem durchaus kein Tanz gestattet werden soll."

Seitdem ist vorläufig vom Bachtanze nichts mehr in den Akten zu finden. Auch zeitgenössische Schriftsteller erwähnen ihn nur als etwas der Vergangenheit Angehöriges. So schreibt z. B. Johann Hermann Dielhelm in seinem „Wetterauischen Geographus", Frankfurt a. M. 1747, S. 239, von ihm: „Ehemahlen muste bey angesetzter hoher Herrschaftlichen Strafe das Kirchweihfest zwischen denen, über die an der Kirche vorbey fliessenden Gründau-Bach befindlichen steinerner Brücken von denen jungen Purschen oder Kirbknechten und Kirb-Jungfern in der Gründau-Bach Tanzend auf-

---

[1]) Der gelehrte Hofrat J. A. Kopp fügte dieser Auskunft folgende „Nota" an: „Der Herr Amtmann Bröske ist rave (= Abkürzung für relative) des alten Nahmens Spiehl-Hauß oder Domus saltus irrig, maßen in den temporibus medii aevi (= Zeiten des Mittelalters) in der Grafschaft Ysenburg, Hanau und angräntzenden Landen, alle Rath-Häußer auff denen Dörffern Spielhäuser oder Domus saltus, weil die Täntze gemeiniglich auff und unter denenselben gehalten waren, genannt wurden, wovon ich in meinem Tractat de insig. different. inter S. R. I. Comites et Nobil. Cimmed. eine besondere observation der Edit. secund. mit angefüget habe." Diese „observation" besteht allerdings nur in einer kurzen Bemerkung, die keinen weitergehenden Aufschluß über die „Spielhäuser" gewährt.

geführet werden, wobey dann selbsten auch die Musicanten auf einer Bank im Wasser sitzen musten; Bey welchem Bach-Tantz sich eine unzehlbahre Menge Volks, sowohl aus den benachbarten Orten, als auch denen Städten Gelnhausen, Hanau, ja gar von Frankfurt eingefunden haben, die dem Orte gute Nahrung brachten. Es ist aber dieser Gebrauch bey der jetzigen Regierung abgestellet worden."

Erst im Sommer des Jahres 1755, gelegentlich eines Besuches, den, wie bereits gesagt, der Direktor der Fürstlichen Kanzlei zu Offenbach Selbold abstattete, wurde der Bachtanz wieder gehalten. Damals entstand auch die authentische Beschreibung, die in Abschnitt I ihren Abdruck gefunden hat. Doch scheint sich die Sache auf die Dauer nicht mehr als lebensfähig erwiesen zu haben, auch ist von der „Haferstrafe" nicht mehr die Rede, wie dies aus dem Berichte des Amtmannes Gervinus vom 19. Juli 1769[1]) deutlich erhellt. Gervinus schrieb: „Die Zeit der hiesigen Kirchweih, auf welcher der bekannte Bachtanz gehalten zu werden pfleget, rücket heran. Gleichwie seit meines Hierseyns fast alle Jahr deswegen Klagden und Beschwerden bey Amt vorgekommen, indem jedesmahl 10 junge Pursche, welche die Kirchweyhe halten, hier die honneurs davon machen und wovon 3 durch die Bach tanzen müssen, gezogen werden, die meisten aber unter mancherley Entschuldigungen davon befreyet bleiben und die wenigste sich darzu gerne gebrauchen lassen wollen, so daß man per mandata poenalia[2]) sie darzu zwingen muß: Also veranlasset mich dieses, Hochfürstlicher Hohn Regierung gegenwärtige Vorstellung darüber zu übergeben und Hochderoselben Ermessen anheim zu stellen, ob sothaner Bachtanz nicht wiederum abgeschaffet und einem jeden, ob und wie Er sich auf der Kirchweyhe divertiren (= vergnügen, belustigen) wolle, zur freyen disposition überlassen werden könne. So lange die Music im Land verbotten gewesen, hörte dieser Bachtanz auch auf. Erst in ao. 1755 ist solcher, und wie man vermeint, auf Ansuchen der hiesigen Gast Wirthen, wiederum eingeführet worden. Man machte sich nemlich große Vorstellungen von denen daher fließen Könnenden Vortheilen. Anfänglich, da die Sache noch neu gewesen, hat Sie auch ziemlich viele Leuthe und somit denen Wirthen Nahrung zugezogen. Nunmehro aber, da die Sache etwas altes ist, werden dadurch wenige

[1]) „Gehorsamster Bericht, den auf der Selbolder Kirchweih gewöhnlichen Bachtanz betr."

[2]) = durch Strafbefehle.

oder gar keine Leuthe, die etwas verzehren, mehr herbey geladet. Die meherste sind gemeine Leuthe von Hanau, welche gröstentheils ohngegessen und ohngetrunken wiederum zurück Kehren. Die hiesige Wirthe haben einen geringen Nuzen, wohl aber ehender Verlust dabey, wenn Sie, wie dem Köhler schon widerfahren, große Zurüstungen machen und hernachmahls niemand kömt, da dann ihre Vorräthig angeschafften Speisen zu Grunde gegangen, gestalten aber in diesem Betracht gedachter Köhler sich auf die Kirchweyhe nichts mehr angeschaffet, auch keine Music mehr haltet. Eben der Umstand, daß wenig Leuthe mehr herkommen, machet auch zum Theil, daß die junge Pursche die Kirchweyhe nicht gern mehr halten. Sie scheuen die damit Vor Knüpfte Kosten. Im anfang hatten Sie Von denen Fremden in ihrer Büchse so Viel samlen Können, daß die unKosten damit Bestritten werden Konten. Jezo aber reichen die Collecten nicht mehr zu, und Sie müssen aus ihrem Beutel zulegen, welches Bey dermahligen GeldKlemmen[1]) Zeiten manchem hart und Beschwehrlich fället. Die Eltern selbst, die ihren Kindern die Kosten fourniren[2]) müssen, Kommen deswegen Bey Amt Beschwehrend ein. Andere schüzen auch vor, daß Sie ihre Kinder bey der strengen Erndte Zeit nicht entbehren Könnten. Auch manche junge Pursche, welche sich etwas einbilden, halten es sich für eine Schande, daß Sie Bey dem Bachtanz andern Leuthen Zum Spectacel und Gelächter dienen sollen. Maßen dann im Letztern Jahr ein Pursche Nahmens Philipp Lerch Lieber 5 Rthlr. Straf gezahlet, als Kirchweyh Pursch werden wollen. Da nun der Nuzen, den man Von diesem Bachtanz zu ziehen Verhoffet sich nach und nach gänzlich Verliehrt: So sehe nicht, warum man solchen als einen an sich nicht Bedeutenden, insipiden (= abgeschmackten, albernen) und gemeiniglich mit unanständigen farcen (= Narrenpossen) des Hanswursten Begleiteten Aufzug Beybehalten und noch darzu der Beamte durch seine Gegenwart selbigen solennisiren (= feierlich machen) und die Possen wider Willen mit ansehen und hören soll. Werden Keine Kirchweyh Pursche mehr gezogen und der Bachtanz cassiret, so werden auch die deßhalb jährlich Vor Wein Verwilligte 4 fl erspahret. Übrigens mag die Kirchweyhe ohne den Bachtanz, wie an anderen orten des Amts immer gehalten werden, und Kann ein

[1]) Das Wort klemm oder klamm ist auch in Selbold gebräuchlich. Es bedeutet „knapp, rar, teuer". Vgl. Crecelius, a. a. O., II, S. 503.

[2]) Das französische Wort fourniren hat hier die Bedeutung von: „mit etwas versehen, versorgen, unterstützen, liefern, beschaffen usw."

jeder nach seinem Gefallen sich darauf Lustig machen. Dieses sind meine unmaßgebliche Gedanken, die Hochfürstl. Regierung zu näherer Beurtheilung gehorsamst eröffnen wollen. In großer veneration (= Ehrfurcht) verharrend pp."

Die Regierung gab diesen Bericht am 22. Juli 1769 mit folgendem Schreiben an den Fürsten Wolfgang Ernst[1]) weiter: „Eure Hochfürstliche Durchlaucht geruhen aus dem angeschloßenen Bericht zu ersehen, aus was vor Beweggründen das Amt Selbold auf Abstellung des Tanzes durch die Bach anträget, und wie es die Kirchwey Bursche dazu mit Strafe zwingen müsse. Da nun diese Gewohnheit mehr Muthwillen als Vernunft zu ihrem erste Ursprung zu haben scheint, die Einwohner die Einstellung wünschen, die Herrschaft dabei die vermachte 4 fl zu Wein erspahret, die Wirthe von der Kirchweyh eben den Nuzen haben werden, es werde durch die Bach getanzet oder nicht: So hielte fürstliche Regierung davor, daß man den Zwang, durch die Bach zu tanzen, abstellen und den Einwohnern die Freyheit lassen könte, ohne durch die Bach zu tanzen, ihre Kirchweyhe zu halten. Brauer. Kugler."

Darauf erging an den Amtmann unterm 25. Juli 1769 der Bescheid, daß der Fürst, nachdem ihm der Bericht vom 19. Juli vorgetragen worden wäre, am 24. Juli verordnet habe, „daß der Gemeinde Selbold frey gestellet werden solle, diesen gewöhnlichen Bachtanz einzustellen oder wie gewöhnlich zu halten."

Damit hatte die Herrschaft auf ihre Rechte Verzicht geleistet. Sie schloß denn auch über den Bachtanz ihre Akten; denn weiteres geht aus diesen nicht hervor. Insbesondere sucht man nach den dringenden „Vorstellungen des Landphysikus Hofrat Marschall", die im Jahre 1792 die Abschaffung des Bachtanzes bewirkt hätten, und den „flehentlichen Bitten und Vorstellungen der Gemeinde um Wiederherstellung desselben", von denen Calaminus zu berichten weiß[2]), im Archive zu Birstein vergeblich. Ebenso enthalten die dortigen Akten nichts über

---

[1]) Es war Wolfgang Ernst III., geb. 1686, gestorb. 1754, der 1744 den Fürstentitel erwarb und sich dann W. E. I. nannte. Vgl. Simon, a. a. O., II, S. 339—342.

[2]) A. a. O., S. 239.

die Ablösung des Strafhafers, die — ebenfalls nach Calaminus — im Jahre 1832 stattgefunden haben soll.

III. Die Entstehung des Bachtanzes.

Die Frage nach der Entstehung des Bachtanzes hat bereits im Jahre 1720 die Herrschaft beschäftigt. Damals beauftragte, wie wir in Vorstehendem gesehen haben, der Rat Vigelius zu Birstein im Namen des Grafen den Amtmann Bröske zu Selbold, „genau nachzusehen, Vor waß es Vor eine Bewandnuß dermitt habe".

Aber es scheint darüber nichts mehr bekannt gewesen zu sein; denn Amtmann Bröske antwortete, daß er zwar durch mündliche Überlieferung von dem Bachtanze und der Haferstrafe im Unterlassungsfalle gehört hätte, aber es sei ihm nicht gelungen, „weder in alten noch neuen actis das geringste jota" darüber zu finden, und er müsse deshalb „den Grund oder ungrund dahin gestellet seyn lassen".

Und doch ist im Birsteiner Archive ein altes Aktenstück vorhanden, das wenigstens teilweise Licht auf die Sache wirft. Nach dieser nur mangelhaft erhaltenen, in schlechtem Zustande befindlichen und schwer lesbaren Papierurkunde, die das erste Blatt des in Anmerkung 4 genannten Faszikels bildet, gab Graf Wolfgang Ernst[1]) von Wächtersbach aus am 12. August 1621 — es war dies damals der Sonntag nach Laurentius — den „Special befelch", daß die Selbolder, weil sie an dem vorausgegangenen Sonntag einen Tanz abgehalten und dadurch „über gebot und ohne vorwissen gehandelt", innerhalb acht Tagen 75 fl oder 20 Strich[2]) Hafer „zur stroff erlegen und entrichten" sollten.

Aus dieser Urkunde[3]), die unzweifelhaft nicht nur örtlich, son-

[1]) Es war Graf W. E. I., geb. 1560, gestorb. 1633. Vgl. Simon, a. a. O., S. 288—301.

[2]) Strich ist ein altes Getreidemaß (mhd. strichmâz). Es soll 4 Landmetzen enthalten haben. Lexer, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch, II, 1236.

[3]) Sie lautet wörtlich folgendermaßen:

„Dennoch, einkommen bericht nach, Ihr nächst verschienenen (= vergangenen; mhd. verscîhnen = vergehen) Sonntag Zu Selbolt einen dantz erlaubet haben solle, So ist des Wolgeb. Grafen und Hern, Hl. Wolffgang Ernsten, Gfr. Zu Ysenburg und Büdingen, unseres gd. Herrn, gd. Special befelch, daß 75 fl, derowegen Ihr als über Gebot und ohne vorwissen gehandelt, Innerhalb 8 tagen, (oder) Zwanzig Strichs Hbr Zur stroff erlegen und entrichten sollet, welches man euch zur merern nachachtung auflegen wollen.

Wächtersbach d. 12. August 1621."

dern auch sachlich zu den Bachtanzakten gehört, ergibt sich klar und deutlich, welches die unmittelbare Veranlassung zur Haferstrafe war, nämlich eine Übertretung der strengen isenburgischen Tanzverbote, die man im Interesse der Sonntagsheiligung ja immer und immer wieder zu erlassen für nötig fand[1]). Vielleicht waren mit dem betreffenden Tanze Ausschreitungen schlimmster Art verbunden gewesen, von denen aber leider kein Aktenstück mehr etwas meldet; denn der „einkommene bericht", auf Grund dessen der Graf damals die Strafe verhängte, ist nicht mehr vorhanden. Immerhin muß das Verhalten der Selbolder den Grafen schwer gekränkt haben, sonst wäre eine Strafe in dieser Höhe nicht festgesetzt worden[2]).

Welcher Zusammenhang aber zwischen dieser Haferstrafe und dem Bachtanze besteht, ist aus den Akten nicht zu ermitteln. Vielleicht haben die Selbolder um Erlaß dieser schweren Strafe gebeten, und der Graf hat dann an Stelle der Realleistung eine Personalleistung treten lassen, indem er, gewissermaßen um ihre Tanzwut abzukühlen, befahl, jedes Jahr einen Tanz im Wasser aufzuführen. Wasserstrafen waren ja bei der Rechtspflege früherer Zeiten sehr gebräuchlich. Garten- und Felddiebe z. B. wurden in sogen. „Schnell- oder Schnappkörbe" gesteckt und dann auf- und niederwippend in das Wasser ge-

---

[1]) Erst in dem Regierungs-Ausschreiben vom 3. August 1775, die Spiele und das Tanzen betreffend, das an das Amt Selbold gerichtet war, findet sich das weise Wort: „Es ist Seren. nostri Hochfürstl. Durchlaucht geziemend vorgetragen worden, aus was Gründen Fürstl. Amt Selbold angetragen habe, das Kegelspielen, wie weniger nicht das Tanzen und Spielen besonders auf die Sonntage in den Wirtshäusern gänzlich abzuschaffen; es haben auch Höchdieselben den Zustand des Landes, wo das Tanzen und Spielen noch nicht erlaubt war, gegen die jetzige Zeit, wo solches erlaubt ist, gehalten, können aber nicht finden, daß bei dem Verbot des Tanzens und Spielens die Ruhe des Landmanns größer gewesen sei, vielmehr entdecken sich Spuren von weit größeren Unordnungen und Ausschweifungen, die da verursacht haben, daß das Tanzen und Spielen als ein kleineres Übel erlaubt worden. Daher auch Seren. nostri Hochfürstl. Durchlaucht diese Erlaubnis einzuziehen und alles Kegelspielen und Tanzen, wie auch Musik abzustellen nicht ratsam finden . . ."

[2]) Nach „altem Herkommen" betrug die „höchste Buß" zu Selbold: „Ein Fuder franken Weins vnnd uff eynen Jeglichen Reyff ein silbernen Becher . . . dem Obersten Amptmann 3½ Pfd. pfennig vnd ein helbeling; denen scheffen 4½ Pfd. pfennig vnnd einen helbeling, denen Zenggrafen 30 pfennig, Eynem Jeglichen Landman 20 pfennig." „Diplomatorium" zu Birstein, S. 2.

taucht[1]). Auch in der Volksjustiz fand das „Wassersprengen“ Anwendung, um z. B. knickerige Liebhaber zu bestrafen. Machte ein Bursche einem in einem anderen Orte wohnenden Mädchen einen Besuch, so drangen die Bursche des Ortes, wenn sie davon Kunde erhielten, in das betreffende Haus ein und verlangten von dem Fremden ein Geldgeschenk. Verweigerte er dieses, so wurde er gepackt, aus dem Hause gebracht, durch das nächste Wasser geführt und erst an der Gemarkungsgrenze mit der Warnung frei gegeben, sich nicht wieder sehen zu lassen[2]). Ebenso herrscht noch heute in Steinau die Sitte, daß Bursche mißliebige Personen, Krakeeler u. dergl. „springen“ lassen. Sie packen diese unvermutet auf der Straße, rennen mit ihnen durch die Stadt, schleifen sie dann durch die Kinzig und schleppen sie irgend wohin ins Feld, um hierauf rasch zu verschwinden.

Die Entstehung des Bachtanzes geht also offenbar gar nicht soweit zurück, als man bislang angenommen hat, sondern gehört einer verhältnismäßig jungen Zeit an.

IV. War der Bachtanz ein „Vergnügen“ oder eine „Strafe“?

Es bedarf wohl nach dem Vorstehenden keiner langen Untersuchung und Auseinandersetzung mehr, um diese Frage zu beantworten. Der Bachtanz war kein „Vergnügen“, sondern eine „Strafe“ und zwar in dem Sinne, daß durch ein erzwungenes

---

[1]) Vgl. Zimmermann, E., Hanau Stadt und Land, Hanau 1903, S. 714. — Vgl. auch Grimm, J., Deutsche Rechtsaltertümer, Göttingen, 1828, S. 726 und 631/32.

[2]) Vgl. Mülhause, E., Die aus der Sagenzeit stammenden Gebräuche der Deutschen, namentlich der Hessen. XVIII. „Das Schatzrecht der Burschen.“ „Zeitschrift für hessische Geschichte und Landeskunde.“ N. F., I, Kassel 1867, S. 292—293. — Auch sei daran erinnert, daß im 16. Jahrhundert, wie der lateinische Dichter und Pamphlet Naogeorgus (Thomas Kirchmeyer) in seiner Satyre Regnum papisticum (Basel 1553) erzählt, in vielen Orten und Gegenden am Aschermittwoch die Bursche die Mädchen mit Gewalt aus den Häusern holten und sie vor einen Pflug spannten, auf dem ein Spielmann saß. Dann wurden die Mädchen mit der Peitsche angetrieben und ein Umzug gehalten. Dabei machte der Spielmann Musik, und ein Bursche säete hinter dem Pfluge unter allerlei posierlichen Gebärden Sand oder Asche. Zuletzt wurde der Pflug mitsamt dem Gespanne in den Bach gefahren und danach die Mädchen, noch von Wasser triefend, zum Schmause und Tanze geführt. Vgl. Mannhardt, W., Wald- und Feldkulte, I. Teil: Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme, Berlin 1875, S. 554/55.

persönliches Tun (das Tanzen) die eigentlich zu leistende Geld- oder Naturalstrafe aufgehoben wurde.

Das Bewußtsein hiervon ist auch stets im Volke lebendig geblieben. In der oben erwähnten Eingabe der Selbolder Burschen von 1698 heißt es ausdrücklich: „... es ist ein altes Herkommens, daß wir Knechte allhier durch die Bach müssen tanzen". Auch der Wirt Köhler sagte, wie wir gesehen haben, in einem Gesuche, daß „der Bachtanz wäre für Strafe von alter Zeit her und nicht für Üppigkeit eingeführet und angeordnet" worden, und 1717 geben die Burschen vor, sie seien nach Herkommen verpflichtet, den Bachtanz ihren Vorstehern und Gerichtsleuten aufzuführen. Ebenso wußte man stets, daß bei Unterlassung des Tanzes die Haferstrafe zu leisten war, wie dies schon in Vorstehendem mitgeteilt wurde.

Man hat den Bachtanz, eben weil Zwang dahinter war, auch niemals gern aufgeführt, und mehr als einmal mußte die Herrschaft noch mit außerordentlichen Strafen gegen die Widerspenstigen einschreiten. Es ist deshalb sehr zu bezweifeln, daß die Gemeinde Selbold „flehentliche Bitten und Vorstellungen um Wiederherstellung" des alten Brauches an die Behörde gerichtet habe, wie Calaminus mitzuteilen weiß [1]).

Den Beamten war es, wie wir gesehen haben, gleichfalls bekannt, daß der Bachtanz nicht nur eine Strafe, sondern sogar eine immerwährende Strafe und ein Servitut, eine Zwangspflicht, war, und sie achteten deshalb streng darauf, daß, wie es einmal heißt, „die alte Gerechtigkeit" nicht abkomme. Erst als die Aufklärung zur Zeit Friedrichs des Großen die Anschauungen milderte, sah man auch seitens der Regierung in der Entstehung „dieser Gewohnheit mehr Mutwillen als Vernunft" und hielt die Zeit der Aufhebung dieser Strafe für gekommen.

Daß der Bachtanz als eine Strafe galt, geht endlich auch aus den näheren Umständen seiner Aufführung hervor. So mußten sich die Burschen vorher bei dem Amtmann melden. Die Tänzer wurden dann ausgelost. Am Tage der Aufführung hatten sie sich vor dem Rathause, dem alten spilhause und Gerichtsgebäude, zu versammeln. Von hier aus wurden sie wie zu einer Exekution abgeführt, von Wachen begleitet und in gleicher Weise wieder zurückgebracht. Die Exekution überwachte wie einen

[1]) A. a. O., S. 239.

Urteilsvollzug des peinlichen Gerichts der gräfliche Oberschultheiß. Selbst die Tanzmädchen waren „schwarz aufgebunden“ [1]), trugen also nicht Fest-, sondern Trauerschmuck.

V. Die „Sage“ vom Bachtanze und ihre geschichtliche Grundlage.

Calaminus erzählt eine „Bachtanzsage“, die in „der Umgegend“ im Munde des Volkes lebe und „seit Jahrhunderten überliefert“ wäre [2]). Ich persönlich habe diese Sage vom Volke nie gehört, obwohl ich Landeskind bin, aus der Umgegend von Selbold stamme, über 10 Jahre in Selbold gewohnt und von Jugend auf in enger Fühlung mit dem Volke gestanden habe. Sie ist mir erst durch Calaminus im Hanauer Kalender und der „Zeitschrift pp.“ und später durch Schleucher bekannt geworden. Woher sie diese beiden Schriftsteller genommen,

---

1) D. h. sie trugen einen Kopfputz mit schwarzen Bändern. Ein Mädchen „aufbinden“ (uffbenne) hieß, ihm einen Kopfschmuck mit Bändern, das sogen. „Gebenn“, anlegen. Vgl. Crecelius, a. a. O., I, S. 55.

2) A. a. O., S. 239. 240. Sie lautet, gekürzt und zusammengezogen, folgendermaßen: Der damalige Graf von Isenburg, der mit den Mainzern im Bunde stand, hatte den Selboldern zur Bestreitung seiner Kriegskosten eine Steuer auferlegt, die gegen Recht und Herkommen war. Die Selbolder aber verweigerten die Zahlung. Der Graf jedoch wollte sie mit Hilfe der Mainzer hierzu zwingen. Eine Schar Mainzer Soldaten sammelte sich in der Stille bei Hanau, um Selbold zu überfallen; aber ein Bettelmann verriet den Soldaten dieses Vorhaben, und diese rüsteten sich unter Führung der Herren von Selbold zur Gegenwehr. Sie besetzten rasch den mit hohen Mauern umschlossenen Friedhof an der Gründaufurt und in der Nähe des Schlosses der Herren von Selbold und sperrten die Tore. Als nun die Mainzer auf der alten Straße anrückten und den Bach überschreiten wollten, wurden sie mit einem Hagel von Steinen und Pfeilen empfangen und zurückgetrieben. Auch ihre Versuche, den Friedhof zu stürmen, wurden blutig abgeschlagen. Da legten sie sich aufs Verhandeln, das schließlich zu einem Friedensschlusse führte. Als dieser auf dem Kirchhofe bekannt wurde, jubelten die Frauen und Kinder vor Freude, daß nun die Gefahr beseitigt war. Ja zwei alte Weiber waren ganz außer sich, faßten sich an den Händen, sprangen in den Bach und tanzten darin herum, daß das Wasser aufspritzte. Die anderen Weiber folgten ihrem Beispiele, und bald war ein regelrechter „Bachtanz“ im Gange. Seitdem hat man alle Jahre zum Andenken an jene Begebenheit diesen „Bachtanz“ gefeiert. — Doch sagt Calaminus an einer anderen Stelle (S. 229): „Die Tatsache selbst steht nicht mehr lebendig im Volke, und selbst bei ganz alten Leuten dämmert nur noch undeutlich eine Erinnerung daran aus der fernen Jugendzeit herauf.“—

ist mir bis jetzt verborgen geblieben. Das gegenwärtige Geschlecht kennt sie auch nur aus der Schule und nicht aus der Überlieferung.

Calaminus benutzt diese angebliche „Sage", um seiner ganzen Untersuchung vom Bachtanze eine geschichtliche Grundlage zu verleihen[1]). Ich stehe auch diesem Beginnen zweifelnd gegenüber. Namentlich befremdet mich schon von vornherein der Umstand, ganz abgesehen von inneren Gründen, daß der vorerwähnte gelehrte Hofrat Kopp, der doch mit der isenburgischen Geschichte vertraut war wie kein zweiter und selbst eine vierbändige, handschriftlich noch im Archive zu Birstein vorhandene Geschichte des Hauses Isenburg und eine ebensolche des Klosters Selbold, die dort gleichfalls in einem dicken Aktenbündel liegt, verfaßt hat, und dem, wie wir oben gesehen haben, Gelegenheit gegeben war, sich gerade zur Frage der Entstehung des Bachtanzes zu äußern, kein Wort von alledem erwähnt, was uns Calaminus berichtet.

Und wenn man schon annehmen wollte, die Sache sei — außer durch die aktenmäßig erwiesene Übertretung des Tanzverbotes — durch einen geschichtlichen Vorgang veranlaßt worden, so müßte man diesen doch m. E. in das Jahr 1621 und nicht in das 15. Jahrhundert und die Zeit des Grafen Ludwig II. und des Erzbischofs Diether verlegen. Ein solcher Vorgang kann sich damals sehr wohl abgespielt haben. Im Jahre 1620 war nämlich der spanische General Spinola mit seiner Armee in die untere Maingegend und die Wetterau eingefallen und hatte die größeren Orte (Friedberg, Rödelheim, Gelnhausen u. a. m.) besetzt. Von hier aus durch-

[1]) Ebenda, S. 239—248. Er verlegt nämlich die ganze Begebenheit, welche die Sage erzählt, in die Zeit des Kurfürsten und Erzbischofs von Mainz Diether von Isenburg (1412—1482) und glaubt dies mit „Sicherheit" tun zu können, weil sich in dieser Periode der isenburgischen und mainzischen Geschichte „der natürliche Boden für alle Züge der Sage finden ließe". Diether war nämlich genötigt, schwere Kriege zu führen (vgl. Simon, a. a. O., II, S. 217—229). In diesen stand ihm sein Bruder, Graf Ludwig von Isenburg, getreulich bei, teils durch unmittelbare Waffenhilfe, teils durch Geldunterstützungen, teils durch Übernahme von Bürgschaften für Anleihen, die Diether aufnehmen mußte. Schließlich beliefen sich die Forderungen Ludwigs an Mainz auf mehr als 100000 Goldgulden, eine für jene Zeit sehr hohe Summe. Als Entschädigung erhielt Graf Ludwig u. a. das bisher mainzische Amt Ronneburg, zu dem auch ein Drittel des Gerichts Selbold gehörte. Bei der Abtretung dieses mainzischen Drittels, bezw. der Einziehung der in diesem zu leistenden Steuern soll es nun im Sommer des Jahres 1464 zu den erwähnten Widersetzlichkeiten der Selbolder und dem Kampfe am alten Friedhofe gekommen sein.

zogen dann seine Requisitions-Kommandos das Land und raubten, plünderten und sengten die Ortschaften aus [1]). So mag auch ein solches Streifkorps im August 1621 nach eingebrachter Ernte, vielleicht mit Einwilligung des Grafen, in Selbold erschienen sein, und dann wird sich die Sache wohl an dem befestigten Kirchhofe so zugetragen haben, wie Calaminus in der „Sage" erzählt [2]). Die Selbolder werden die Spanier, bzw. die mit diesen verbündeten Mainzer Soldaten aus Steinheim abgeschlagen, verhöhnt und dann gegen das Gebot des Landesherrn am Sonntage aus Freuden ein Tanzvergnügen abgehalten haben [3]), vielleicht auch im Übermute durch die Bach getanzt sein, die ja dort nicht tief ist. Der Graf Wolfgang Ernst I. jedoch war ein treuer Anhänger des Kaisers und stand auch in besonderer Gunst bei Spinola [4]). Er wird durch das Verhalten der Selbolder, infolgedessen er wohl eine Störung seines guten Verhältnisses zu den Genannten befürchtete, gereizt worden sein und darum die schwere Strafe über sie verhängt haben.

Doch ist dies, wie ich ausdrücklich bemerke, nur eine Vermutung meinerseits, die ich nicht aktenmäßig oder aus anderen Quellen stützen kann, die vielleicht aber gleiche, wenn nicht größere Wahrscheinlichkeit für sich beanspruchen dürfte als die von Calaminus.

---

[1]) Vgl. Zimmermann, a. a. O., S. 725; Arnd, C., Geschichte der Provinz Hanau, Hanau 1858, S. 173—174; u. a. m.

[2]) Die Herren von Selbold aber, die man bald als Raubritter, bald als Volksfreunde hinzustellen beliebt, können nicht mitgeholfen haben; denn ihr Geschlecht war bereits 1578 ausgestorben. Ein „Schloß" haben diese Herren in Selbold auch niemals besessen, sondern nur einen Hof und andere Güter.

[3]) Vielleicht fand der Überfall auch gerade am Sonntage statt, als die ganze Gemeinde in der Peterskirche, die ja bekanntlich auf dem alten Friedhofe stand, versammelt war.

[4]) Vgl. Simon, a. a. O., II, S. 290.



Kleine Mitteilungen.

Soldatenlieder.

Von Dr. Helmut Wocke, Haynau.

Welch große Rolle der Gesang im Leben der Soldaten spielt, hat uns der Weltkrieg von neuem gezeigt. Dasselbe Lied, mit dem unsere Ahnen einst gegen Napoleon gezogen sind, „Deutschland, ach Deutschland, ich muß dich verlassen", konnte man zu Beginn des Kampfes immer wieder vernehmen. Und unvergeßlich bleibt, was der deutsche Heeresbericht am 11. November 1914 mit erschütternder Kürze meldete: „Westlich Langemark brachen junge Regimenter unter dem Gesange „Deutschland, Deutschland über alles" gegen die erste Linie der feindlichen Stellungen vor und nahmen sie."

Über das Soldatenlied im Felde besitzen wir eine wertvolle Schrift von John Meier[1]). Der Verband deutscher Vereine für Volkskunde hat eine „Sammlung soldatischer Volkskunde" beschlossen; er will sein Augenmerk dabei nicht bloß auf die Sprache, auf Gebräuche und Aberglauben[2]), sondern natürlich auch auf die Lieder des heutigen Soldaten richten. Diese selbst werden gewiß einmal vereint herausgegeben werden, und man wird dann neben den neuentstandenen Versen auch die alten, überkommenen Lieder aufnehmen müssen. Artur Kutscher, der bekannte Germanist an der Universität München, hat kürzlich eine Reihe Soldatenlieder[3]) veröffentlicht, die er fast ausnahmslos 1914—1916 an der Westfront nach dem Gesange seiner Kompagnie aufgezeichnet hat. Es lag ihm daran, wie er im Vorwort bemerkt, das „richtige" Soldatenlied „in seiner volkstümlichen Einfachheit und derben Natürlichkeit freizulegen von allem Literarischen, Gemachten, Künstlichen (auch im besseren Sinne), und so seine charakteristische Schönheit herauszustellen in Wort und Ton".

Aus meiner eigenen Sammlung seien im folgenden ein paar Proben mitgeteilt; ich gebe nur solche Lieder, die man in Kutschers Buch nicht findet.

I.

Mel.: Es braust ein Ruf ...

1. Es blitzt von Ost ein Flammenrot,
Ein Drohn mit Schrecken und mit Tod.
Des Feindes unbezähmte Wut
Will baden in dem deutschen Blut.
:,: Doch wenn uns gleich der Sturm umtost,
Fest steht und stark die Wacht im Ost :,:

---

[1]) Das deutsche Soldatenlied im Felde, Straßburg 1916.

[2]) Vgl. die von dem genannten Verbande herausgegebenen Bände: Otto Maußer, Deutsche Soldatensprache, und Hanns Bächtold, Deutscher Soldatenbrauch und Soldatenglaube. Straßburg 1917. Beide Schriften enthalten im Anhang einen Fragebogen. Antworten an das Volksliedarchiv in Freiburg i. Br. erbeten.

[3]) Unter dem Titel „Das richtige Soldatenlied". Berlin 1917.

2. Es ist ein Feind, wie nie vorher,
Millionenstark ist auch sein Heer.
Doch vor der Deutschen Kraft und Stolz
Zersplittert er wie morsches Holz.
:,: Doch wenn . . . :,:

3. Der Feind dünkt sich des Sklaven Hort,
Begünstigt grausen Königsmord,
Der Deutsche, bieder, fromm und stark,
Verachtet ihn mit Herz und Mark.
:,: Doch wenn . . . :,:

4. Wenn gleich Kanonendonner brüllt
Und Sonne sich und Mond verhüllt,
Es mächtig stürmt und rollt und kracht,
Zermalmt wird doch der Feind mit Macht.
:,: Doch wenn . . . :,:

5. So schwören wir mit fester Hand,
Zu schirmen Herd und Vaterland.
Zur Grenze führt uns unsre Bahn,
Hurra, der Kaiser führt uns an!
:,: Doch wenn . . . :,:

Mitgeteilt von W. Mosig, im Felde.

II.

Handwerkerlied.

Mel.: Wohlauf Kameraden . . .

1. Wohlauf Kameraden, ins Feld, ins Feld,
Der Landsturm ist aufgeboten!
Wes Standes, wes Landes, ein jeder ein Held!
Den Feinden den Tod, die uns drohten.
Zu Gott laßt schlagen die Herzen empor
Und euren Feinden die Faust ums Ohr.

2. Grüß Gott euch, Herr Schneider, heraus mit der Ell',
Jetzt gilt es am Zeuge zu flicken!
Du Schuster, versohle dem Franzmann das Fell
Und wichs es ihm, sollt es ihm jucken.
Der Gerber, der hilft euch, indem er's ihm gerbt,
Der Färber, der's blaurot und grüngelb ihm färbt.

3. Grüß Gott auch, Herr Tischler, den Hobel nimm nur,
Vom Russen nicht laß Dich verpöbeln.
Du leimst ihn und gibst ihm die Politur
— — — — — — — — — (fehlt)
Der Spinner, der lockt dich ins Garn mit Geschick,
Der Seiler, der dreht ihm den Strick für's Genick.

4. Grüß Gott euch, Herr Töpfer! Mit Ton und mit Lehm
Verschmiere das Großmaul dem Briten!
Verkachle ihn fest nach bewährtem System,
Freund Glaser hilft dir ihn verkitten.

Der Maurer nimmt Kelle und Mörtel zur Hand
Und baut ihm sein Erbbegräbnis im Sand.

5. Der Musiker macht die Musik euch dazu;
Er paukt und er trommelt nach Noten;
Der Schlosser, der schließt den Notausgang zu;
Der Gärtner wirft sie in die Schoten.
Und hat der Barbier alle eingeseift,
Dann mäht der Bauer die Saat, die gereift.

6. Drum auf, Kameraden, mit eurem Gerät,
Beweist, was ihr könnt und gelernet!
Geklopft und gestochen, gestopft und gemäht,
Gehobelt, gedroschen, geerntet.
Zu Gott laßt schlagen die Herzen empor
Und eure Fäuste den Feinden ums Ohr.

Geschr. Liederbuch von A. Brauner, Jannowitz.

III.

Mel.: Der Gott, der Eisen wachsen ließ.

1. Der Landsturm, kennt ihr dieses Wort,
In schwerster Zeit entstanden?
Er reißt ein ganzes Volk mit fort
Und macht den Feind zu schanden.
Gleich einem brausenden Orkan
Hallt laut sein Schlachtruf wieder.
Schließt euch zusammen, Mann für Mann,
Und werft die Feinde nieder!

2. Sie litten's nicht, daß Deutschlands Ruhm
Hell strahlte aller Enden.
Sie wollten Deutschlands Heiligtum
Mit frechen Taten schänden.
Von Ost und Westen, überm Meer
Begann ein Kesseltreiben.
Von Deutschlands Volk und seinem Heer
Sollt nichts mehr übrig bleiben.

3. Haß, Lüge, feiger Meuchelmord,
Das sind der Feinde Taten.
Der Russenkaiser brach sein Wort,
So wurden wir verraten.
Nun wollen wir zeigen, was wir können
Im Westen wie im Osten.
Es soll das gute, deutsche Schwert
Nicht in der Scheide rosten.

4. Nun hält der Landsturm treue Wacht,
Die Ostmark zu beschirmen,
Wie eine Windsbraut, wutentfacht,
Durch Feindesland zu stürmen.

Nun hüte dich, Kosakenvolk,
Lern deutsche Hiebe kosten.
Der Landsturm schützt sein deutsches Volk
Auf Grenzwacht fern im Osten.

5. Er schützet Heimat, Weib und Kind
Vor räuberischen Horden,
Die gierig ausgezogen sind,
Zu sengen und zu morden.
Nun brause, was nur brausen kann,
Der Landsturm wie ein Wetter.
's ist jeder wack're Landsturmmann
Des Vaterlandes Retter.

6. Nun nicht zurück und vorwärts drauf,
Daß helle Funken stieben!
Nichts hemme unsern Siegeslauf
Zum Schutz für unsre Lieben.
Wenn's dann vom Turme Frieden dröhnt,
Erklingen Siegeslieder.
Dann ziehen wir auch ruhmgekrönt
Zur teuren Heimat wieder!

Mitgeteilt von W. Mosig, im Felde.

IV.

Mel.: Gold und Silber . . .

1. Kommt ihr Lieben, hier die Hand,
Heute muß ich scheiden;
Muß im fernen Feindesland
Für die Heimat streiten.
Vielleicht ist es das letzte Mal,
Daß wir hier uns sehen.
Ewig blüht mein Heimattal,
Sollt ich untergehen.

2. Liebes Weib, jetzt schau mich an,
Schau mir in die Seele.
Deine Zukunft ich sodann
Unserm Gott befehle.
Glück und wahre Seligkeit
Hatten wir gefunden.
Denke in der Einsamkeit
An vergangene Stunden.

3. Kinder, einen letzten Kuß
Auf die roten Wangen.
Nun ich euch verlassen muß,
Schwinde euer Bangen.
Bleibet brav auch in der Not,
Betet für uns alle.
Herrlich ist der Heldentod
Auf dem frischen Walle.

4. Nun heraus nach Ost und West!
Rings die Feinde lauern.
Doch wir stehen eisenfest,
Stark wie Felsenmauern.
Unser liebes Vaterland
Darf nicht untergehen.
Kinder, noch einmal die Hand,
Und auf Wiedersehen.

Mitgeteilt von W. Mosig, im Felde

V.

Unser Marschall Hindenburg.

Mel.: Prinz Eugen . . .

1. Als der große Krieg gekommen,
Hat es Hindenburg vernommen.
Russen fall'n in Preußen ein.
Da ballt grimmig er die Hände:
„Meine Rast ist nun zu Ende,
Denn jetzt schlag' ich feste drein."

2. Geht zum Kaiser Wilhelm schnelle:
„Majestät, ich bin zur Stelle,
Denn der Feind bedroht das Land.
Wieder bin ich jetzt Soldate,
Opfre Herz und Kopf dem Staate
Und mein Schwert dem Vaterland.“

3. Wilhelm sagte: „Schön willkommen!
Du sollst die Armee bekommen,
Die den Russ' zum Teufel jagt.
Denn ich weiß, du wirst sie zwicken,
Ihn' die Hammelbeine knicken.
Das hab ich mir gleich gesagt.“

4. Im masur'schen Seenzippel
Kriegt die Russen er beim Wippel,
Dort macht er die Rechnung glatt.
Schuldig ist er nichts geblieben;
Denn er zahlt mit deutschen Hieben
Ohne Abzug von Rabatt.

5. 150 000 Russen
Haben dort dran glauben müssen.
Mann und Roß mit Stiel und Stumpf,
Generale, Offiziere, Batterien, Grenadiere,
Was nicht fiel, ersoff im Sumpf.

6. Drauf laßt uns ein Liedlein singen
Und laßt die Trompeten klingen,
Daß es mög' so weiter gehn!
Marschall Hindenburg soll leben,
Der uns frischen Mut gegeben,
Unser neuer Prinz Eugen.

Geschr. Liederbuch von A. Brauner, Jannowitz

VI.

Jägerlied.

Mel.: Ich schieß den Hirsch . . .

1. Im Schützengraben liegen wir,
Wenn es auch naß und kalt.
Wie auf dem Anstand ist es hier;
Die Büchse lustig knallt.
Wir schießen weder Hirsch noch Reh,
Viel edler ist das Wild,
Denn Tag und Nacht in unsrer Näh
Die Jagd hurra gilt.

2. Nimmt nur das Wild den Jäger an,
Wie es schon oft geschehn,
Dann heißt es: „Feste drauf und dran!“
Ihm soll die Lust vergehn!

Mit sicherm Aug' und fester Hand
Erfülln wir unsre Pflicht.
Dem Feinde ist es längst bekannt,
Wir Jäger wanken nicht.

3. Doch falle ich im Kampfgewühl,
Dann hat es keine Not.
Blast: „Jagd vorbei!" Ich bin am Ziel,
Ich fürchte nicht den Tod.
Und sterbend hauch' ich siegesfroh
Dort, wo ich focht und stand:
„Mein Kaiser, horrido ho ho,
Gott schützt mein Vaterland."

Geschr. Liederbuch von A. Brauner, Jannowitz

VII.

Unter VII. gebe ich ein Lied, das jetzt viel im Felde gesungen wird (A) und — zum Vergleich — eine Fassung von 1870 (B), die man in Schremmers „Volksliedern aus dem Eulengebirge", Breslau 1912, S. 19 findet.

A

Mel.: Zu Sedan auf den Höhen ...

1. Auf Rußlands grüner Aue,
So frisch und blumenreich,
Da liegen Deutschlands Söhne,
Viel 1000 starr und bleich.

2. Sie liegen in ihrer Hoffnung,
In ihrer Todesqual,
Gedacht an ihre Heimat
Zum allerletzten Mal.

3. Der Friedhof, wo sie liegen,
Schließt keine Mauern ein,
Nicht Sarg, nicht Leichenkittel
Umgeben ihr Gebein.

4. Es ist, als ob die Stätte
Voll roter Rosen stehn,
Das ist das Blut der Schläfer,
Die dort begraben sind.

5. Hier liegen keine Greise,
Von Alterslast gedrückt,
Hier liegen keine Männer,
Von Krankheit schwer gedrückt.

6. Hier liegt des Landes Blüte,
Des Lebens Stolz und Zier,
Und auch die stille Hoffnung
Liegt tief begraben hier.

B

Mel.: Zu Sedan auf den Höhen ...

1. Auf Frankreichs fernen Auen,
Schön grün und blumenreich,
Da lagen Preußens Söhne,
Viel Tausend. starr und bleich.

2. Sie haben voller Sehnsucht
In ihrer Todesqual
An ihre liebe Heimat
Gedacht zum letzten Mal.

3. Noch schwebt auf ihren Lippen
Ein einz'ger stiller Laut,
Der Name ihrer Mutter,
Der Gattin und der Braut.

4. Den Kirchhof, wo sie liegen,
Schließt keine Mauer ein;
Kein Sarg noch Leichenkittel
Umgeben ihr Gebein.

5. Hier ruhen keine Männer,
Von Arbeit schwer gedrückt,
Hier ruh'n auch keine Greise,
Von Alterslast bedrückt.

6. Hier ruht des Landes Blüte,
Des Landes Stolz und Zier,
Und ach, wie viele Hoffnung
Liegt tief verscharret hier!

7. Und die, die um sie trauern
Zeit ihres Lebens nun zu Haus,
Sie können sich nicht weinen
An ihren Gräbern aus.

8. Es ist, als ob die Stätte ...

Mitgeteilt von W. Mosig im Felde.

7. Und die jetzt um sie trauern,
Zeitlebens still zu Haus,
Sie können sich nicht weinen
An ihren Gräbern aus.

8. Sie können nimmer haben
Ein einz'gen Freudentag,
Weil stets sie den vor Augen,
Der dort erschossen lag!

VIII.

Mel.: Bei Sedan auf den Höhen.

1. Es war in dem Argonnerwald,
Wie hat es da gekracht!
Da standen Fünfte Jäger
Wohl auf der stillen Wacht.

2. Schrapnelle und Granaten
Hat uns der Feind geschickt
Und unsere Schützengräben
Mit Kugeln gut gespickt.

3. Auf Höhen und auf Hügeln,
In Tälern, Baum und Strauch
Ein Knittern und ein Knattern,
Ringsum Geschosserauch.

4. Gar mancher deutscher Krieger
Den Heldentod hier fand,
Hat fest und treu gestritten
Für's deutsche Vaterland.

5. Dort oben über Sternen
Sind wieder sie vereint
Und sehen wie die Brüder
Fest ringen mit dem Feind.

6. Doch dieser wird bezwungen,
Worauf sie sich erbaun,
Nun vorwärts, Kameraden,
Mit Mut und Gottvertraun!

Mitgeteilt von W. Hübner, Jannowitz.

IX.

Mel.: Steh' ich in finstrer Mitternacht . . .

1. Im Feindesland um Mitternacht
Steht ein Soldat wohl auf der Wacht.
Zwei Sternlein hoch am Himmelszelt,
Sie bringen Grüße aus weiter Welt.

2. Feinsliebchen wohl am Fenster steht,
Die Hände faltet zum Gebet,
Gedenket des Geliebten einst, (!)
Den sie im fernen Rußland (Frankreich) weiß.

3. Sei ruhig, still, Soldatenbraut,
Wer Gott vertraut, hat wohlgebaut.
Sei ruhig, ich steh' in Gottes Hut,
Er liebt ein treues Soldatenblut.

4. Und mit der Büchse in der Hand
Sterb ich den Tod für's Vaterland.
Gerecht ist nur der Tod im Krieg,
Ein jeder denkt wohl an sein fernes Lieb.

5. In Feindesland um Mitternacht
Sagen sich zwei Herzen gute Nacht,
Wenn zweie auseinandergehn,
So sagen sie: „Leb' wohl! Auf Wiedersehn!"

Mitgeteilt von E. Gabel, Jannowitz.

Eine z. T. sehr abweichende Fassung gibt John Meier a. a. O. S. 36. Teile dieses Liedes findet man, worauf Meier gleichfalls hinweist, in dem sehr verbreiteten, nach der Weise der „Regimentsmarie" („Marie, Marie, das ist mein Nam', Den ich vom Regiment bekam") gesungenen Liede vom Argonnerwald wieder. Es möge hier folgen, und zwar in 2 Fassungen (A und B); in den Anmerkungen verzeichne ich die Abweichungen desselben Liedes bei Meier a. a. O. S. 37 f. (M) von unserer Gestalt B.

X.

A

1. Argonnerwald, in Mitternacht,
Ein Infanterist steht auf der Wacht.
Ein Sternlein hoch am Himmel stand,
Bringt ihm ein Gruß aus fernem Heimatland.

2. Und mit dem Spaten in der Hand
Entfernt er in der Sappe stand,
Mit Sehnsucht denkt er an sein Lieb,
Ob er es einst noch einmal wiedersieht.

3. Und donnernd droht die Artillerie,
Wir stehen vor der Infanterie.
Granaten schlagen bei uns ein;
Der Franzmann will in unsre Stellung rein.

4. Der Sturm bricht los, die Mine kracht,
Der Pionier nach vorn sich macht.
Bis an den Feind schleicht er sich ran,
Und zündet dann die Handgranate an.

5. Der Infant'rist steht auf der Wacht,
Bis daß die Handgranate platzt.
Im Sturm geht's dann bis an den Feind,
Mit Hurra nimmt's sie der in Stellung ein.

6. Der Franzmann ruft: „Pardon, Musjöh"
Und streckt die Hände in die Höh'
Und fleht uns dann um Gnade an,
Die wir als Deutsche ihm gewähren dann.

7. Bei diesem Sturm viel Blut verfloß,
Manch junges Leben hat's gekost.
Aber wir Deutsche halten Stand
Für das geliebte deutsche Vaterland.

8. Argonnerwald, Argonnerwald,
Ein stiller Friedhof wirst du bald!
In deiner kühlen Erde ruht
So manches tapfre Soldatenblut.

Mitgeteilt von A. Brauner, Jannowitz.

B

1. Argonnerwald, um Mitternacht,
Ein Pionier stand[1]) auf der Wacht.
Ein Sternlein hoch am Himmel stand,
Bringt ihm ein Gruß aus fernem Heimatland.

2. Und mit dem Spaten in der Hand
Er vorne in der Sappe stand.
Mit Sehnsucht denkt er an sein Lieb,
Ob er sie nochmals[2]) wiedersieht.

3. Und donnernd dröhnt die Artillerie,
Wir stehen vor der Infanterie.
Granaten schlagen bei uns ein,
Der Franzmann will in unsere Stellung ein[3]).

4. Und droht[4]) der Feind auch noch so sehr,
Wir Deutschen fürchten ihn nicht mehr,
Wir Deutschen aber halten Stand
Für das geliebte[5]) Vaterland.

5. Der Sturm bricht los, die Mine kracht,
Der Pionier steht auf der Wacht;
Bis an den Feind schleicht er sich ran[6])
Und zündet dann die Handgranate an.

6. Die Infanterie steht auf der Wacht,
Bis[7]) die Handgranate kracht.
Sie kommt im Sturm bis an den Feind[8]),
Mit[9]) Hurra nimmt sie dann die Stellung ein.

7. Der Franzmann ruft: „Pardon, Musjöh",
Hebt beide Hände in die Höh'.
Er[10]) fleht uns[11]) um Gnade an,
Die wir als Deutsche ihm gewähren dann.

8.[12]) Bei diesem Sturm viel Blut auch floß,
Manch junges Leben hat's gekost.
Wir Deutschen aber halten Stand
Für das geliebte Vaterland!

---

[1]) M. steht [2]) M. wohl noch einmal [3]) M. rein. [4]) M. stürmt [5]) M. geliebte, teure [6]) M. heran [7]) M. bis daß [8]) M. Im Sturm geht's los bis an den Feind [9]) M. Im [10]) M. Und [11]) M. uns dann [12]) fehlt bei M.

9.[1]) Argonnerwald, Argonnerwald,
Ein stiller Friedhof wirst du bald.
In deiner kühlen Erde ruht
So manches tapfre Soldatenblut.

10. Und kommst du an die[2]) Himmelstür,
Ein[3]) Engel Gottes tritt herfür[4]).
Argonnerkämpfer, tritt herein,
Hier wird für dich der wahre Frieden sein[5])

Mitgeteilt von W. Mosig, Jannowitz.

XI.

Den Schluß bilde das wundervolle „Abendlied eines verwundeten Kriegers".

Volksmel.: Morgenrot, Morgenrot . . .

1. Abendrot, Abendrot,
Leuchtest manchem nun zum Tod.
Wieviel Blut ward heut vergossen!
Ach, wie liegen sie zerschossen
:,: Auf dem weiten Leichenfeld! :,:

2. Um mich her, um mich her —
Ach, wie wird das Herz so schwer! —
Bluten 1000 mut'ge Krieger,
Ruhmvoll starben sie als Sieger,
:,: Auch mein bester Kamerad! :,:

3. Wunde brennt, Wunde brennt.
Ach, vielleicht naht bald mein End!
Mir ist doch ein Trost geblieben;
Das sei auf mein Grab geschrieben:
:,: „Sterbe für mein Vaterland"! :,:

4. Vaterland, Vaterland!
Blutend grüßt dich meine Hand.
Möcht' dich gerne wiedersehen!
Neu wirst du jetzt auferstehen
:,: In der Einheit lichtem Glanz! :,:

8. Gute Nacht, gute Nacht!
Glücklich, wem der Morgen lacht
Ob ich hier auf fremder Erde
Morgen schon begraben werde,
:,: Steht allein in Gottes Hand! :,:

6. Gnäd'ger Gott, gnäd'ger Gott,
Sieh herab auf meine Not!
Doch ich will nicht feige weinen;
Gott der Herr verlässet keinen,
:,: Der auf seine Hand vertraut! :,:

Mitgeteilt von H. Standke, Haynau.

Münzfabeln.

Als ich im Alter von zehn oder elf Jahren, durch eine Pfennigsammlung aus dem Nachlaß meines Großvaters angeregt, Münzen zu sammeln begann, erregten die „Schnepfenheller" das besondere Interesse des Knaben: kupferne Spielmarken und Auswurfmünzen von zumeist recht feinem Stempelschnitt, welche verschiedene Grafen und Fürsten von Isenburg[6]) und Solms[7])

[1]) Bei M. sind unsere letzten beiden Strophen miteinander vertauscht.
[2]) M. Und komm ich einst zur [3]) M. der [4]) M. spricht zu mir.
[5]) M. Für dich soll hier der ewge Friede sein.
[6]) Graf Adolph von Isenburg-Wächtersbach (1824) †. Graf und später Fürst Ernst Casimir von Isenburg-Büdingen (1824. 1828. 1840); auch Fürst Bruno (1860) und Fürst Wolfgang (1905) haben den Brauch fortgesetzt (s. Kaufmann, Frankfurter Münzzeitung 1907 S. 44).
[7]) Graf Otto zu Solms-Laubach (zuerst 1824).

seit den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts haben prägen lassen. Sie tragen auf der Vorderseite den fürstlichen Namenszug, auf der Kehrseite das Bild einer stehenden Schnepfe, und obwohl sie weder datiert sind noch eine Wertangabe aufweisen, traf man sie bis 1873 garnicht selten im Umlauf, und zwar z. T. stark abgenutzt. Diese Münzen schrieb das Volk den angeblichen „Grafen von Schnepfenthal“ zu und erzählte sich: diese hätten einst auf jede Schnepfe die sie schossen, einen Dukaten prägen lassen, dann sei es mit dem Gelde knapp geworden, und da hätten sie sich mit einem Silbergroschen begnügt, als sie aber gar verarmt seien, da hätte es mit einem Kupferpfennig sein Bewenden haben müssen.

Derartige Fabeln, die bald von der Deutung des vollen Gepräges, bald von einer nebensächlichen oder zufälligen Erscheinung im Münzbild oder der Umschrift ausgehen, laufen im Volke und liefen bei den Münzsammlern alter Art, die auf Kuriositäten besondern Wert legten, zahlreiche um. Sie haben z. T. ihren Ursprung in einem deutlich erkennbaren Scherz, der aber später vielfach ernst genommen wurde: so führen die preußischen Taler von 1816 auf denen der Titel des Königs als K. V. PREUSS. abgekürzt erscheint, den Namen„ Kammerherrntaler“, weil irgend ein Witzbold diese Inschrift als „Kammerherr von Preuß“ ausgelegt hat und man nun das Gepräge mit einem Hofbeamten dieses Namens zusammenbrachte. Den letzten Taler Friedrichs des Großen hat man allgemein als „Sterbetaler“ aufgefaßt, weil die Inschrift 17 A 86, welche nichts anderes als die Jahreszahl und die Münzstätte A=Berlin angibt, als 17. August (17) 86 gedeutet wurde.

In nicht wenigen Fällen hat die zunächst scherzhafte Benennung des Gepräges zu einer volkstümlichen Bezeichnung geführt. die sich allmählich festgesetzt und in einzelnen Fällen Allgemeingültigkeit, ja offizielle Geltung gewonnen hat. So steht es mit dem bernischen „Rollbatzen“ (später kurzweg „Batzen“) im Ausgang des 15. Jhs., dessen Deutung als „Brummbär“ jetzt Julius Cahn, Münzgeschichte der im Großherzogtum Baden vereinigten Gebiete Bd. I (1911) S. 300 richtig getroffen haben dürfte, so mit den „Rappen“ wenn die alte Ableitung ihres Namens aus den Freiburger Münzen mit dem Adlerkopf zutreffend ist; so hab ich das ostdeutsche „Düttchen“ als polnisch „dudek“ = Wiedehopf gedeutet (Jahrb. d. Ver. f. nd. Sprachforschung Bd. 33 S. 109 ff.) und ebenso den mecklenburgischen „Papphahn“ als Papagei (ebda S, 119 f.) — beidemal aus Verspottung des heraldischen Adlers; ebendahin gehören die goslarischen „Hahnenköppe“ mit dem abgerissenen Kopfe des Reichsadlers, und so noch zahlreiche andere Münzbezeichnungen. Damit aber kommen wir auf das reiche Gebiet der Scherznamen für Münzen, das ich ein anderes Mal zusammenhängend zu behandeln gedenke.

Hier möchte ich heute von einer eigentümlichen, sich immer wiederholenden Vorstellung reden und gerne zu weiteren Mitteilungen darüber auffordern: ich meine die Fabel, daß sich in bestimmten geringwertigen Münzen ein höherer Metallgehalt berge.

Vor einigen Jahren ging durch die Zeitungen eine Notiz, wonach man in den Vereinigten Staaten von Amerika eifrig fahnde und hohe Preise zahle für ein bestimmtes älteres Halfpenny=Stück (der Jahrgang, falls er genannt war, ist mir entfallen), weil sich „herausgestellt habe“, daß bei dessen Prägung irrtümlich ein starker Goldbeisatz in Kupfer Verwendung gefunden habe. Das

von der Presse anscheinend ernst genommene Geschichtchen mußte jedes deutschen Münzsammlers Heiterkeit erregen, denn es rief die Erinnerung wach an eine ganze Reihe von Parallelfällen aus der heimischen Münzkunde.

Die Wildemannspfennige Herzog Karls I. von Braunschweig vom J. 1777 sind selten geworden, weil sich an sie die Vorstellung von einem starken Goldgehalt geheftet hatte. Zu diesen solltem sie auf die Art gekommen sein, daß ein Münzarbeiter, der einen Klumpen Goldes gestohlen hatte, als er sich entdeckt glaubte, das Edelmetall in den Tiegel mit dem Kupfer für die Pfennige warf. (Mitteilung von Prof. W. Jeep.)

Noch eigenartiger ist die Legende, die sich an das kupferne Dreipfennigstück des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel v. J. 1728 geknüpft hat: hier soll es ein eigenster Einfall des fürstlichen Münzherrn gewesen sein, der zu der versteckten hochwertigen Ausprägung führte. Die Mehrzahl dieser Münzen weist auf der Kehrseite neben der Wertzahl III einen kleinen Auswuchs auf, der einfach in einem Fehler des Stempels seine Ursache hat. Das Volk aber erblickte darin bald einen „Kuhfuß", bald einen „Klumpen", und man erzählte folgende Geschichte: auf dem großen Forst, einer ausgedehnten Viehweide östlich der Fulda, die als Exerzierplatz diente, habe eine Kuh einen Klumpen Gold hervorgescharrt, und der Landgraf sei auf den Einfall gekommen, das Edelmetall dem Kupfer seiner neuen Dreipfennigstücke beizumischen: jener Auswuchs im Münzbild sei eben eine Andeutung des wundersamen Vorfalls auf dem Forste!

Auf die weiterbreitete Vorstellung, daß es Kupfermünzen gebe, denen durch Zufall oder launische Absicht Gold beigemischt sei, gründeten um 1820 jene Frankfurter Spekulanten ihr Unternehmen, von welchen die sogenannten Judenpfennige ausgegangen sind. Wer vor d. J. 1873 Münzen zu sammeln begann und dabei namentlich auch die Ergebnisse des Klingelbeutels durchsah, wie ich es zu tun pflegte, der wurde beständig irregeführt durch eine Anzahl von Geprägen in Pfenniggröße, denen jedes deutbare Hoheits- oder Herrschaftszeichen abging. Die schriftlose Vorderseite zeigte, meist in sehr guter Ausführung, einen Löwen, Hahn, Stern, Eichenkranz oder einen Wappenschild mit Tingierung oder eigenartigen Schildbildern, auf der Rückseite war als Wert bald „I. Heller" oder „I. Pfennig" bald ein fingierter Münznamen wie „I. Theler", „1/4 Halbag", „I. Atribur" angegeben. Die Jahreszahlen schwankten zwischen 1703—1822. Eine vollständige Aufzählung (16. Nrr.) findet sich bei Joseph und Fellner, Die Münzen von Frankfurt a. M. (1896) S. 624 ff.

Die besterhaltenen Stücke dieser Art sind von gleichzeitigen Kupfermünzen nicht zu unterscheiden, solche die lange im Umlauf gewesen sind, zeigen teilweise einen goldigen Schimmer, die meisten aber die graugrüne Farbe alten Gelbkupfers. Die so zu Tage tretende Mischung des Metalls war offenbar für die Täuschung gewählt, die mit diesen „Judenpfennigen" getrieben wurde: dieselben Personen, welche sie zunächst einzeln mit Pfennigwert in den Verkehr gebracht hatten, verbreiteten nachträglich, um größere Mengen mit Agio nachzuschieben, das Gerücht, sie seien goldhaltig, und beim Kratzen oder Scheuern glaubten dann törichte Menschen in der Tat so etwas wie Goldschimmer zu sehen. Der Umstand, daß bis in unsere Tage hinein immer wieder kleine Häufchen solcher Münzen mit den

verschiedensten Geprägen auftauchen, beweist, daß es damals nicht wenige Leute gegeben hat, die sich einbildeten, durch ihre Aufsammlung einen heimlichen Schatz zu erwerben. Heute gehören sie auch auf dem Münzmarkt zur allerbilligsten Ware.

Göttingen. Edward Schröder.

Erinnerungen an die Franzosenzeit.

Von Geheimrat D. Walz, Darmstadt.

Die folgenden Aufzeichnungen sind für die Volkskunde nicht ohne Bedeutung. Sie zeigen die Zähigkeit der Volksüberlieferung von ehedem. Ein halbes Jahrhundert hielten sich diese Erinnerungen aus der Franzosenzeit. Heute spielt die mündliche Überlieferung keine Rolle mehr. Die Zeitung und das Tagesereignis sind an ihre Stelle getreten. Ich glaube nicht, daß unsere Bauern noch „Prinz Eugenius, der edle Ritter“ singen, wie ich das in meiner Jugendzeit hören konnte. Die große Wandlung brachte das Jahr 1866. Von da an flutet das Tagesleben mit seiner politischen Aufregung, mit seinem alles durcheinander rüttelnden Verkehr, das Zeitungswesen und die Sensation ins Volksleben hinein. Insofern mögen diese Kinderverschen aus der Mitte der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts daran erinnern, welche innere Wandlung das Volksleben seitdem erfahren hat.

Noch in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts, ja bis in die 60er Jahre hinein bedienten sich zu Lich die Kinder der folgenden Verschen:

1. Dirumdibus, Dirumdibus, disse, disse do
kaplemente mo
kaplementeitalie
eh, deh, do.

(Verunstaltetes Französisch: ... d'ici d'ici deux
complimentez-moi
compliments à l'italienne:
Un, deux, trois.)

2. Ehne, dehne ditmajehne,
riffle raffle samajehne.
(Un, deux dites mon jeu!
Rifler rafler c'est mon jeu.)

Beide Verse enthalten offenbar Erinnerungen an die Franzosenzeit, wie sie die lange dauernde Einquartierung hinterließ. Ihnen ist anzuschließen:

3. Eins, zwei, drei. vier, fünf, sechs, sieben.
Wo sind die Franzosen geblieben?
Zu Moskau in dem tiefen Schnee,
Da rufen sie alle: o weh! o weh!

Dieses Verschen hat eine größere Verbreitung gehabt. Hier fehlt die Schlußzeile, die sonst noch überliefert ist: Wer hilft uns aus dem tiefen Schnee? (Vgl. Fr. M. Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel (Leipzig 1897), Nr. 1813. Als Erinnerungen aus der Franzosenzeit sind auch Necknamen wie Bonapatt (Bonaparte), Grammerscheh (grand merci) anzusehen, die bis über die Mitte des Jahrhunderts vorkommen. Ganz allgemein bezeichnete man mit „Oscheroh“

(Augereau) einen Menschen, der zu nichts Rechtem zu gebrauchen ist. Vielleicht kam der französische Marschall zu dieser „Ehre“ durch seinen Mißerfolg im Jahre 1813, wo er im westlichen Deutschland eine Reservearmee sammelte und sie dann nach Sachsen führte, aber das Leipziger Unglück nicht abwenden konnte. Alles dies verschwand mehr und mehr aus dem Volksmund, als die Ereignisse der 60er Jahre ein neues Deutschland heraufführten.

Aus der Volkskunde von Ösel.

Vor mir liegen zwei alte Sammelbändchen der hiesigen Universitätsbibliothek, deren Inhalt in diesen Tagen nicht ohne allgemeineres Interesse ist. Sie enthalten einige Schriften des Joh. Wilh. Ludw. von Luce, Erbherrn von Lahhentage, Prokurator der Arensburgischen Abteilung der Menschenliebenden Gesellschaft, Präsident der Arensburgischen ökonomischen Akademie auf der Insel Ösel usw., geschrieben in der Zeit von 1795 bis 1829, gedruckt teils zu Riga, teils zu Pernau und zum Teil mit Erlaubnis der Dorpater Zensur-Komität.

Die Beschäftigung mit esthnischer Geschichte, Literatur und Volkskunde wurde vornehmlich gefördert und in geregelte Bahnen geleitet durch die im Jahre 1838 zu Dorpat gegründete „Gelehrte Esthnische Gesellschaft“, die ihren Zweck selbst so formulierte, sie wolle „die Kenntnis der Vorzeit und Gegenwart des esthnischen Volkes, seiner Sprache und Literatur, sowie des von ihm bewohnten Landes fördern“. Die Namen Friedr. Rob. Fählmann († 1850) und Friedr. Reinhold Kreutzwald stehen zu Beginn an der Spitze der Bewegung. Viele andere folgten nach; wie groß z. B. allein schon die Literatur ist, die sich an die esthnische Sage Kalewipoeg anschließt, kann das Verzeichnis in der von F. Löwe und W. Reiman besorgten Bearbeitung dieses Werkes (Reval 1900) zeigen.

Luce war ein Vorläufer, der sich mit seiner Betätigung auf einen kleinen Teil des esthnischen Landes beschränkte, auf die Insel Ösel[1]). Ihr diente er auf den verschiedensten Gebieten in öffentlichen Stellungen, auch in diesen Schriften. Wir finden da nebeneinander Aufsätze wie „Über einige Verbesserungen des Branndtewein-Brandes“, „Vorschläge zur Versorgung der Witwen und Waisen“, „Beschreibung der wohltätigen Anstalten in der Provinz Ösel“ — lauter rühmliche Zeugnisse für deutsche Kulturarbeit im fernen Osten —; so-

---

[1]) Er war nicht selbst dort geboren, sondern kam erst 1778 mit achtundzwanzig Jahren als Hofmeister der Kinder des Kapitäns von Stackelberg zu Roziküll auf die Insel, hat aber dann Jahrzehnte lang als bedeutendste Persönlichkeit des Landes, das ihm eine zweite Heimat wurde, zu gelten. Er starb hochbetagt im Jahre 1842, sein Schwiegersohn war der spätere Kurator der Universität Dorpat, P. v. Bradke. Näheres über ihn findet sich bei M. K., Ösel einst und jetzt. Bd. I (Arensburg 1887), S. 140—150. Auch dieses Werk enthält volkskundliches über die Kirmes (S. 69), das Leichenmahl (S. 71). Nach dem Prospekt sollten die folgenden Bände auch allerhand über Aberglaube, Zauberei und Volkssagen bringen. Diese Bände scheinen aber nicht mehr erschienen zu sein.

dann Aufsätze über Topographie, Geschichte, Recht, Sitten und Bräuche auf Ösel, größere und kleinere Arbeiten, in welchen er „dem künftigen Geschichtsschreiber der Insel" wertvolles Material bereit stellt. Der Wert seiner Angaben ist vielleicht nicht überall gleich, was er über das alte Heidentum sagt, wird mit Vorsicht zu verwenden sein; wertvoll sind aber vor allem die Schilderungen der Bräuche, von denen er mit besonderer Liebe die bei Werbung und Hochzeit üblichen bespricht. Sie sind zu umfangreich, um hier wiedergegeben zu werden; der Kenner des Landes und seiner Sitten findet hier wohl vertraute Einzelheiten oder auch wichtige verschwundene Vorstufen heutiger Zustände. Bei den weniger eingehend behandelten Begräbnisbräuchen kann Luce selbst schon verschiedene Stadien der Entwicklung anführen. Einen großen Umfang nimmt die Heilung von Krankheiten ein; große Sammlungen berichten über die auf der Insel vorkommenden Pflanzen und ihre medizinische Verwendung. Auch andere Heilmittel der Esthen, darunter natürlich auch solche magischer Art, werden ausführlich zusammengestellt.

Aus dem reichen Inhalt der Bändchen gebe ich zum Schluß einige Proben von allgemeinem Interesse.

Aus: Heilmittel der Esthen auf der Insel Ösel, Pernau 1829, S. 124 ff.

Hat jemand ein leichtes Katharrhalfieber, so muß er unter 3 Zaunstützen durchkriechen, um gesund zu werden, welches dann, je leichter das Fieber ist, auch desto sicherer geschieht.

Wenn ein Kind nicht zunehmen will, so hat es Hundsfehler und muß mit Hundehaar geräuchert werden; oder man kullert es auf einer Stelle, wo sich ein Hund gewälzt hat, aber in umgekehrter Körperlage; oder man wiegt es von Zeit zu Zeit mit einem Besmer[1]).

Krankheitsorakel. Wenn der esthnische Arzt (Tark mees, weiser Mann, sonst auch Hex oder Puster genannt) zu einem Fieberkranken gerufen wird, so tentiert er zuerst, ob die Krankheit gefährlich oder langwierig sei, gießt deshalb Wasser rasch in ein Gefäß. Läuft das Wasser in dem Gefäße links um das ist nicht gut. Es wird weggegossen und das Experiment wiederholt, bis es rechts umläuft. Nun werden neun glühende Kohlen hineingeworfen schwimmen diese alle oben, so ist keine Gefahr; jemehr aber untersinken, desto gefährlicher oder langwieriger ist die Krankheit.

Aus: Wahrheit und Muthmaßung. Beytrag zur ältesten Geschichte der Insel Ösel, Pernau 1827.

S. 66 f. Noch vor 50 Jahren fanden sich unter den Öselern Einige, die ihren Todten eine Stopfnadel nebst Garn, eine Kopfbürste und ein Beil mit in den Sarg gaben, mit den Worten: gehe nun in die andere Welt und herrsche über die Deutschen, wie sie hier über dich geherrscht haben. Dies setzt doch offenbar die Idee einer körperlichen Wanderung in eine andere Welt voraus.... Auch die Juden schienen ehemals, vielleicht noch jetzt eine ähnliche Idee zu haben und hierin mit den Öselern zusammenzutreffen; denn sie gaben ihrem Todten ein Messer und Steine mit und sagten ihm: wenn dir der Zimmermannssohn begegnet, so stich und schmeiß.

S. 41 ff. die Sage vom Töll. Töll war ein ungeheuer großer Riese und großer Krieger. Seine Waffen, wenn er gegen den Feind focht, waren ein

[1]) Eine Art Wage, wohl slav. Lehnwort; vgl. Deutsches Wörterbuch I, 1615 f.

Riegensparren [1]) oder ein Wagenrad; aber auch ohne dieselben konnte er mit einem Faustschlage Häuser zertrümmern. Er hatte noch zwey Brüder, der eine wohnte auf Dagden [2]), der andere war Wannem [3]) auf Wolde [4]). Mit letzterem bediente er sich eines Spatens; hatte er diesen nötig, so pfiff er und sein Bruder warf ihm den Spaten von Wolde herüber nach Töllist, wo er wohnte, und welches Gut von ihm den Namen haben soll. Seinen Kohlgarten hatte er auf der Insel Runo [5]). Wollte er Kohl essen, so setzte er erst den Kessel aus Feuer, schritt dann neun Meilen durch die See und kam mit dem Kohl zurück, wenn das Wasser anfing zu kochen. Er starb und wurde begraben, nicht weit von dem Gute Töllist, in der Straße des Dorfes Aemeley, auch zeigt man noch jetzt sein Grab in der Nähe des Gutes Tirimets. Vor seinem Ende mag man wohl sehr beklagt haben, diesen großen tapferen Mann zu verlieren, da tröstete er aber seine klagenden Freunde mit den Worten: wenn der Feind kommt, so tretet nur zu meinem Grabe und ruft: Töll! Der Feind kommt! so will ich aufstehen und euch helfen. Der Feind kam so geschwinde nicht; aber neugierige Buben, die das Vieh in der Nähe des Grabes hüteten, und um das testamentarische Versprechen wußten, wollten doch versuchen, ob Töll Wort hielte, gingen zu seinem Grabe und riefen: „Töll, der Feind kommt!" Töll richtete sich auf, schaute um sich, sah, daß er geneckt war, legte sich wieder schlafen und ist so boshaft, daß er nun nicht mehr aufsteht, wenn man ruft: Töll, der Feind kommt!

Soweit die Geschichte von Töll. Nun wissen wir doch auch, warum uns die Eroberung der Insel glückte.

Gießen. Karl Helm.

Alte Spitznamen.

Seit dem 12. Jahrhundert, bis ins 16. Jahrhundert häufig, dann immer seltener werdend, begegnet der Brauch, daß in Personennamen ein Teil des Gesamtnamens durch das Partizipium „genannt" oder latinisiert dictus angefügt wird; und zwar handelt es sich dabei entweder darum, daß dem Rufnamen unmittelbar der Zuname mit dieser Anknüpfung folgt (Dietrich genannt von Schenk, Gerhardus dictus Schenke) oder darum, daß an einen Familiennamen ein zweiter Zusatzname auf diese Weise angeschlossen wird. Der Gebrauch findet in der Hauptsache seine Erklärung [6]) in dem Aufkommen der Familiennamen. Der noch nicht fest und traditionell gewordene Familienname der Übergangszeit hat eine solche Einführung nötig, die später überflüssig wird. Nach der Einbürgerung der Familiennamen wird dann derselbe Ge-

[1]) Großes Querholz.

[2]) Das jetzige Dagö.

[3]) Wannem = Ältester, Haupt einer Sippe.

[4]) Heute Ort in der Osthälfte der Insel.

[5]) Runo, die bekannte Insel in der Mitte des Rigaischen Meerbusens.

[6]) Vgl. dazu Franz Schacht, Das Partizip „genannt", „dictus" in Familiennamen, Deutscher Herold 41 (1910), S. 134—137. 151—154; — Curt v. Scheven, Bemerkungen zu der Abhandlung „Das Partizip ‚genannt', ‚dictus' in Familiennamen", Deutscher Herold 42 (1911), S. 6—9.

brauch beobachtet, um etwa auftretende Doppelnamen anzuschließen. In manchen Fällen hat man wohl auch ohne eine solche Veranlassung einer Moderichtung folgend diese Ausdrucksweise gewählt.

Die früher meist herrschende Annahme, daß es sich in allen diesen Fällen um Beifügung von Spitznamen handle, ist unhaltbar; zum größten Teil widerspricht dem schon die Bedeutung der Namen; andere können Spitznamen gewesen sein, aber gerade wenn sie in der angegebenen Weise angeführt werden, sind sie auf dem Wege, zu richtigen Familiennamen zu werden.

Eine Durchsicht solcher zu Familiennamen gewordenen Spitznamen, wie sie in den beiden Aufsätzen sich finden[1]), ist nicht uninteressant. Ihre Herkunft ist mannigfaltig, wie bei allen Spitznamen; allerhand Eigentümlichkeiten des Aussehens, des Wesens und der Beschäftigung der Träger haben die Grundlage abgegeben. Andere sind aber schwer oder gar nicht erklärbar. Unter den von Scheven zusammengestellten Namen aus Rheinland und Westfalen sind dementsprechend einige mit Fragezeichen versehen, nämlich:

1. Henricus dictus Pinsequad (auch Pinsquad). 1269.
2. Theodoricus dictus Sperewere. 1291.
3. Johannes cognomine Halsmiler. 1291.
4. Engelbertus dictus Rusilpasse, miles. 1301.
5. Werner Schenking gen. Clupel. 1322.
6. Johann v. Mengede gen. Schonoyte. 1367.
7. Hermann v. Byffhusen gen. Suoerlik oder Suoerke. 1385.
8. Lubbert v. Rechede gen. dey Byter. 1404.
9. Diedrich v. Mekelinghausen gen. Schnapümme. 1409.
10. Johann v. Asbeck gen. Pinsequad. 1483.

Ich stelle sie hier zusammen; vielleicht wird irgend jemand auf annehmbare Erklärungen geführt. Leicht ist die Beseitigung der Fragezeichen jedenfalls nicht und wer sich darum bemüht, hat zu beachten, daß die Deutungen zum mittelfränkischen oder westfälischen Lautstand stimmen müssen. Freilich darf auch mit ziemlich starken Entstellungen gerechnet werden. Nur zu einigen wenigen der Namen will ich mich selbst äußern. Am leichtesten zu erklären ist jedenfalls der zweite Namen: sein Träger heißt, gewiß nach einer eigentümlichen Gesichtsbildung, der Sperber (mhd. mnd. sperwaere). — Bei Nr. 4 könnte, falls der Name aus Mittelfranken, nicht aus Westfalen stammt, im ersten Bestandteil das Wort Rüssel (mhd. rüezzel) vorliegen; der zweite Bestandteil ist mir aber ganz unklar. — Sehr merkwürdig klingt das zweimal in großem zeitlichen Abstand belegte Pinsequad (Nr. 1 und 10). Das anlautende niederdeutsch-mittelfränkische P- dieses Namens müßte einem oberdeutschen Pf entsprechen; im übrigen scheint der erste Bestandteil sprachlich entstellt zu sein. Es liegt deshalb nahe, an eine Verunstaltung aus Pinxt (Pfingsten) zu denken. Dann könnte der Name Pinxtquad aus einem Pfingstbrauch erklärt werden. Wir kennen aus vielen Teilen Deutschlands den Wettlauf der Knaben am zweiten Pfingsttag, wobei die einzelnen je nach der Rolle, die ihnen zugewiesen wird, oder nach der Reihenfolge, in welcher sie das Ziel erreichen, verschiedene

[1]) Bei Schacht sind nur wenige Nummern, die hierher gehören: Nr. 20. 21. 67. 95. 98. 126. 192; Schevens Liste enthält ausschließlich ursprüngliche Spitznamen.

Namen erhalten[1]). Der zuletzt ankommende wird in den verschiedenen Gegenden mit allerhand wenig schönen Namen bezeichnet. Besonders häufig tritt dabei der Name „Pfingstquack“ auf, der an unseren Spitznamen so anklingt, daß man an eine Entstellung daraus wohl denken dürfte. Wahrscheinlicher ist aber noch eine andere Anknüpfung. Der zweite Bestandteil des Namens -quad kann ein niederdeutsches quât ‚Kot, Unflat‘ sein (vgl. Schiller-Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch III, S. 398). Wie wir nun im Oberdeutschen für den Letzten auch die Benennungen Pfingstdreck, Pfingstdaische (= Pfingstkuhmist) haben, könnte auch im Mittelniederdeutschen die Bezeichnung Pinxtquat (Pf.-Kot) gebildet worden sein. Als Spitzname könnte diese Benennung einem angehängt worden sein, der „immer zu spät kam“, oder der Name blieb an einem Menschen, der als Knabe beim Wettlauf die wenig rühmliche Rolle spielte, hängen. Das wäre die volkskundlich noch interessantere Erklärungsmöglichkeit, die natürlich leider nie als Gewißheit nachgewiesen werden kann. Es mag dazu aber daran erinnert werden, daß man auch die Häufigkeit der Namen Sommer und Winter und das Vorkommen des Namens Tod damit erklären will, daß diese Namen an Repräsentanten des Sommers, Winters und Todes am Sommertag haften geblieben seien; vgl. Albrecht Dieterich, Sommertag, Archiv für Religionswissenschaft, Achter Band: Beiheft gewidmet Hermann Usener zum siebzigsten Geburtstag (1905), S. 83, Anm. 2.

Gießen. Karl Helm.

Ein Wechsellied.

Die Volkslieder weisen vielfach sog. „Wanderstrophen“ auf, welche während des Singens bewußt oder unbewußt in den Text eines Liedes aufgenommen werden; sie stammen aus anderen Liedern oder werden — durch Komposition einiger Zeilen — neu geschaffen.

Eine wesentlich andere Erscheinung liegt vor, wenn gut gelaunte Sänger Teile von innerlich einander ganz fremden Liedern zusammenbringen wie in dem folgenden Texte. Bei solchen Kompilationen, die ja auch in Studentenkreisen bekannt sind, liegt die deutliche Absicht vor, eine komische Wirkung hervorzurufen, die auch nicht ausbleibt.

Das hier mitgeteilte „Stückelchen“ wurde während des Manövers 1910 in einer Wallenröder Wirtschaft von lustigen Soldaten gesungen, während ich es auf die Rückseite eines Frachtbriefes, den mir der Wirt gab, aufschrieb. Die vielen Melodien ließen sich leider nicht so schnell notieren, sie sind aber meistens bekannt. Auch die Texte — besonders in der Mitte des Liedes — sind unvollständig und ungenau, aber die Hauptsache, den Wechsel der Lieder, zeigt die Aufzeichnung doch.

---

[1]) Vgl. Hunsinger, Die letzten Schlottenhäger in Hungen 1852, in diesen Blättern I, 137—143, wo in den von A. Strack beigefügten Erläuterungen der Gegenstand behandelt und ältere Literatur gesammelt ist.

Als Abraham zum erstenmal
die Sarah wollte küssen,
da sprach zu ihr der Herr Gemahl:

Du ja, du ja ja liegst mir im Herzen,
du ja, du ja ja liegst mir im Sinn;

---

ich bin der Doktor Eisenbart, bille wille witt bom bom,
kurier die Leut nach meiner Art,

---

immer langsam voran,
immer langsam voran,
daß der Krähwinkler Landsturm auch nachkommen kann.

Nach soviel langen Leiden
reich mir mei' Schnapsbudell daher!

Reich mir die Hand mein Leben,

---

und sie läßt mir keine Ruh, usw.

---

und sein Vater war ein Schuster
und seine Mutter eine Ri=ja=Rose;
und der Reiter ritt auf seiner —

Morgenrot, Morgenrot,
leuchtest mir —

---

zum zippel, zum zappel,
zum Kellerloch 'nein,
alles muß versoffen sein

---

in einem kühlen Grunde,
da geht ein Mühlenrad,
mein Liebchen ist verschwunden,

Bier her, Bier her,
oder ich fall um;
hat sich denn der Wirt erhenkt,
daß er uns kein Bier mehr schänkt!

Wer wirft denn da mit Gummern?

Häi, da sitzt e Mück an der Wand,
Mück an der Wand, Mück an der Wand,
laß sie nur fliegen,
ich werd' sie schon kriegen!

Ein Auto, ein Auto, ein Automobil,
ein Auto kann sausen,
soviel es nur will!

Gsuffa!

Nicht weniger als fünfzehn verschiedene Melodien wurden hier in rascher Folge angestimmt und gesungen, und es war wirklich bewundernswert, wie ungemein sicher die Tonhöhe getroffen wurde und mit welcher Exaktheit trotz des vielen Wechselns alles vom Anfang bis zum Schluß „klappte", sicher ein Beweis dafür, daß die Sänger gerade an diesem Gesange ein besonderes Interesse hatten.

H. Weber.



Bücherschau.

Otto Weinreich, Triskaidekadische Studien, Beiträge zur Geschichte der Zahlen, Gießen 1916, Töpelmann (Religionsgeschichtl. Versuche und Vorarbeiten, 16, 1). 124 S. 6 Mk.

Unter diesem Titel hat Weinreich einige Bausteine, wie er bescheiden sagt, zusammengetragen, um die Erweiterung einer sakralen Zwölfergruppe durch den 13. zu erklären. W. hat nicht nur mit der bei ihm selbstverständlichen Gründlichkeit das z. T. sehr entlegene Material gesichtet, sondern — was weit mehr besagen will — mit intuitivem Blick weite Zusammenhänge erhellt und bei ihrer weiten räumlichen und zeitlichen Trennung geradezu überraschende religionsgeschichtliche Parallelen aufgewiesen, bei allem liebevollen Nachgehen von Kleinigkeiten doch nie den Blick für das große Ganze verlierend.

Der Verfasser geht aus (I.) von der Heroisierung eines Herrschers als 13. im Anschluß an die 12 Götter, anknüpfend an seine Untersuchungen zur Geschichte des 13. Gottes in den 'Lykischen Zwölfgötter-Reliefs'. Sitz.-Ber. d. Heid. Akad., Phil.-hist. Kl. 1913 V. Abh. Von da aus erklärt er (II.) feinsinnig und überzeugend, wie der Kaiser Konstantin unter merkwürdiger Vermischung von christlicher Form mit heidnischen Gedanken sich ἰσαπόστολος, d. h. den Aposteln gleich, wie W. richtig deutet (vgl. ἰσόθεος u. ä.), verehren läßt, d. h. 'die Würde des 13. Gottes ins Christliche umbiegt'. Das Ergebnis wird wesentlich gestützt durch die Tatsache, daß das Mausoleum Konstantins mit dessen Bahre und den 12 Kenotaphien der Apostel ein Rundbau (θόλος) war, die für den antiken Herrscherkult übliche Bauform; dazu kommt ein freilich sehr spätes, doch unverdächtiges Zeugnis, daß auf der Stelle des Baues vorher ein Zwölfgötteraltar gestanden habe.

III. Auch einige keltische Triskaidekaden, wo ein 13. einem Zwölfgötterkreise eingereiht wird, gehören hierher; doch müssen hier die Fachgelehrten zur Klärung im einzelnen beitragen. Das — von Weinreich freilich nur in der Anm. S. 52[3]) angedeutete — Problem bildet hier, wie bei der im nächsten Abschnitt (IV B) besprochenen altfriesischen Sage von den 12 Asegen = Richtern, auf deren Bitten ein 13. erscheint (wie der Heiland einst den 12 Jüngern), um sie das Recht zu lehren, die Frage, ob die Zwölfzahl der Richter und der nach ihrem Vorbild[1]) entstandenen Zwölfgötter bereits indogermanisch war oder durch die Zahl der 12 Apostel erst beeinflußt wurde.

[1]) Den Beweis dafür wird meine Spezialarbeit über die Zwölfzahl erbringen (soll in den Στοιχεῖα, hsg. von F. Boll, erscheinen).

Genauere Quellenuntersuchung lehrt, daß 'je jünger die Rezension, umso stärker das christliche Element hervortritt'. Da die Kulte, bzw. die Rechtsinstitution selbst alt sind, kommt W. zu dem Schluß, daß die Zwölfzahl wohl ursprünglich sein könne, ja gerade sie durch ihre Analogie zu den 12 Jüngern die christliche Umdeutung nahe gelegt habe.

IV. 'Der Ruf nach dem 13.' hat W. diesen Abschnitt überschrieben. In der Tat sind all die Gruppen, denen ein 13. hinzutritt, im Grunde Zwölfergruppen, indem der Führer bald in den 12 inbegriffen ist, bald als 13. hervorgehoben wird, nur daß die 12 gegenüber der 3, 7 und 9 sowohl aus praktischen Gründen, um Stimmengleichheit zu vermeiden, wie aus künstlerischen (s. Lyk. Rel. S. 21. A. 31) zur 'heiligen Zahl mit Überschuß' drängt.

Freilich kann auch der 13., der oft erst die Entscheidung bringt, sich sozusagen emanzipieren und geradezu in Gegensatz zum Kreis der Zwölf treten; dabei kann die 13, entsprechend dem 'bipolaren' Charakter aller Überschußzahlen gut oder schlecht sein (S. 16 mit Anm., cf. Lyk. Rel. S. 36), oft wirkt sie nur rein steigernd. Die Bedeutung der 13 als Unglückszahl wird für das Altertum gegen Böklen mit Recht entschieden abgelehnt; sie ist wohl, auch nach meinen eigenen Ergebnissen, neueren Datums; ein Verfolgen der Darstellung des Judas, der auf Renaissance-Denkmälern häufig isoliert wird, dürfte vielleicht Licht in die Sache bringen.

Von ganz besonderem Interesse aber ist zu sehen, wie eine moderne Dichterin, Selma Lagerlöf, heimische Volksbräuche mit religionsgeschichtlichen Parallelen verbindend, eine ihrer eindrucksvollsten Szenen in Gösta Berling gestaltete: das Fest der 12 Kavaliere auf Ekeby zur heiligen Christnacht. Diese 12 sind nichts anders als die 12 uralten Richter, einst auf dem Gipfel des Olymp zu Hause, dann in König Artus' Runde u. s. f., die jetzt den 13. beschwören, 'denn stets mußte in der Schar der 12 ein Loke, ein Prometheus, ein Ganelon sein'. Der Ruf nach dem 13., hier in unheilvollem Sinne, tritt da ganz besonders deutlich zutage.

Erregt hier das Weiterleben oder Wiederaufleben alter Mythen in modernem Gewande unser religionsgeschichtliches Interesse, so gilt dies in ganz besonderem Maße von einem bisher weniger beachteten Gebiete, dem der religiösen Redeform und der durch Wort und Zahl bestimmten formalen Gliederung. Weinreich erscheint hier als Fortsetzer der stilistischen Untersuchungen von Norden (in seinem Agnostos Theos). Geradezu frappant wirkt (S. 56 f.) die Gegenüberstellung der 12 Antworten Christi bei dem mittelalterlichen Mystiker mit den sakralen Hymnen aus Stefan Georges 'Stern des Bundes'. (Ich bin der Eine und bin Beide, und: Gottes Pfad ist uns geweitet): bei George beabsichtigte hieratische Strenge, bei dem Mystiker die Starrheit durch strophische und weitere formale Gliederung, besonders gegen Ende der Rede gemildert, ganz ähnlich wie in der Plastik [S. 59 [2])] ein und dasselbe Problem in verschiedener und doch wieder so verwandter Weise gelöst wird: im Gegensatz zu der schematischen Darstellung auf den lykischen Zwölfgötterreliefs wird bei dem tarentinischen die Gleichgerichtetheit durch die verschiedene Haltung der einzelnen, besonders gegen Ende der Reihe unterbrochen und so das Bedürfnis nach Abwechslung gestillt.

Die formale Ähnlichkeit, wie sie hier schon durch die Gemeinsamkeit der Zwölfzahl gegeben ist, hat W. zu den weiteren Exkursen III. 'Sakrale

Zwölfzeiler', welche die 12 als abschließende Rundzahl zeigen, IV. 'Dodekaden und Triskaidekaden aus deutscher Mystik', wo die 13 oft der 12 gleich gebraucht erscheint, sowie dem besonders instruktiven Exkurs V. 'Zahl und formale Gliederung' veranlaßt, ein höchst dankenswerter Beginn einer Materialsammlung auf diesem nicht uninteressanten, ja bei den mannigfachen Zahlspielereien oft amüsanten Gebiete.

In dem (etwas breit angelegten) Anhang I endlich wird an drei großen Meistern des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit, an Varro, Dante und St. George gezeigt, wie die Zahl [bei Dante die 9, bei den andern die 7] bis ins einzelnste bestimmend auf die Buchgliederung eingewirkt hat, durchaus nicht etwa als bloß mechanisches Prinzip, sondern in freier künstlerischer Anwendung (s. bes. S. 102), die die Zahl geradezu zur tektonischen Stütze des Werkes macht, was z. T. wenigstens bewußtes Kunstwollen vorauszusetzen scheint. (Betreff Beatrice und der Rolle der 9 in Dantes Vita nuova sei auch auf den eigenartigen Lösungsversuch von A. Rüdiger im 'Hochland' XI 4. Heft (Jan. 1914) verwiesen.)

So bietet Weinreichs Schrift fast auf jeder Seite für den Forscher wie den religionsgeschichtlich interessierten Laien reiche Anregung und Belehrung.

Heidelberg. Dr. K. Nagel.

Friedrich Schwenn, Die Menschenopfer bei den Griechen und Römern. (Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten. 15, 3.) Gießen, Töpelmann, 1915. 202 S. M. 7.—.

Für die moderne Volkskunde ist weniger das Material der Arbeit als Methode und Ergebnis von Wert. Der Verfasser prüft die uns erhaltenen Berichte über Menschenopfer in der griechisch-römischen Welt nicht nur auf ihre Glaubwürdigkeit, sondern auch auf die Gedanken, die man mit der Opferung von Menschen verband. Dabei ergaben sich ihm drei Einschränkungen der landläufigen Auffassung: 1. In den meisten Fällen nachweislichen Menschenopfers liegt eine „Opferung" im Sinne des Geschenks an ein höheres Wesen gar nicht vor, sondern eine „rituelle Menschentötung" magischer Art, oft genug zur Beseitigung eines der Gemeinschaft durch absichtliche oder unabsichtliche Tabuierung gefährlich gewordenen Menschen. 2. Eine Reihe von antiken Sagen über Menschenopfer sind als spätere ätiologische Erfindungen religionsgeschichtlich wertlos. 3. Die Reste von Menschenopfern, die man vielfach in Riten sehen wollte, in denen Blut oder Puppen zur Verwendung kommen, lassen sich zum mindesten auch anders erklären, und sind darum als Ausgangspunkt zur Erschließung alter Menschenopfer gar nicht oder nur unter Beobachtung äußerster Vorsicht zu gebrauchen.

Während mir Schwenn hinsichtlich des zweiten Satzes hie und da mehr rationalistisch zu konstruieren scheint, als vielleicht nötig und gut ist, kann man ihm in den beiden andern in allem Wesentlichen zustimmen und sie für beachtenswert und fruchtbar halten. Zumal in der Auffassung späterer, ja moderner Bräuche als Resten von abgelösten Menschenopfern ist sicher vielfach reichlich weit gegangen worden, besonders weil der zweifellos richtige Satz von der Jahrhunderte überdauernden Zähigkeit des Volksbrauchs jederzeit als genügende Flankendeckung verwandt werden konnte. Hier können die Gedanken, die Schwenn teils selbst einführt, teils auf Grund der Ansichten von Vor-

gängern weiter ausführt, zu nützlicher Nachprüfung des bereits sicher erreicht Geglaubten veranlassen, und darum halte ich Schwenns Arbeit, so ausschließlich altphilologisch sie ihrem Titel nach scheint und ihrem Stoff nach im ganzen ist, auch für den, der sich mit modernem Volksglauben und Volksbrauch beschäftigt, für ein Buch, dessen Lektüre lohnt.

Darmstadt. A. Abt.

Werner Manz, Volksbrauch und Volksglaube des Sarganserlandes. (Schriften d. Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde. 12.) Mit 7 Tafeln und 1 Karte. Straßburg, Trübner, und Basel, Schweiz. Gesellsch. für Volkskunde, 1916. 162 S. Fr. 6.—.

In dem durch natürliche Grenzen ziemlich scharf abgeschlossenen St. Galler Oberland hat der Verfasser jahrelang Sitte und Brauch beobachtet und erfragt. Es ist mithin eigentlich selbstverständlich, daß sein Buch viel interessantes Vergleichsmaterial für die verschiedensten Zweige der Volkskunde enthalten muß. Ganz ohne Parallele ist m. W. auf deutschem Gebiet die Einrichtung der „Knabenschaft", der Organisation der unverheirateten Burschen, die in das Gemeindeleben so stark eingreift, daß ohne sie nicht nur das ganze festliche Jahr in der herkömmlichen Form undenkbar wäre, sondern daß sie auch bis zu einem gewissen Grade die öffentliche Meinung der Ortschaft darstellt. Die Schilderung, die der Verfasser von ihrem Wesen und Tätigkeit nach innen und außen gibt, enthält zwar auch Züge, die für den heutigen Zustand nicht mehr zutreffen, aber sie ändern das Bild doch nur wenig, und außerdem weisen die „Nachträge" nach, daß eben jetzt durch die Veränderungen, die der Weltkrieg mit sich brachte, die Knabenschaft von ihrem zum Teil eingeschlafenen Herkommensrecht wieder reichlicher Gebrauch zu machen beginnt.

Mehr oder minder starke Reste einer solchen Organisation früherer Zeiten sind auch bei uns noch vielfach wahrzunehmen, besonders bei Übertritt eines Ledigen in den Ehestand, also bei den Hochzeitsbräuchen, aber es sind doch überall zusammenhanglose Trümmer. — Die Darstellung des Volksglaubens, die den größten Teil des Buches einnimmt (41—148), gliedert sich in drei Gruppen von „Verfahren", nämlich defensive (Amulettwesen, Volksmedizin), offensive und defensive in Wechselwirkung (Schadenzauber und Schutzmittel dagegen) und expetitive (Verfahren, um günstige Verhältnisse, persönliche Überlegenheit zu erlangen). Einen breiten Raum nehmen, zumal in der ersten Klasse, die kirchlich — womöglich durch einen Kapuziner — geweihten Gegenstände ein, wobei das Volk — wie immer und überall auf diesem Gebiet — viel speziellere und unfehlbarere Kräfte in die Dinge hineinlegt, als die Benediktion will oder verspricht, wodurch diese selbst aber ungewollt zu einer Quelle übelsten Aberglaubens werden kann. Unter der großen Zahl der von Manz mitgeteilten „profanen" Heilmittel der Besprechungen und Sympathiebehandlung, der Meinungen über Verbindung von körperlichen und siderischen Vorgängen, ist kaum eine Nummer ohne Parallele, wie schon der Umstand zeigt, daß er die allermeisten aus Hovorka und Kronfeld belegen kann: stark eigne Wege ist hier also der Sarganser Volksgeist nicht gegangen. Ebenso bleiben die Äußerungen des Hexen- und Alraunglaubens, sowie die Grundlagen des Schadenzaubers im Rahmen des Gewohnten, einzelnes, wie das „Viehrücken", erklärt sich leicht aus den Besonderheiten des Lebens und der Beschäftigung

der Landesbewohner; bei uns zu Lande treiben Kobold und Hexe wohl ihren Schabernack mit dem Ackergerät. Bei den Vorzeichen ist nur die Prognose aus dem Tierkreiszeichen der Geburtsstunde anderorts nicht mehr so geläufig und üblich, wie sie es nach der Manz'schen Darstellung im Sarganserland noch vor kurzem war, die „Bauernregeln" dagegen enthalten wieder so gut wie nichts Eigenartiges, ebenso die Ehe- und andern Orakel und die Vorzeichen sonst. Das Buch bietet somit in seiner zweiten Hälfte für ein Teilgebiet der Schweiz eine reiche Fundgrube von Parallelen zum deutschen Volksaberglauben, ein ausführliches Sachregister erleichtert die Ausnutzung.

Darmstadt. A. Abt.

Otto Böckel, Die deutsche Volkssage. (Aus Natur und Geisteswelt. 262. Bändchen.) 2. Aufl. 122 S. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1914, geb. M. 1.25.

Gegenüber der ersten, 1909 erschienenen Auflage hat das Bändchen an Umfang um ein gutes Zehntel abgenommen: „Die vorliegende 2. Auflage ist gründlich gesichtet, auf Wunsch des Verlegers sind die Anmerkungen gekürzt worden", sagt das Vorwort. Tatsächlich sind die in den Anmerkungen der ersten Aufgabe enthaltenen Literaturangaben fast ganz gefallen, und auch im Text beschränken sich die Änderungen auf Streichungen, Zusätze weist nur das Verzeichnis der wichtigsten Sagensammlungen auf, und auch diese sind (wohl ebenfalls im Interesse des geringeren Umfangs, dem auch ein engerer Satz dient, knapper gehalten, als sie Böckel an und für sich zu geben in der Lage wäre. An Gemeinverständlichkeit hat die Arbeit damit ja nichts eingebüßt, aber mit der ersten Auflage kam und kommt auch noch jeder Leser weiter, der sich für die von Böckel flüchtig berührten einzelnen Sagen oder gar für Einzelmotive interessiert. Dazu hilft ihm die von Literaturangaben fast allein übrig gebliebene Liste der erschienenen Sagensammlungen gar nichts. Für eine verbesserte Auflage kann ich diese zweite in dieser Hinsicht also nicht halten und bedauere das um so mehr, als mir Böckels Darstellungs- und Schreibweise gerade für den Fernerstehenden recht anregend scheint, einerlei, ob Kundigere sich mit jeder einzelnen Aufstellung einverstanden erklären oder nicht.

Darmstadt. A. Abt.

Otto Herpel, Das Dorf auf dem Hügel. Wie es den Krieg erlebte. Heilbronn, E. Salzer, 1916. 117 S. Brosch. 1 Mk., geb. 1.50 Mk.

Ein kleines Büchlein, aber reich an volkskundlicher Ausbeute. Wir sehen bei Kriegsausbruch das Omen durch das oberhessische Dorf gehen, starren mit den angstvoll erregten Bauerngesichtern in den blutigroten Mond, mit der einsamen jungen Kriegersfrau nach dem unglückverheißenden Kometen, sehen den Ersatzreservisten erschrocken sich nach dem Röslein bücken, das ihm bei der Abfahrt vom Gewehr gefallen ist, und wissen's bei jenem andern im voraus, daß er nicht heimkehren wird, hat er doch zu sehr geweint, als er hinaus mußte. Wir lesen den Himmelsbrief und warten in der Dürre von 1915 auf die Rückkehr der Märznebel, wir erleben die Macht der Dorfgemeinschaft im Abschiedsgottesdienst wie am Bahnhof und bei der Ankunft der ersten Urlauber aus dem Felde. — Aber der volkskundliche Wert des Büchleins erschöpft sich nicht in einer Zusammenstellung bemerkenswerter Einzelheiten und Einzel-

bilder äußerer Art; ein feines Einfühlen in die bäuerliche Seele führt uns tiefer. Die jungen Bursche singen beim Anzug des Krieges: „Im schönsten Wiesengrunde steht meiner Heimat Haus." „Ihre Begeisterung ist Wehmut." Und vom scheidenden Krieger an der Bahn hören wir: „Keine unbekannten Gesichter, vor denen er sich etwas Besonderes fühlen könnte, starren ihn an." Das weist uns auf einen der tiefsten Unterschiede zwischen Dorfseele und Stadtseele, auf den schon L'Houet hindeutet, und der mit dem Unterschied von Sein und Schein sich aufs engste berührt. Der Postwirt entschuldigt sich vor den andern wegen allzulauter Freude über sein Siegestelegramm: „Aich kenn' maich näit me." Er hatte gesündigt gegen den heiligen Geist des Maßhaltens, wie ein enthusiastischer Städter hatte er sich benommen. — Daß der Verfasser dieser freundlichen Bilder um die Nachtseiten dörflichen Kriegserlebens mit schonender Hand herumführt und nach Möglichkeit es vorzieht, auf Dunkles nur zu deuten, um es bald mit dem Licht liebenden Humors zu durchleuchten, soll ihm nicht als Mangel angerechnet werden. „Ich will ja keinen Zorn erregen sondern nur entschuldigen . . . . Wir schelten so leicht, aber wir wollen auch verstehen." — Das Büchlein bildet in seinem leichten, künstlerischem Gewand einen beachtenswerten Beitrag zur Kenntnis und zum Verständnis bäuerlichen Lebens im Weltkriege. G. Koch.

Otto Herpel, Die Frömmigkeit der deutschen Kriegslyrik. Gießen, Töpelmann, 1917. 182 S. Mk. 5.—.

Die vorliegende Abhandlung ist als 3. Heft des 7. Bandes der „Studien zur praktischen Theologie" erschienen. Sie wendet sich also vorzugsweise an Theologen, dürfte aber doch einen weiteren Leserkreis beanspruchen, sofern er religiös interessiert ist und über ein gewisses Maß theologischer Vorkenntnisse verfügt. Die Studie arbeitet doch zu sehr mit Ausdrücken des theologischen oder meinetwegen des philosophischen Faches, als daß sie selbst dem gebildeten Laien ohne weitere Mühe einginge. Dazu ist der Stil oft nicht leicht, manche Sätze bedürfen einer mehrfachen Lesung, bis man über ihren Inhalt im klaren ist. Hat man allerdings die ersten Anstöße überwunden, macht die Lektüre Genuß, aber das liegt in der Hauptsache am Stoff, den der Verfasser bietet. Er hat die Kriegsliteratur fleißig durcharbeitet, gesichtet und auf ihre religiöse Frömmigkeit hin geprüft und entschieden auch mit klarem Verständnis beurteilt. Er hat herausempfunden, daß die Kriegslyrik am Anfang des Weltkrieges in Deutschland am wuchtigsten einsetzte, daß die allgemeine Begeisterung, die keine Parteien kannte, die Dichtung am meisten befruchtete. Die Lieder, die 1914 erklangen, waren interkonfessionell. Ihre Religion war reine Vaterlandsbegeisterung, „deutsch sittlicher Idealismus Fichte'scher Prägung". Herpel bezweifelt, daß diese Lieder, natürlich nur in Auswahl, Arndt und Körner erreichten, sie sollen nur an sie erinnern. Aber der Verfasser vergißt, daß die Gedichte der Freiheitssänger erst dadurch Allgemeingut des deutschen Volkes wurden, daß sie Lieder wurden, daß man sie sang. Ich bin der festen Überzeugung, daß auch die Gedichte, die unser Krieg geschaffen hat, ganz anders gewürdigt werden, wenn sie ihren Komponisten gefunden haben. Vielleicht ist das doch inzwischen bei dem einen oder andern poetischen Erguß schon längst der Fall geworden, ohne daß wir zu Hause es wissen. Dann wird allerdings nicht mehr darnach gefragt werden, ob der Dichter „Dilettant" oder Dichter

von Beruf ist. Auch wird dann der ausgesprochen christliche oder theologische Standpunkt nicht mehr für die Verbreitung des Liedes maßgebend sein. Ich glaube, daß dieser vielmehr der Verbreitung ebenso hinderlich sein wird wie der des „Monismus“ oder „Pazifizismus“. Was gesungen wird, was Allgemeingut des deutschen Volkes werden wird, sind die Lieder, deren Religion eben das Vaterland ist, und die im Idealismus Fichtes ihr Höchstes sehen, die glauben, daß Gott mit ihnen ist, weil ihre Sache gerecht ist, und die mit Lützows wilder verwegener Jagd den Kampf für die Freiheit als das Höchste preisen. Monistenlieder gehören in naturwissenschaftliche Kränzchen, Christuslieder in die Kirche, auch wenn sie hundertmal mit dem Krieg zusammenhängen. Aber für das Volk, für das deutsche Volk in seiner Gesamtheit sind ewig nur die Kriegslieder schlechthin, ob sie von Katholiken oder Protestanten gedichtet sind. Auch wird weniger ihre künstlerische Überlegenheit als ihr deutsches Fühlen sie uns einschmeicheln und lieb machen.

Diese Erwägungen mögen nur zur Ergänzung der Herpel'schen Studie dienen. Ihr Wert liegt auf einem anderen Gebiet als dem angedeuteten. Sie gibt uns Proben aller Dichtungen, die der Krieg gezeitigt hat, und sie berücksichtigt jeden Standpunkt, ob er christlich oder unchristlich, evangelisch oder katholisch ist, ob er den Krieg verabscheut oder als eine sittliche Notwendigkeit hinstellt. Und die Art, wie Herpel klassifiziert, ist fein und genau, fast zu fein und genau, als wenn er Pflanzen bestimmen wollte nach der alten Art, wie wir vor 30 Jahren es in der Schule machten, exakt genau zergliedernd ohne das Ganze zu erfassen. Herpel bietet doch auch nur Proben, richtige Stichproben. Schade, daß wir die Lieder fast nur als Torsi kennen lernen. Sie würden als Ganzes sicher oft mehr gewinnen, als wie sie jetzt unter der Brille des Theologen aussehen. Leider bietet der Verfasser uns auch fast keine Möglichkeit, uns umzutun, wo wir der Kriegslyrik habhaft werden können. Er nennt Dichter und solche, die es sein wollen, nennt auch die Titel ihrer Gedichte. Aber wo wir sie finden können, wird uns fast nie verraten, kaum eine Zeitschrift, kein Verlag. Und das ist ein großer Mangel an Herpels Studie. Sollte eine neue Auflage erscheinen, ist ein genaues Verzeichnis der Dichter, ihrer Sammlungen, des Verlages oder der Zeitschriften nicht zu entbehren, wenn die sonst so verdienstliche Arbeit dauernden Wert behalten soll.

Gießen. D. Dr. August Freiherr v. Gall.

John Meier, Volksliedstudien. Trübner, Straßburg, 1917. IX u. 246 S. 5,75 Mk.

In dem darstellenden Teile seiner „Kunstlieder im Volksmunde“ hatte Meier bereits über Bau und Zusammensetzung einzelner im Munde des Volkes umlaufender Lieder ausführlich gehandelt. Seine Auslassungen werden nun ergänzt durch die „Volksliedstudien“, die wertvolle Beiträge für die Erkenntnis der Entwicklung und der wichtigsten Lebenserscheinungen des Volksliedes bringen. Die vier Aufsätze zeigen zugleich, wie derartige Untersuchungen methodisch geführt werden müssen und auf welche Gesichtspunkte und Einzelheiten dabei vor allem zu achten ist. Sehr aufschlußreich ist schon der Abschnitt über das Lied „Stehe ich am eisernen Gitter“. Einen besonderen poetischen Wert hat es gewiß nicht, ist aber beim Volke sehr beliebt. M. Klein erzählt z. B.: „In Klettendorf bei Breslau, wo in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts

die Mädchen das Lied Breslauer Betteljungen ablernten, standen beim Vortrage durch diese alte Weiber und Kinder um sie herum und flennten.“ Meier betrachtet die Zusammensetzung des Liedes, die Herkunft der einzelnen Teile und spricht eingehend über die Art und Gründe ihrer Vermischung. Die Schlußstrophe mit der Bitte: „O so pflanz auf meinem Grabe Rosen und Vergißnichtmein“ ist eine bekannte Wanderstrophe, die Verse „Bester Jüngling, nimm zum Pfande dieses blondgelockte Haar . . . .“ entstammen „Sands Abschied“, weitere Strophen gehen auf das Gedicht: „Ist denn Lieben ein Verbrechen?“ zurück. Den Grundstock aber bildet ein längeres, religiöses Waisenlied, das „seiner ganzen inneren Struktur, wie dem Formel- und Wortschatz und den Sprachformen nach“ ins 18. Jahrhundert gehört. Die Zeilen: „O wie düster sind die Mauern“ bilden ursprünglich den Anfang eines Gefangenenliedes. Die weiteren Wandlungen verfolgt Meier eingehend, die Seiten 74—84 bringen den Versuch einer Gruppierung der einzelnen Formen. Als Ganzes ist das Lied ein Musterbeispiel dafür, „wie aus zahlreichen disparaten und in sich fertigen Elementen, die nacheinander zusammentreten, doch eine neue abgerundete und einen organischen Eindruck machende Einheit entstehen kann, die in ihrer abschließenden Gestalt die Spuren dieses allmählichen Aufbaues von außen her für den flüchtigen Beobachter kaum mehr verrät“. Eine tiefe Gelehrsamkeit und erstaunliche Beherrschung des einschlägigen Materials zeigt gerade der erste Aufsatz: nicht weniger als 153 Versionen sind hier verarbeitet. Bei dem Liede „Es ging einst ein verliebtes Paar“ müssen wir zwei Fassungen unterscheiden, eine längere und eine kürzere. Die letztere, so behauptete Hoffmann von Fallersleben, sei die ältere; das Gegenteil ist aber richtig: Meier zeigt überzeugend, daß die ausführliche Form dem Original am nächsten steht. Den ursprünglichen Text — ein ganz seltener Fall! — können wir bis auf Einzelheiten hin wiederherstellen; wir haben es mit einer Heiligenlegende zu tun. Auch der größte Sünder kann, wenn er wahre Reue zeigt, gerettet werden. In der ältesten Gestalt unseres Liedes freilich werden die beiden nicht bloß selig, sondern sogar zu Heiligen. Anders verfahren die späteren Fassungen; der Schwerpunkt des Gedichtes verschiebt sich allmählich; 17 Versionen, die fast ganz der älteren Überlieferung angehören, berichten, daß beide selig geworden seien; 11 lassen nur das Mädchen selig werden, 66 schweigen ganz davon. Zugleich wandelt sich — höchst bemerkenswert — der Charakter des Liedes: Es geht in die große Gruppe der Verführungslieder über. Mit den Versen: „Sie waren noch so frisch und grün — Ganz unversehrt geblieben“ deutete (nach K. Olbrich in den Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. XI (1909), S. 106) die *weiterdichtende* Volksphantasie an, daß der Himmel ihnen verziehen habe und wob, wie Goethe in den Wahlverwandtschaften um Ottiliens Leiche, um ihr Grab sogar den Schimmer der Heiligkeit. Diese Ansicht wird durch Meiers Ausführungen widerlegt, wir haben es in den Zeilen mit Überbleibseln aus der ältesten Gestalt zu tun. Der dritte Aufsatz gilt „Karl Ludwig Sand im Liede“. Das eine Gedicht, von dem zwei abweichende Fassungen mit ihren Varianten mitgeteilt werden, zerfällt deutlich in zwei Teile, die ursprünglich nicht zusammengehören: in dem einen wird Sand von seinen Genossen angeredet, in dem andern spricht er von sich selbst in der ersten Person. Notdürftig werden auch zwei Lieder in der Weibersbrunner Fassung zusammengebracht; sie zeigt übrigens enge Beziehung zu

einer Mordgeschichte, die Köhler-Meier in den „Volksliedern von der Mosel und Saar" unter Nr. 22 bringen: „Ich war ein Jüngling jung an Jahren . . ." Die Angaben der Anfangs- und der Schlußstrophe, daß ein Kaufmannssohn aus Stromfels, erst 20 Jahre alt, Kotzebue ermordet habe, steht mit den Tatsachen in Widerspruch. Am bekanntesten ist „Sands Abschied von seiner Geliebten". Das Lied ist aus einem Zwiegespräch zweier Liebenden entstanden, dieser Wechselgesang wurde später dem Fall Sand angepaßt, freilich wurden dabei nur die gröbsten und allernotwendigsten Änderungen vorgenommen. Ein weiteres, bisher ungedrucktes und auch von John Meier nicht erwähntes Lied auf Sand, dem ich in dem geschriebenen Liederbuche des Tischlers Stephan in Haynau (Schlesien) begegnet bin, sei hier wiedergegeben:

1. So lebt denn wohl, ihr stolzen, dumpfen Mauern!
O seht, wie lange muß ich um euch trauern;
Denn es trennt sich ein getreues Herz,
Und ich fühl bei Freuden gleichen Schmerz.

2. Immer fröhlich, immer heiter
Geht sich's leichter durch die Welt.
Meine Gitarre an der Seite,
Bleib ich da, wo es mir gefällt.

3. Mit der ersten Morgenröte
Schallet schon ein Liedchen durch den Hain,
Und der Nachtigall Geflöte
Lud mir (!) sanft am Abend wieder ein.

4. Doch hier teilet sich der Weg nach Mannheim,
Heidelberg ist die Verschwörungsstadt.
Doch was nützt mir alles mein Gerede.
Fort mit dir zur blut'gen Rächertat.

5. Auf dem Rabenstein, da soll ich sterben.
Horch, es klingt entsetzlich an mein Ohr.
O gute Mutter, gräm dich nicht so sehr.
Um deinen Louis, es ist um ihn geschehn.

„Lieder auf Friedrich Hecker" bespricht Meier im letzten Aufsatz. Wilhelm Sauerweins Gedicht: „Wenn die Fürsten fragen: Was macht Absalon?" wurde auf Hecker umgeformt, Bestandteile eines anderen Liedes kamen hinzu. Das Lied selbst tauchte während des Weltkrieges „bei den baselstädtischen und basellandschaftlichen Truppen" von neuem auf: aus Hecker, den man nicht mehr kannte, ist „der Henker" geworden. Verse gegen Hecker haben Karl Christoph Nadler sowie Ludwig Eichrodt verfaßt. Ein altes Lied, das Napoleon nach seiner Rückkehr aus Rußland verhöhnte, wurde gleichfalls auf Hecker und das Treffen bei Kandern (20. April 1848) übertragen. Selbst im Kinderlied spiegeln sich die politischen Ereignisse der Revolutionszeit wieder; von dem bekannten Kindervers „Maikäfer flieg" z. B. gibt es folgende Parodie: „Der Maiakäfer fliagt, Der Hecker ist em Kriag, Der Hecker ist em Pommerland, Pommerland ist abgebrannt". Zu dem Aufsatz selbst vergleiche man jetzt noch den kleinen Beitrag „Ein Rest des alten Heckerliedes" in der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied", 19. Jahrg. (1917), 6./7. Heft, S. 76.

Haynau. Dr. Helmut Wocke.

Robert Petsch, Das deutsche Volksrätsel. Trübner, Straßburg, 1917. IV u. 88 S. Mk. 2.25.

Nur andeutungsweise sei auf den reichen Inhalt des Büchleins hingewiesen. Das Wort „Rätsel" ist eine Ableitung von „raten". „Raten" bedeutet ursprünglich „für etwas sorgen", dann „eine Meinung, einen Entschluß auf Grund innerer Sammlung und Überlegung kundgeben". Die Fragen nach kultischen Geheimnissen, die Wissens- und Scharfsinnsproben, die Auslegungen von Prophezeiungen sind „Vorstufen" des Rätsels. Es steht dem Sprichwort nahe, strebt aber von einer knappen, gnomischen Ausdrucksweise alsbald nach strophischer Durchbildung. In der lateinischen wie in der Volkssprache finden sich gewisse Formen für die neue Gattung; eine weitere bedeutende Zufuhr von Rätselstoffen bringen die ml. Elucidarien. Die innere Entwickelung des Rätsels aber drängt nach „freierer Entfaltung der stimmungsschweren Anschauung". Die lateinische Rätseldichtung ruft mit der Zeit eine deutsche hervor, die ihre eigenen Wege geht. Seine schönsten Erfolge erringt das Rätsel, sobald es mit der Kleinpoesie des Volkes in Verbindung tritt: von dort übernimmt es rythmische und strophische Formen sowie Mittel des Ausdrucks und der Darstellung. Den Weg zu unseren gereimten Volksrätseln verfolgt Petsch dann weiter, kommt auf das Traugemundslied, die Spruchdichtung seit dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts und das Streitgedicht zu sprechen, das eine besondere Art von volkstümlichen „Rätsel- und Volksliedern" hervorbringt. Im Dienste der Erotik stehen die Kranzgesänge. Am Ende des Mittelalters gelangt „die frivole Zweideutigkeit geschlechtlichen und blasphemischen Klanges" zur höchsten Blüte (Weimarer Oktavhandschrift 565); gerade auf diesem schlüpfrigen Gebiete erwächst größtenteils jene Fülle von Strophenformen, die das heutige Volksrätsel auszeichnet. Die älteren Rätselbücher, die übrigens außerordentlich verbreitet waren, teilt Petsch in zwei Gruppen, deren jüngere wieder von der früheren stark abhängig ist: die erste nennt er das „Straßburger Rätselbuch". In dem „Neu vermehrten Rath-Büchlein" hat das Verständnis für den eigentlichen Reiz des Rätsels nachgelassen. „Nicht im Sinne einer strengen Systematik, sondern zum Zweck eines raschen Überblicks" werden die seit dem 15. Jahrhundert beliebtesten Arten des Rätsels besprochen: die ältesten Formen, die „Deutungen" (Zeichen-, Wortdeutungen, die „auffallenden Sätze"), die „Aufgaben" (Rechen-, Verwandtschaftsaufgaben, die „schwierigen Aufgaben", Namenscherze, Buchstabenrätsel). Beliebt sind Wissensfragen, die nicht selten ins Scherzhafte übergehen. Fast durchweg in gebundener Form erscheinen die „wirklichen Volksrätsel". Das Verwunderliche steigern sie oft bis zum Verwirrenden, häufig zeigen sie sagen- und märchenhafte Züge, die Bilder sind hier und da von märchenhafter Schönheit, anderswo tritt die Freude am Erzählen in den Vordergrund; irgendwelche menschliche Teilnahme am Gegenstand des Rätsels wiegt aber im allgemeinen vor. Erstaunlich ist der Reichtum an rhythmischen und stilistischen Mitteln. Verweise auf Literatur bringen die letzten 8 Seiten. Das Büchlein selbst ist gut und anregend geschrieben. Im Vorworte erzählt der Verf. von den ungünstigen Umständen, unter denen die Arbeit entstanden ist: Bei einer neuen Auflage wird er hoffentlich Gelegenheit haben, die Bibliographie weiter auszubauen. Ein paar Berichtigungen und Hinweise, die ich Prof. K. Helm verdanke, seien hier angefügt. Die S. 45 ff. wiederholt erwähnten, von Köhler nur z. T. heraus-

gegebenen Weimarer Rätsel sind jetzt vollständig gedruckt von Bolte in Köhlers Kleinen Schriften III, 499—538. Der S. 87, Z. 16 genannte Aufsatz Hepdings trägt nicht den Titel „Rätsel" und enthält auch keine, ist also zu streichen. Dagegen wären unter der Abteilung „Mitteldeutschland" noch anzuführen: Hepding, Hess. Hausinschriften und byzantinische Rätsel, Hess. Bl. f. Volkskde. XII, 161—182 und O. Böckel und A. Strack, Volksrätsel aus dem Vogelsberg, Hess. Bl. f. Volkskde., II, 222—231.

Haynau. Dr. Helmut Wocke.

Fritz Langer, Intellektualmythologie. Betrachtungen über das Wesen des Mythus und die mythologische Methode. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1916. XII, 269 S. Mk. 10.—.

Ein außerordentlich interessantes, aber schwieriges Buch. Verfasser will der wissenschaftlichen Mythologie eine neue Grundlage geben, eine Prinzipienlehre der Mythenbildung aufstellen. Die bisher herrschenden Hauptrichtungen der Mythologie, die objektivierende und die psychologische, lehnt er ab, oder gesteht ihnen nur den Wert von Hilfsdisziplinen zu. Die objektivierende Mythologie, welche lediglich frägt, welche bekannten Dinge den mythischen Vorstellungen zugrunde liegen (z. B. die Naturerscheinungen in der sogenannten Naturmythologie), führt nur bis zur Schwelle der Erkenntnis; denn wenn diese Objekte wirklich gefunden sind, so erhebt sich erst die Hauptfrage, welche Bedeutung sie im Mythus haben. Die psychologische Methode, welche die Affekte als die wesentliche Grundlage der mythischen Vorstellungen auffaßt, reicht gleichfalls nicht aus, diese wirklich zu erklären. Diese Methode stellt die Frage falsch; sie frägt: „Welche unwillkürlichen und also mechanischen Seelenvorgänge haben zum mythischen Wahngebilde geführt?" statt vielmehr zu fragen: „Von welchen natürlichen und richtigen Voraussetzungen aus konnte der mythenbildende Geist bei normaler Veranlagung zur mythischen Vorstellung gelangen?" Die von dieser Fragestellung ausgehende Methode nennt Langer: Intellektualmythologie, über sie handelt der Hauptteil (II) des Buches. Diese Methode sieht also „in dem Intellekt des Menschen, seinen religiösen Begriffen, Ideen und Idealen das Wesen des Mythus und den Gegenstand der mythologischen Forschung." (S. 65.) Sie geht nicht von der Vorstellung aus, sondern vom Begriff, aber nicht von einem starren Gattungsbegriff, sondern vom „Sinnbegriff". Ist der Gattungsbegriff (nach Überweg) „diejenige Vorstellung, in welcher die Gesamtheit der wesentlichen Merkmale oder das Wesen der betreffenden Objekte vorgestellt wird", so enthält der Sinnbegriff (nach Langer) nur den Teil des Vorstellungsinhalts, der im Bewußtsein des Subjekts vorherrscht (die Dominante des Vorstellungsinhalts), oft nur ein einzelnes Merkmal des Objekts, das vom Subjekt als dessen Wesen vorgestellt wird. Der Sinnbegriff ist nichts Unveränderliches, da immer neue Merkmale vorherrschend werden können; seine Wandlungen zeigen den Weg der geistigen Entwicklung des Menschen (S. 86 ff). Der Sinnbegriff ist aber, solange er wirklich lebendig ist, jeweils gleich dem religiösen Begriff; Mythologie ist daher die Lehre vom Sinnbegriff. Unter diesem Gesichtspunkt sind nun die wichtigen Probleme der Forschung zu betrachten, das Verhältnis von Mythus und Religion, Sittlichkeit und Religiosität, von Objekt und Gottheit, das Symbol usw.

Der dritte Teil des Buches handelt von der mythologischen Methode. In ihr wird zweierlei vor allem gefordert: die Analyse, das Herausschälen der Sinnbegriffe aus dem vorliegenden mythologischen Stoff, und sobald diese gefunden sind, als zweites die Synthese, die Mythenvergleichung, die erst ein wirkliches Verständnis der mythischen Bilder ermöglicht. — Während dies nur recht knapp angedeutet wird, handelt Langer dann wieder ausführlich von der Allegorie und der allegorischen Deutung der Mythen. Er erklärt die herrschende Abneigung gegen die allegorische Methode aus ihrer falschen Anwendung: ihrer Leichtfertigkeit hatte sie Mißerfolg und Mißachtung zu verdanken. Da aber Allegorie und allegorische Personifizierung sehr alt sein kann, ist die allegorische Methode nach Langer nicht von vornherein abzulehnen. Man dürfe nur nicht die einzelne Allegorie für sich allein ins Auge fassen und als etwas Willkürliches und Spielerisches betrachten, sondern müsse die Allegorien zu verstehen suchen in dem Zusammenhang, in dem sie auftreten, und in ihrer historischen Gebundenheit. Eine solche tiefer grabende allegorisch-mythologische Methode könne also der Erforschung des geistigen Wachstums der Menschheit die wertvollsten Dienste leisten.

Soweit etwa Langers Gedankengänge, die sich natürlich hier nur kurz andeuten lassen; sie werden im Buche durch zahlreiche Beispiele aus dem deutschen Volksglauben, dem germanischen Mythus und der christlichen Glaubenswelt erläutert.

Ist der Fortschritt, den Langer erreicht zu haben glaubt, wirklich so groß und hat er wirklich eine sichere Grundlage für die mythologische Forschung gefunden? Ich kann starke Zweifel nicht unterdrücken. Ist schließlich für das Verständnis eines mythischen Bildes etwas Ausschlaggebendes gewonnen, wenn man an Stelle der Vorstellung den Sinnbegriff setzt, dessen Merkmal eben die Vorstellungsdominante ist? Und wird die allegorische Deutung trotz aller Vorsicht und allen Warnungstafeln nicht doch wieder gar zu leicht auf die gefährlichsten Irrwege führen? Auch die von Langer herangezogenen Beispiele sind kaum imstande, die Bedenken zu zerstreuen; denn sie erklären nicht nur, was Langer im einzelnen meint, sondern zeigen auch vielfach die Schwächen und Unsicherheiten, die auch seiner Auffassung der einzelnen Mythen anhaften, so daß starker Widerspruch hier gewiß nicht ausbleiben wird. Eine Auslegung, wie die auf S. 164 vorgetragene Deutung der Geschichte von den Schicksalsschwestern und der Bauerndirne scheint mir z. B. an die schlimmsten Mißgriffe der allegorischen Methode zu erinnern. Die Stellung zum Einzelfall wird aber niemand, der sich mit Mythen beschäftigt, davon abhalten dürfen, sich mit diesem Buche und den in ihm vorgetragenen Anschauungen aufs gründlichste auseinander zu setzen.

Gießen. Karl Helm.

Karl Spieß, Das deutsche Volksmärchen. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen Bd. 587.) Leipzig, B. G. Teubner, 1917. IV, 124 S. Mk. 1.20.

Verfasser, von dem wir bereits eine treffliche Einführung in die Trachtenkunde besitzen (vgl. diese Blätter 11, 238), legt in diesem Bändchen nicht weniger ansprechende Erörterungen über das deutsche Volksmärchen vor. Er stellt sich auch hier vernünftigerweise nicht die Aufgabe, irgendwie abschließendes zu

bringen, sondern will namentlich die Probleme, um die es sich bei der Märchenforschung handelt, deutlich herausheben und den jetzigen Stand der Forschung gegenüber den einzelnen Fragen darlegen. Als Grundlage dient (im ersten Abschnitt) eine Charakteristik des Märchens nach seinem Inhalt. Er schildert die Rolle, welche die Wunschdinge im Märchen spielen, die übermenschlichen Wesen (Teufel, Hexen, Riesen und Zwerge, Feen und Nixen), zeigt wie das menschliche Leben selbst dargestellt ist, welche sittlichen Anschauungen herrschen, welch kindlich-naive Stellung zur Wirklichkeit eingenommen ist. Anschließend daran wird die Frage gestreift, wie der Begriff des Märchens gegenüber den anderen Erzählungsgattungen abgegrenzt werden kann. Am schwierigsten ist natürlich die Abgrenzung gegen die Sage und Sp. kommt denn auch hier zu dem Schluß, daß eine endgültige Grenze hier noch nicht gezogen werden könne. Ich glaube, daß der Verzicht definitiv sein muß, wenn man fortfährt, bei einer solchen Abgrenzung stets die Gesamtheit der auf der weiten Welt anzutreffenden sogenannten Märchen als eine vollständig einheitliche Gattung zusammenfassen zu wollen. Denn wenn auch die im Märchen auftretenden Erzählungsmotive allgemein menschlich sind, so ist doch die ausgebildete Erzählungsgattung stark national differenziert. Es ist deshalb nur natürlich, daß auch die Grenze gegen andere Gattungen nur mit nationaler Beschränkung gezogen werden kann. Wir werden also immer nur fragen dürfen: wie unterscheidet sich das deutsche Märchen von der deutschen Sage? Und diese Frage ist wohl zu beantworten. Für das indische Märchen als ausgebaute literarische Gattung liegt die Grenze ganz anders.

Was alle Märchen der verschiedensten Völker verbindet, ist lediglich die Stoffgemeinschaft (Spieß, Abschn. II, 1). Die Untersuchung über die Verwandtschaft der einzelnen Märchen muß deshalb davon ausgehen, die Stoffe in ihre Bestandteile zu zerlegen. Es gilt also die kleinsten Einheiten, die Motive oder Züge herauszuschälen, dann zu sehen, wie sie mit andern in Verbindung tretend größere Einheiten, die Märchenformeln bilden und wie wieder aus der Verbindung einzelner Märchenformeln die Märchentypen entstehen. Der Grad der Verwandtschaft, der zwischen einzelnen Märchen besteht, ist also darnach zu bestimmen, ob sie nur einzelne Züge oder Formeln gemeinsam haben oder dem gleichen Typus zuzuzählen sind. Dringend zu wünschen ist deshalb ein Verzeichnis sämtlicher Märchenmotive; ich nehme an, daß uns das Gesamtregister zum dritten Band von Bolte-Polivka, Anmerkungen zu den Grimmschen Märchen ein solches Verzeichnis in erwünschter Vollständigkeit bringen wird.

Wie aus den einzelnen Motiven und Formeln sich das einzelne Märchen aufbaut, wird in Abschnitt II, 2 an einer Reihe gutgewählter Beispiele gezeigt, in II, 3 dann ebenso die nationale und zeitliche Einkleidung des internationalen Stoffes, also die Ausbildung der einzelvölkischen Erzählungsgattung, so auch des deutschen Märchens. Als Zeit, in welcher dieses seine uns jetzt bekannte Einkleidung erhalten hat, ergibt sich etwa das 15. und 16. Jahrhundert. Dadurch, daß es endlich bei uns besonders im Haus und der Kinderstube heimisch wurde, erklärt sich seine Färbung als Kindermärchen.

Nach diesen Ausführungen wendet sich Sp. (Abschn. III) zu der schwierigen Frage nach dem absoluten Alter und der Herkunft des Märchens — abgesehen von den uns zufällig erhaltenen Fassungen. Er beantwortet die Frage

nicht, sondern begnügt sich damit, die verschiedenen Theorien darzulegen: die arische der Brüder Grimm, die indische Benfeys und Köhlers, die anthropologische der vergleichenden Völkerkunde, die geographisch-historische der finnischen Schule. Er selbst steht offenbar auf dem Boden der anthropologischen Theorie. Nicht genügend scharf scheint mir hervorgehoben, daß diese vier Theorien nicht durchaus das nämliche Ziel im Auge haben. Für die geographisch-historische macht Verf. darauf aufmerksam, daß sie im Gegensatz zu der von den Motiven ausgehenden anthropologischen Theorie von der ausgearbeiteten Märchennovelle ausgehe. Dasselbe gilt aber auch von der indischen Theorie; die arische Theorie der Brüder Grimm geht zwar wie die anthropologische meist vom Einzelmotiv aus, ist aber darin nicht ganz konsequent.

Das Schlußkapitel beschäftigt sich mit Gehalt und Deutung der Märchen. Natürlich ist prinzipiell die Stellung des Verfassers durchaus richtig, wenn er ausführt, daß die Märchendeutung aus der „umhüllenden Schale den Kern an volkstümlichen Anschauungen und Vorstellungen herausnehmen" müsse, der sich im Märchen verbirgt. Wenn er aber selbst sagt, dieser sei „oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt", so zeigt er selbst, daß die Schwierigkeit hier nicht im Prinzip, sondern in den Einzelheiten liegt. Das tritt denn auch bei mancher seiner Deutungen zutage, wo man die zwingende Notwendigkeit der vorgetragenen Auslegung nicht immer einsieht.

Der Anhang des Buches gibt einen kurzen Überblick über Märchensammlungen; und im Schlußwort wird ein „Kriegsmärchen" abgedruckt, bei dem man aber sofort wieder fragen muß: ist das auch ein Märchen und nicht vielmehr eine Sage?

Zum Schluß einen Wunsch für später, daß nämlich eine zweite Auflage, die gewiß bald kommen wird, auch außerhalb der Fußnoten ein Verzeichnis der wichtigsten Literatur über das Märchen enthalten möge. Es würde gewiß vielen Benutzern des Buches hoch willkommen sein.

Gießen. Karl Helm.

K. Weule, E. Bethe, B. Schmeidler, A. Doren, P. Herre, Kulturgeschichte des Krieges. (Aus Natur und Geisterwelt, 561.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1916. 115 S. Mk. 1.25.

Es sind bunte Bilder, die in diesen fünf Vorträgen an uns vorbeiziehen. Wir sehen die primitiven Anfänge der Urzeit, welche trotz ewiger Fehde, trotz endlosen privaten Raub-, Plünderungs- und Rachezügen Kriege im eigentlichen Sinne nur in beschränktem Umfang kennt; nur dort, wo die Menschheit es verstanden hat, sich zu größeren Verbänden zusammenzuschließen, die nun um Dasein und Macht miteinander ringen. Die Kriegführung selbst ist natürlich schonungslos bis zur völligen Ausrottung des Gegners. Das Altertum ist zwiespältig. In Griechenland steht rohester Vernichtungskrieg gegen Stammfremde neben der humaneren ritterlichen Kampfesweise des 8.—6. Jahrhunderts Darauf folgt ein Beispiel erbittertsten Volkskrieges mit allen Mitteln im peloponnesischen Krieg, der manche dem heutigen Weltkrieg ähnliche Züge trägt. Aber der griechische Soldat späterer Zeit ist Söldner, und seine Heere unterliegen bald den Bürgerheeren Roms. Dessen Kriegsführung wird in langen Jahrhunderten meist durch politische Klugheit, nicht Zerstörungswut geleitet, was sich freilich auch änderte, wo der Handelsneid mitspielte, wie in den

Kämpfen mit Karthago, oder die sozialen Leidenschaften sprachen, wie in den Bürgerkriegen. — Das mittelalterliche Kriegswesen erhält seine Gepräge durch die germanischen Verhältnisse. Der freie Mann war Krieger; das war sein Beruf, die allgemeine Wehrpflicht für die freien Volksgenossen war praktisch vorhanden; später, als sie nicht mehr praktisch durchführbar war, trat an Stelle des Volksheeres das Lehnsheer, aus Rittern bestehend, das wieder abgelöst wurde vom Bürgerheer der Städte und Bauern. In der Zeit des Absolutismusses tritt nun das Söldnerheer auf (Reisläufer und Landsknechte), dem das Kriegführen Selbstzweck wurde. Es entartete schließlich zu einem kriegerischen Proletariat und machte eine gründliche Reform nötig, durch welche die Heere zu staatlichen Organisationen wurden, zuerst in den stehenden Heeren des 17. und 18. Jahrhunderts, dann in der allgemeinen Wehrpflicht, die zuerst in Frankreich aufkam. Mit dem Schwanken im Charakter der Heere geht durch all diese Jahrhunderte Hand in Hand ein Schwanken der Kriegsführung. Nicht nur die Technik ändert sich, auch der ganze Geist des Krieges. Und je mehr die Heere zu Volksheeren werden, desto stärker tritt das Bestreben hervor, den Krieg menschlicher zu machen. Daß sich das nicht in gerader Linie vollzieht, selbst nicht bei ziemlich gleichartiger Beschaffenheit der kämpfenden Heere, zeigt sich nirgends deutlicher als an unserem jetzigen Kriege, in welchem von manchem unserer Gegner auch solche Gesetze der Menschlichkeit, die man als vollgesicherten Besitz unserer Zeit ansehen wollte, nur zu oft außer Acht gelassen wurden. Aber in den großen, durch die Jahrhunderte reichenden Entwicklungszügen ist es unverkennbar: auch der Krieg erhält seinen Charakter von dem Kulturkreis, in welchem er geführt wird.

Es fällt heute manchem unter dem Druck eigener Erlebnisse und Leiden schwer, Krieg und Kultur überhaupt in einem Atem nennen zu hören, im Kriege etwas anderes zu erblicken als eine Krankheit, eine Scheußlichkeit, die aus dem Bereich menschlicher Geschichte so rasch als möglich völlig verschwinden sollte; — daß diese weit verbreitete Auffassung zum mindesten unhistorisch ist, zeigt sich in diesem Buche auf Schritt und Tritt. Zwischen Krieg und Kultur besteht kein Bruch, er hat in vergangenen Zeiten der kulturellen Entwicklung die wertvollsten Dienste geleistet. Deshalb spricht der letzte der Redner es gegen Schluß mit voller Bestimmtheit aus: der Krieg ist nicht nur der furchtbare Vernichter, der erbarmungslos über das Dasein der Erdgeborenen dahinschreitet, er ist auch die schöpferische Kraft, von deren grausigem Walten neue Lebensströme ausgehn.

Gießen. Karl Helm.

Die deutschen Bauern in Südrußland. Mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung der inneren Kolonisation herausgegeben von E. Schmidt-Frankfurt a. O. 2. Aufl. Mit einer Karte des deutschen Kolonialgebietes in Südrußland. Berlin, Deutsche Buchhandlung 1917. 56 S. 1 Mk.

F. W. Brepohl, Nassauische Bauernkolonien in Süd-Rußland. Nassau, Zentralstelle z. Verbreitung guter deutscher Literatur 1917. 16 S. —.50.

Die erstgenannte Schrift gibt einen kurzen Überblick über die verschiedenen deutschen Siedelungsgruppen im russischen Reich, ihre Kopfzahl und ihren Landbesitz, und wendet sich dann eingehend zu der Südrussischen Gruppe, die an Kopfzahl neben der Wolgagruppe die größte, ihrer wirtschaftlichen Entfaltung

nach aber noch weit wichtiger ist als jene. Es handelt sich um die Siedlungen zwischen Bessarabien und der Donmündung. Aus dem ganzen deutschen Gebiet haben sich Ansiedler hier seit dem Ende des 18. Jahrhunderts zusammengefunden: ganz besonders zahlreich auch aus Baden, der Pfalz und den hessischen Gebieten. Was sie im Laufe eines Jahrhunderts geleistet haben als zähe, tätige weitblickende Pioniere deutscher Art nnd Arbeit wird mit Wärme dargelegt und durch ein reiches Zahlenmaterial veranschaulicht. So wird die Schrift zu einem ernsten Appell an uns Reichsdeutsche, die Zukunft dieser nun schwer bedrängten Volksgenossen in unsere Hand zu nehmen.

Die zweite Schrift spricht kurz von einem kleinen Teil der südrussischen Deutschen, von den Nassauern im Gouvernement Taurien (bei Schmidt, S. 44).

Vom volkstümlichen Leben im engeren Sinne im Inneren der Siedlungen, Sitten und Bräuchen ist in beiden Veröffentlichungen leider kaum die Rede; die wirtschaftlichen Verhältnisse, Handel und Verkehr usw. stehen im Vordergrunde des Interesses, entsprechend dem vorwiegend politischen Zweck der beiden Schriften. Vielleicht wird man nun aber auch auf die Volkskunde dieser versprengten Volksgenossen aufmerksam; besonders anziehend müßte es sein, Vergleiche zu ziehen zwischen ihnen und ihren nächsten völkischen Verwandten in der alten Heimat. Aber das wird alles davon abhängen, was nach dem Kriege von allen diesen Kolonien noch lebenskräftig übrig sein wird. Die von der früheren russischen Regierung geschaffenen Enteignungsgesetze, von denen wir freilich nicht genau wissen, wie weit sie ausgeführt wurden, lassen nicht viel erfreuliches erhoffen.

Gießen. Karl Helm.

Karl Reuschel, Die deutsche Volkskunde im Unterricht an höheren Schulen. (Deutschunterricht und Deutschkunde. Arbeiten aus dem Kreise des Deutschen Germanisten-Verbandes über Zeitfragen des deutschen Unterrichts auf den höheren Schulen, hrsg. von Kl. Bojunga. Heft 2.) Berlin, Otto Salle, 1917. 69 S. Mk. 1.60.

Es ist eine oft ausgesprochene Forderung, daß volkskundliches Wissen und Verständnis für die volkskundlichen Erscheinungen Gemeinbesitz der Gebildeten aller Berufe und Stände sein müßte. Daß die heutige Zeit diese Forderung mit gesteigertem Nachdruck erheben muß, wird niemand bestreiten wollen. Nur über den Weg, auf dem dies Ziel zu erreichen sei, könnten die Meinungen geteilt sein, und von der Schule könnte man sich wohl auf den Einwand gefaßt machen, daß eine Vermehrung des Lehrstoffes nicht durchführbar sei. Verfasser der vorliegenden Schrift, als Volkskundler wohl bekannt und selbst in praktischem Schuldienst stehend, ist wohl berufen, die Frage zu besprechen und gehört zu werden. Seinen prinzipiellen Ausführungen stimme ich rückhaltlos zu. Alle einsichtigen Volkskundler sind sich ja wohl einig darüber, daß die Volkskunde von ihrem ersten Auftreten an keine neue Wissenschaft war, wie manchmal behauptet wurde, auch keine neue Methode, sondern ein neuer Gesichtspunkt. Ganz im Einklang damit fordert R. zwar eine weitgehende Berücksichtigung der Volkskunde in der Schule, aber mit dem klaren Bewußtsein, daß es sich dabei nicht um die Einführung eines neuen Lehrfaches handeln darf, sondern um die Durcharbeitung des schon gegebenen Lehrstoffes unter volkskundlichen Gesichtspunkten. Besonders leicht

und in besonders großem Umfang kann das natürlich im Deutschunterricht geschehen, demnächst in Geschichte und Erdkunde. Aber auch für die anderen Fächer: Religionsunterricht, alte und neue Sprachen, Naturwissenschaft, selbst Zeichnen, Singen und Turnen ergeben sich mehr oder weniger zahlreiche Berührungspunkte mit der Volkskunde, und ein Eingehen darauf wird den Unterricht nicht zersplittern sondern ihm nur neue Anziehungskraft gewinnen. In den einzelnen Kapiteln des Heftes zeigt Verfasser, zum Teil auf Grund eigener Erfahrungen, an zahlreichen Beispielen, in welcher Weise dabei vorgegangen werden kann; auch reiche Literaturangaben werden dabei gemacht.

Eine schwierige Frage muß sich uns nun gegenüber R.s Schrift aufdrängen. Woher sollen wir die Lehrer nehmen, die in diesem Sinne unterrichten können? Man muß sich nur klar machen, wieviel leichter es wäre, ein bestimmtes scharf umgrenztes volkskundliches Pensum im Unterricht zu behandeln als den gesamten Unterricht unter diesen Gesichtspunkt zu stellen. Wer das soll, muß selbst die Volkskunde im ganzen Umfang voll beherrschen. Es ergibt sich daraus die Folgerung, daß in der Berufsbildung der Lehrer der Volkskunde eine wichtige Stellung eingeräumt werden müßte; solange diese Voraussetzung nicht erfüllt ist — und es sieht nicht darnach aus, als sollte sie bald erfüllt werden können —, wird R.s Programm immer nur von einzelnen Lehrern, die aus eigener Neigung den Weg zur Volkskunde gefunden haben, ausgeführt werden können, ohne Allgemeingut unseres Unterrichts zu werden.

Gießen. Karl Helm.

Hermann Gunkel, Das Märchen im Alten Testament (Religionsgeschichtliche Volksbücher II. Reihe, 23./26. Heft). Tübingen 1917, IV., 179 S. 2 Mk.

Was Gunkel bis jetzt erscheinen ließ, hatte immer den Vorzug der Neuheit. Er liebt es nicht, alte betretene Geleise zu betreten, mögen sie auch für andere immer noch genug Unbekanntes und Reize bieten. Er kann in der Tat als Pfadfinder in Neuland gelten; mag dieses nun mehr oder weniger Anklang finden, mag der Weg zu ihm uns eben und glatt erscheinen oder uns des öfteren hügelig und mühsam dünken, immer wird der, welcher mit Gunkel geht, auch wenn sich sein Weg von ihm wieder trennen sollte, die größten Anregungen erhalten und ihm dankbar sein.

Auch Gunkels neuste Schrift ist ein feines Büchlein, den Alttestamentler, den Theologen, Pfarrer, Lehrer, den gebildeten Laien, der die Bibel und die Märchen liebt, wird es nicht loslassen, es wird ihn zwingen, sich mit den Fragen, die es aufwirft, zu befassen und ihnen nachzugehen. Daß auch im alten Israel Märchen zu Hause waren, daß man sich an ihnen erfreute so gut wie bei andern Völkern, ist eigentlich selbstredend. Aber daß sie so starke Spuren auch in der biblischen Literatur hinterlassen hätten, daran hätte man doch nicht gedacht. Gunkel hat mit dem ihm eigenen ästhetischen Empfinden sie herausgefunden oder doch geglaubt sie herauszufinden. Geister und Gespenster gehen um, Riesen treten auf, unbelebte Gegenstände erhalten Leben. Geburt und Sterben, Hochzeiten und Gastmäler, Wanderungen und Besuche, Kinder und Erwachsene, Männer und Frauen spielten im israelitischen Märchen keine andere Rolle wie im deutschen. Mondddurchglänzte Zaubernächte mit ihrem geheimnisvollen Spuk fehlten auch in Palästina nicht. Freilich die meisten Märchen sind als Ganzes uns verloren gegangen, nur ihre „Motive“ klingen noch in zahl-

losen Akkorden an unser Ohr und zeugen von verschwundener Pracht. Zwar haben sie oft jetzt merkwürdige Verbindungen eingegangen, aus denen der Forscher und Kritiker sie erst lösen muß, mit Land und Leuten, ihren Sitten und ihrer Geschichte, auch — und das kommt bei Gunkel wohl am wenigsten zur Geltung und zum Recht — mit der Sage und dem Mythus, Sage und Mythus spielten doch wohl auch im alten Israel eine größere Rolle, als Gunkel denkt. Manch alte Göttergestalt hat jetzt ein sehr menschliches Gewand angezogen, das ihr nur schlecht auf den Leib paßt. Aber das sind Anschauungen, die dem Urteil über das treffliche Büchlein als Ganzes keinen Abtrag tun. Tolle lege!

Gießen. August Freiherr v. Gall.



Eingänge für das Archiv der Vereinigung.

Für unser Archiv sandten ein: Herr J. Dillmann, Frankfurt a. M., ein Kinderspiel mit Spiellied (Zigeunerlied) aus Sachsenhausen. — Herr Stadtpfarrer Bechtolsheimer, Gießen, einen Himmelsbrief mit russischem Zusatz, einem gefallenen Russen abgenommen. — Präsident D. Walz, Darmstadt, einige Abzählverse. — Dr. Lehnert, Gießen, Auszug aus dem Wormser Unterhaltungsblatt von 1852 über eine volkskundlich interessante Gerichtsverhandlung. — Über eine Kriegsprophezeiung auf Grund einer im August 1914 beobachteten Wolkenbildung. — Notiz über den Neudruck von Traumbüchern aus dem Jahre 1847.



Eingegangene Bücher.

(Abgeschlossen am 16. Dezember 1917.)

Die mit * bezeichneten Bücher sind zur Besprechung vergeben. Bücher, über die bereits in diesem Hefte berichtet wird, sind nicht mehr aufgeführt.

Die Redaktion übernimmt keine Verpflichtung, unverlangt eingesandte Bücher zu rezensieren oder zurückzusenden.

Deutschkunde. Ein Buch von deutscher Art und Kunst. Hrsg. von Walther Hofstätter. Leipzig, B. G. Teubner 1917.

Deutschunterricht und Deutschkunde. Arbeiten aus dem Kreise des Deutschen Germanisten-Verbandes über Zeitfragen des deutschen Unterrichts auf den höheren Schulen, hrsg. von Direktor Kl. Bojunga; Berlin, Otto Salle, 1917; Heft 1: Kl. Bojunga, Der deutsche Sprachunterricht auf höheren Schulen. Mk. 1.60.

E. Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche. (Aus Natur und Geisteswelt 518.) Leipzig, B. G. Teubner 1916.

Quickborn-Bücher. Bd. 14: Plattdütsche Jungs in'n Krieg. — Bd. 15 Rudolf Kinau, Sternkiekers. Hamburg, Quickborn-Verlag 1917.

L. Rütimeyer, Über einige archaistische Gerätschaften und Gebräuche im Kanton Wallis und ihre prähistorischen und ethnographischen Parallelen. Straßburg, K. J. Trübner 1916.

S. Singer, Alte schweizerische Sprichwörter. Straßburg, K. J. Trübner 1916.

G. Steinhausen, Germanische Kultur in der Urzeit. (Aus Natur und Geisteswelt 75.) 3. Aufl. Leipzig. B. G. Teubner 1917.

G. Steinmann, Die Eiszeit und der vorgeschichtliche Mensch. (Aus Natur und Geisteswelt 302.) 2. Aufl. Leipzig. B. G. Teubner 1917.

Wilh. Sturmfels, Die liebe Heimat. Heimatkundliche Aufsätze, Heft 1—4. Rüsselsheim 1917.

Otto Waser, Volkskunde und griechisches Altertum, Straßburg, K. J. Trübner 1916.

Hessische Vereinigung für Volkskunde

Mitteilungen für die Flurnamensammlung

(1917)

Wilshausen im Busecker Tal

Von Dr. Wilhelm Lindenstruth, z. Z. Sennelager.

(Mit einer Karte)

Es ist nichts Neues, wenn ich darauf hinweise, wie wichtig die Flurnamenforschung, der die Hessische Vereinigung für Volkskunde für ihr Gebiet in dem Hessischen Flurnamenbuch eine großartige Grundlage schafft, für die Siedlungsgeschichte, insbesondere die Wüstungenkunde ist. Wie oft hat eine heutige amtliche oder bloß noch volkstümliche Feld- oder Waldbezeichnung zuerst auf die Spur einer untergegangenen Ortschaft geführt, den ersten Anstoß zu ihrer Erforschung gegeben. Die im Volk oft noch vorhandene Erinnerung an vormalige Siedlungen ist vielfach nur durch Gewannamen wachgehalten. Ein solcher öde gewordener Ort, der jetzt noch in Flurbenennungen fortlebt, soll uns hier beschäftigen[1]).

In Reiskirchen (Hessen) trifft man die amtlichen Gemarkungsnamen „zu Wilshausen“, „im Wilshäuser Feld“, „vor dem Wilshäuser Wald“; „der Wilshäuser Wald“ selbst ist nur volkstümlich. „Vor dem Wilshäuser Wald“ heißt auch ein Gewann im angrenzenden Beuern. Hier sowie im ebenfalls benachbarten Bersrod kennt man den „Wilshäuser Wald“, in Bersrod außerdem das „Wilshäuser Feld“ der Reiskircher. In dem auch anstoßenden Winnerod gibt's die amtliche Flurbenennung „zu Wällshäusen“; die Bewohner sprechen von dem „Welshäuser Äcker“[2]). Die älteren Leute in diesen Dörfern wissen zu erzählen, in der durch vorstehende Namen bezeichneten Gegend habe einst ein Dorf — Wilshausen, mundartlich Wäls- oder Welshause — gestanden, im 30jährigen Kriege sei es zerstört worden; die Einwohner seien nach Reiskirchen und Bersrod gezogen[3]). Alte Bersröder kennen sogar die einstige Lage: in der Senke, die der von Bersrod nach Reiskirchen führende Weg durchschneidet, nachdem er den Wald verlassen hat, in der Gegend, die die Reiskircher das „Wilshäuser Feld“ nennen. In Bersrod versichert man auch, daß die Wilshäuser, wie die Bersröder, ihr Trinkwasser in dem „Ruus-

---

[1]) Bei Abfassung dieser Arbeit haben mich die Herren Lehrer F. Wolf in Bersrod, Pfarrer Hofmann in Winnerod [gestorben 1915], Lehrer H. Grün in Reiskirchen und Peter Fatum in Lindenstruth in dankenswerter Weise unterstützt.

[2]) „Äcker“ ist in unsrer Mundart auch Einzahlform.

[3]) Dies berichtet auch der verstorbene Kirchenrat Röschen zu Winnerod in der Pfarrchronik.

börnche"[1]) geholt hätten; das ist eine noch vorhandene Quelle am „Rosenberg"[2]) in der Bersröder Gemarkung. Sie ist mit Lung- und weißem Sandstein eingefaßt, die Jahrzahl 1595 ist noch daran lesbar[3]). Nach Winneröder Bekundungen war dagegen der Brunnen der Wilshäuser eine alte (um 1600 gefaßte) Quelle in dem Tälchen zwischen Bersrod und Beuern. In Bersrod geht außerdem die köstliche Geschichte von der „Wilshäuser Frau" um, der Person, deren Stolz durch die eigne Dummheit gestraft wird: Eine Bersröderin hatte sich nach Wilshausen verheiratet. In ihrem Haushalt fehlte der „Überhang", d. i. der eiserne Topf, der an Ketten über das Feuer gehängt wurde. Jedesmal, wenn sie einen brauchte, holte sie sich den ihrer Eltern. Beim Wiederbringen bedankte sie sich sehr freundlich. Beim Besuch des Grünberger Gallmarktes bemerkte sie Gefäße, die sie wegen der Henkel für Überhänge hielt. Sie erwarb schnell einen und trug ihn stolz nach Hause. Die Zeit ward ihr lang, bis sie ihren Bersröder Angehörigen verkünden könnte, daß sie nun nicht mehr auf sie angewiesen sei. Gleich tags darauf, nachdem sie tüchtig das Feuer geschürt und ihren neuen Überhang drüber gehängt hatte, eilte sie mit dem alten geliehenen Überhang nach Bersrod. Mit den Worten: „Etz houst (hufte) áj aun (euern) Iwwerhank voll, etz hunn áj sealbst een" trat sie diesmal in die Tür. In ihr Wilshäuser Heim zurückgekehrt, fand sie statt ihres „Überhangs" — drei eiserne Reife: sie hatte einen hölzernen Eimer gekauft.

Was hat es mit vorstehenden Benennungen und Erzählungen auf sich? Nun, der Eingeweihte hätte dieser Erkundigungen bei den Einheimischen und ihrer Mitteilungen nicht bedurft. Für ihn beweist das zweite Glied des zugrunde liegenden Namens, -hausen (ebenso wie -heim), daß dieser ursprünglich eine menschliche Siedlung bezeichnete, daß also jene Flurnamen auf einen vormaligen Ort zurückgehen. Das wird durch archivalische Nachrichten bestätigt.

Auf das ehemalige Dasein eines Ortes Wilshausen hat zuerst G. Landau in seiner Beschreibung der wüsten Ortschaften in Hessen (S. 189) hingewiesen. Er hat vier alte Zeugnisse dafür beigebracht. Unter „Wilshausen" selbst erwähnt er zwar nur drei und bemerkt dazu, daß der Ort „mit anderen Orten dieses Gerichts [Busecker Tal] mehrfach im 15. Jahrhundert" vorkommt; dabei hat er wohl den vierten Nachweis, von 1459, den er davor unter „Mühlbach" (auf derselben Seite) aufführt, besonders im Auge. Er gibt nichts weiter

---

[1]) Amtliche Bezeichnung fehlt; s. folgende Anmerkung.

[2]) Diese amtliche Form ist falsche Verhochdeutschung aus mundartlichem Ruusbäärk. Der Name erklärt sich daraus, daß unterhalb dieser Anhöhe Flachs geruusd wurde, daß an seinem Abhang eine ruus, d. h. eine Wassergrube zur Flachsbereitung, war. S. Rudolf Neumann, Die Flurnamen des Busecker Tals, I. Teil, S. 26. Unter den Äckern und Wiesen zu Alten-Buseck, die i. J. 1400 Andres an Gerhard v. Buseck verkauft, werden genannt drei virteil an der flais (flayß) russin (Auszug der Urkunde von 1576 Darmstadt, Haus- und Staatsarchiv, Lehnsakten, von Buseck gen. Rüßer, Bund 23, Bl. $290^b = 343^b$). Flais = Flachs; ch ist im Mitteldeutschen folgendem s angeglichen (schon in mittelhochdeutscher Zeit: vlas); heute oberhessisch flo͞as.

[3]) Vgl. auch den Namen des Gewannes östlich der Quelle: „am Brunnenpfad".

als die Namen, den Zusammenhang, in dem die Nennung geschieht, nur für 1459, aber auch hier nur dürftig. Seine Quellen verrät er auch nicht; seine Hinweise bei zwei Belegen sind ungenügend [1]).

Der gleichzeitige Wüstungenforscher des Großherzogtums Hessen, G. W. J. Wagner, verzeichnet sieben Zeugnisse für Wilshausen [2]). Von den Landaui kehren bei ihm nur zwei wieder [3]); mit den zwei andern konnte er offenbar wegen der bloßen Namenserwähnung bei Unkenntnis der Quelle nichts anfangen. Ich habe über sie (das eine aus dem 14. Jahrhundert [4]), das andere von 1501) auch nichts ausmachen können. — Das übrige schöpfte Wagner aus alten Drucken, die Landau übersehen hatte, aus den neuen Urkundenveröffentlichungen L. Baurs und aus ungedruckten Urkunden des Großherzogl. Haus- und Staatsarchivs in Darmstadt. Seine Angaben sind kurz gehalten, mehrfach unvollständig; bei den aus gedruckten Quellen entnommenen liegt das zum Teil schon an den Vorlagen.

Die Wagnersche Stoffsammlung läßt sich nun durch eine Reihe weiterer Quellen bereichern, die teils alte auch Wagner entgangene Drucke, teils in der Zwischenzeit veröffentlicht sind, teils bis jetzt unbekannt waren. Bei der angegebenen Beschaffenheit von Landaus und Wagners Ausführungen scheint es angebracht, nicht nur diese neuen Funde als Nachträge zu verzeichnen, sondern sämtliche bis jetzt auftreibbaren Belege zusammenzustellen, und es lohnt vielleicht der Mühe, auf Grund deren eine Darstellung zu versuchen. Viel Stoff ist es im Hinblick auf die jahrhundertelange Zeit nicht, und das Bild ist entsprechend dürftig, aber man muß froh sein, daß es so viel ist, wenn man bedenkt, daß über gar viele gestorbenen Ortschaften sich nur weniges oder gar nichts in den Archiven finden läßt. Und auf eine Reihe von Fragen, die hinsichtlich einer Wüstnng auftauchen, läßt sich immerhin eine — wenn auch nicht stets vollständige — Antwort geben.

Als ältesten Nachweis führen Landau und Wagner eine Urkunde vom

---

[1]) In seinen handschriftlichen Collectanea (Kassel, Landesbibliothek) findet sich unter Buseck 142 bei Wilshausen: Willixishusen 1286, Wylrishusen 1315 (s. u.), Wylßh. 1459.

[2]) Wüstungen im Großherzogtum Hessen. Oberhessen 1854, S. 213 f.

[3]) Das von 1459 ist außer auf S. 214 auch auf S. 142 (unter Meilbach) aufgeführt.

[4]) Einem Deutschordensregister aus diesem Jahrhundert entnommen. Das Staatsarchiv zu Marburg a. d. Lahn verwahrt mehrere Zinsregister des Deutschen Ordens aus dem 14. Jahrhundert. Nach gütiger Mitteilung des Archivs ist es „aber nicht gelungen, die von Landau in den ‚Wüsten Ortschaften' auf S. 188 erwähnte Stelle, wo Wilrishusin genannt sein soll, festzustellen". Sollte sich dieser Vermerk auf die von Landau in den Collect. und von Wagner angezogene Urkunde von 1315 beziehen, die einen Verkauf ans Frauenkloster Zelle unter Schiffenberg betrifft (s. u. S. 6)? Die Schreibungen des Namens stimmen in beiden Zeugnissen überein (Wilrishusin). Zelle ward freilich nicht wie das Augustinerchorherrenstift Schiffenberg schon 1323, sondern erst im 15. Jahrh. (1450) dem Deutschen Orden einverleibt, s. Kalbfuß in den Mitteilungen des Oberh. Gesch.-V. XVIII. S. 43.

22. Dezember 1286 auf. Sie ist bei L. Baur[1]) verkürzt gedruckt und möge hier vollständig im Wortlaut der Ausfertigung[2]) folgen:

Nos Henricus et Fridericus fratres dicti de Quecburnen universis presens scriptum visuris notum esse volumus, quod nos cum consensu matris nostre Gerdrudis et sororis nostre Ditrunis bona nostra sita videlicet unum allodium in villa Willixishusun vendidimus preposito et ecclesie in Werberc pro x marcis libere et absque omni contradictione proprietatis titulo perpetuo possidenda. In cuius rei evidentiam presens scriptum dedimus sigillo nostri munimine roboratum. Testes sunt Wideroldus et Everhardus sacerdotes de Capella, Fridericus miles de Ortenberc, Beringerus villicus de Massenheym, Conradus de Massenheym, Wigandus ibidem et alii quam plures.

Datum et actum anno domini m°cc°lxxxvi°, dominica Memento.

Die Rückseite trägt die Aufschrift: Disser briff heldit gud czu Willixishusen gekauft von Hen(rich) unnd Friderich gebrudern von Queppurne.

Den ersten Anlaß, diese Urkunde auf unsre Odung zu beziehen, hat wohl der Inhalt gegeben: man wird zunächst, solange keine zwingenden Gründe dagegen sprechen, den Kaufgegenstand in der Nähe der Wohnorte von Verkäufer und Käufer suchen, und Queckborn, der Stammsitz der danach benannten Ritterfamilie[3]), und Wirberg sind nicht weit von der weiter unten nachgewiesenen Stätte Wilshausens entfernt. Die in der Urschrift deutlich lesbaren Namensformen mit dem ersten Glied Willixis- erscheinen dagegen auffällig, wenn man die späteren damit vergleicht. Im 14. Jahrhundert heißt der Ort Wilrishusin (1315, Register 14. Jahrhs.), Wilrshusen (1347, 1359), Willirshusin (1370)[4]). Es wäre denkbar, daß das x für r verschrieben ist — dem scheint freilich die zweimalige gleiche Schreibung entgegenzustehen — und daß es Willirishusen heißen sollte; das wäre dieselbe Form, die dem heutigen Ortsnamen Willershausen zugrunde liegt, der nach dem Ortsverzeichnis in Deutschland mehrmal vorkommt[5]). Wie dem nun auch sei — das Merkwürdige in der Namensgestalt ist doch so geringfügig, daß man ohne Bedenken sagen kann: es handelt sich um unser Wilshausen, die Urkunde steht zu Recht hier. Zur Bestärkung sei noch darauf hingewiesen, daß das Kloster Wirberg, dem die v. Queckborn Teile ihres Besitzes verkaufen, nach Ayrmanns Auszug des (offenbar verloren gegangenen) „Registers der zinse, dy annoch jerlichen ge-

---

[1]) Hessische Urkunden Bd. I Nr. 259.

[2]) Pergament, Darmstadt, Haus- und Staatsarchiv, Urkunden, Oberhessen, Willixishusen. Das Siegel hängt beschädigt an.

[3]) S. Wagner, Beitr. z. Gesch. erloschener adeliger Familien, im Arch. f. hess. Gesch. u. Altertumsk. VI S. 323 ff.

[4]) S. unten S. 6 f.

[5]) Dreimal im ehemaligen Kurhessen: 1. Kreis Marburg, bei Lohra [1307 u. 08 Willereshusen, Willershusin, 1375 Willirshusen]; 2. Kr. Frankenberg, bei Rosenthal; 3. Kr. Eschwege. — Landau a. a. O. 295 nennt ein Willershusen v. 1351, das er Widdershausen (Amt Witzenhausen) gleichsetzen zu müssen glaubt. — Vgl. auch Willersdorf nördlich Emsdorf (Kreis Kirchhain), 1360 Wylrsdorf, ausgegangen, s. ebd. 276; Wilsbach (bei Gladenbach), 1285 Wilrispach.

fallen yn dy kelnerey des cloisters zu Werberg" von 1453 sicher in Wilshausen (Wilßhusen) begütert war[1]).

Die Namensgestalt mit r ist auch durchs ganze 15. Jahrhundert noch gebräuchlich, wie Willerchshuser berg[2]) im „Register über den Arnspurger kauff" von 1491[3]) ausweist; das nur dieses eine Mal auftretende ch beruht vermutlich auf Anlehnung an den in der gleichen Quelle unter (Großen-) Buseck aufgeführten Namen Wilrich oder Willerch[4]). Die häufigste Form in diesem Güterverzeichnis ist aber Willingshusen, also dieselbe, die das heutige Willingshausen in der Schwalmgegend einst hatte[5]). Eine dritte, die sich darin findet, durch Abschleifung des unbetonten Teils des ersten Namensgliedes entstanden, ist Wilshusen (Wilsz-, Wylß-). Sie begegnet schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts (1453, 1459) und erscheint von 1491 ab allein. Im folgenden Jahrhundert hat sie dann im zweiten Bestandteil die neuhochdeutsche Wandlung des langen u zu au erfahren. Außerdem ist im ersten Gliede mundartlich die dem Hessischen eigene Senkung des i eingetreten, die das ursprünglich in der zweiten Silbe des vollen Namens vorhandene i hervorgerufen hat und die hier zum Teil bis zu ä vorgeschritten ist. Die amtliche Form ist heute meist Wilshausen — nur Winnerod schreibt Wällshausen —, volkstümlich heißt es jetzt Wels- (Reiskirchen Winnerod) oder Wälshausen (Beuern[6]), Bersrod). Auf diese mundartliche Entwicklung gründet es sich, wenn 1574 die Schreibung „Wolßheußer Wald"[7]) vorkommt: das o steht sicher für ö — der Umlaut von o und u wurde in den früheren Jahrhunderten in der Schrift nicht besonders bezeichnet — und das ö wohl für den geschlossenen e-Laut.

Der Name stellt ein zusammengesetztes Wort dar. Der zweite Teil ist der ursprünglichen Lokativ vertretende Wemfall der Mehrzahl von alt- und mittelhochdeutschem hus > neuhochdeutschem „Haus", der althochdeutsch gewöhnlich hûsun, mittelhochdeutsch hûsen lautet, während die Mehrzahlbildung durch ahd. -ir > -er (hūsir- > hiuser-) seltner ist. Im Neuhochdeutschen ist diese jüngere Bildung allein herrschend geworden (Häuser), während sich die alte Form nur im Wemfall -hausen in Eigennamen erhalten hat. Das Bestimmungswort

---

[1]) Kuchenbecker, Analecta Hassiaca, Coll. VI S. 447.

[2]) S. unten S. 18.

[3]) S. unten S. 8.

[4]) Wilrichs Henne, Hinrich Wilrich (Hentz Willerch) Bl. 13[b], 14[a], 14[b], 15[b].

[5]) Willingis- (1360), Willinges- (1462), Willingshusen (-husin), s. Schoof, Hess. Blätter f. Volksk. VIII 35. — Auf althessischem Boden gab's früher außerdem Groß- und Klein-Willingshausen, s. Landau a. a. O. 244. „Willingshusen" im Kirchengebiet von Breidenbach (Kreis Biedenkopf) bei Würdtwein, Dioecesis Moguntina III 317 f. ist der heutige Hof Bellingshausen bei Wallau, s. Wagner a. a. O. 378, 382 Anm. 95. — Die Form Willinhûsen in dem Würdtweinschen Druck des Registrum sinodale des Mainzer Archidiakonates St. Stephan (s. unten S. 12) ist kaum echt; es liegt da wohl irgend ein Fehler vor (verlesen für Willirshusen?); viele Namensformen in diesem Verzeichnis sehen nicht vertrauenerweckend aus.

[6]) Ich habe hier auch einmal Wälleschhause (aus Willershusen) gehört.

[7]) S. unten S. 22.

unsres Ortsnamens ist der Wesfall eines Personennamens (anscheinend in der Kurzform), der zum germanischen Wortstamm wilja (neuhochdeutsch Wille) gehört[1]. Hierbei sei auf die Familiennamen Wilrich[2] und Willer[3] hingewiesen. Erwähnung verdient da wohl auch der Großen-Busecker Gemarkungsname Wellersloh — in dem arnsburgischen Register von 1491 vor dem Wellers loe oder Willersloe[4] —. Vielleicht gehört auch die dortige „Wälzbach" (in derselben Quelle) uff der (dem) Weltzbach[5] hierher. — In dem Träger jenes Namens ist wohl der erste Ansiedler zu sehen.

Wie lange vor dem frühesten Auftauchen i. J. 1286 der Ort schon bestand, das ist natürlich in Dunkel gehüllt. Einen ungefähren Anhalt für die Zeit des Ursprungs gibt vielleicht der Name, insofern als man für die verschiedenen Siedlungszeiten bestimmte Arten der Namenbildung festgestellt hat. W. Arnold in seinen Ansiedlungen und Wanderungen deutscher Stämme und ihm folgend W. Schoof (Schwälmer Ansiedelungen und Ortsnamen)[6] weisen die mit -hausen zusammengesetzten Ortsnamen dem Ende des 2. Abschnitts zu, der die Zeit vom 5. bis 8. Jahrhundert umfaßt[7].

Über die Art der Siedlung gibt die erste bekannte Urkunde auch Bescheid. Und die nächste von 1315[8] sowie das Register von 1491[9] sagen es ebenfalls: Wilshausen war eine villa, ein Dorf.

Wie die früheste sind auch alle späteren Quellen bis zum Ende des 15. Jahrhunderts außer einer von 1370 solche, in denen es sich um Besitzwechsel handelt.

1315 verkaufen Diedrich Schutzsper und seine Frau Alheid ihr Gut zu Wilrishusin „in dorf und in velde, daz Hertwin hat besezzin, der Wiedechin son", (als Landsiedel,) an das Frauenkloster [Zelle] am Schiffenberg für 19 Mark Pfennige[10].

1359 (Juni 14) verkauft Volbracht von Saasen, Bürger zu Grünberg, die von seinem Vater geerbten Gülten zu Beuern, Bersrod, Lindenstruth, Wilrs-

---

[1] Förstemann, Altdeutsches Namenbuch I^2 Sp. 1593, II^2 Sp. 1608ff. Vgl. Schoof a. a. O. 35 (Willingshausen), 42 (Willingshain).

[2] S. oben S. 5 Anm. 4.

[3] 1558 Elsa Willer, s. den 167. der hessischen articuli defensionales von 1574, gedr. Memoriale an die ... Reichs-Versamblung ... in Sachen ... Busecker Tal ... wider ... Hessen ... (1707) Beylagen S. 205.

[4] Bl. 13^b, 15^a.

[5] Bl. 14^b.

[6] a. a. O. 17ff.

[7] Arnold S. 241ff., insbes. S. 390f. Schoof S. 31f. Arnold begründet seine Behauptung, die Orte auf -hausen seien spätere Siedlungen, damit, daß eine große Anzahl ausgegangen ist und fast alle Namen von Personen abgeleitet sind (S. 390f.). Dies trifft für das Busecker Tal zu.

[8] S. übernächsten Absatz.

[9] S. unten S. 8.

[10] Ausfert. Perg. Darmstadt, Haus- u. Staatsarch., Urkunden, Oberh., Schiffenberg. Daraus neu gedr. von A. Wyß, Urkundenbuch der Deutschordens-Ballei Hessen III Nr. 1432.

husen, Saasen, Lauternbach (südl. Laubach, ausgegangen[1]), Hinterna (Ober- oder Nieder-Hinterna, bei Gonterskirchen, ausgegangen[2]) und Wetterfeld — in Wilrshusen waren es 8 Schillinge Pfennige, 2 Gänse, 2 Hühner und 1 Fasnachtshuhn von einem Gut, „des Contze genant Robesame ein lantsidil ist", — ans Kloster Arnsburg[3]).

Das Stift Mainz besaß in der Gegend, auch in Wilshausen, Zehnte. Es geriet einst in schwierige Lage, und deshalb mußten die Vormünder veräußern. 1347 (Januar 11) versetzen sie mit Einwilligung des Erzbischofs Heinrich und des Kapitels ihrem Mitvormund, dem Ritter Johann v. Bellersheim, die Zehnten zu Burkhardsfelden, Hattenrod, Meilbach (südlich Hattenrod, wüst[4]), Wilrshusen und (Ober-) Albach[5]). Die Pfandschaft dauerte sehr lange. Aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts liegen drei Urkunden vor, worin als Pfandbesitzer von Teilen dieser Zehnten Glieder der Familien v. Weitershausen, v. Storndorf und v. Trohe erscheinen. An diese drei war also das Pfand von dem Bellersheimer, vielleicht durch Vererbung, übergegangen. In den beiden ersten Urkunden wird erwähnt, daß die Zehntenanteile von den Eltern überkommen waren. Nach der zweiten waren die Storndorfer und Weitershäuser Inhaber nahe verwandt. Die genannten drei Besitzer verkauften ihre Teile nacheinander an das Antoniterhaus zu Grünberg: 1459 (Januar 6) Heinrich v. Weitershausen mit Zustimmung seiner Geschwister Otto und Fyle für 100 rheinische Gulden[6]), 1491 (März 6) der Wäppner Johann der alte v. Storndorf für 82 rheinische Gulden[7]), 1498 (Januar 19) Kaspar v. Trohe für einen Jahrzins von 14 Tornos Frankfurter Währung zu Heckersdorf und etlichen Fasnachtshühnern, sowie von 8½ Gulden ebendort (Rückkauf für 72 rhein. G.)[8]).

Im Jahre 1491 machten die Grünberger Antoniter noch andere, besonders umfangreiche Erwerbungen. Das Kloster Arnsburg erlitt durch eine

---

[1]) Wagner, Wüstungen, Oberhessen 138.

[2]) Ebd. 135.

[3]) Beilage 2.

[4]) Wagner a. a. O. 141.

[5]) Die bis jetzt unbekannte Urkunde ist als Beilage 1 gedruckt.

[6]) Heinrich von Weitershausen (Wyterßhusen) und seine Frau Anna verkaufen „unser theile tzehendin, die wir und unser aldern uff uns yn pantschafft von unserm hern von Mentze herbracht han, zu Hattenrode, Mylbach und Alpach, Borghartzfelde und Wylßhusen mit aller zugehurde den erwarn hern zu s. Anthonieß zu Gruneberg umb c Rynscher gulden coyrfurstenmuntze by Rine". „Wilch ziid wir kommen yn den wynachten heiligen tagen und bydden se, daz se unß unser vorgeschr. zehenden widder zu lůsen geben, sullen se auch thun vor die obgenanten hundert gulden." Heinrichs Bruder Otto (Otte) und Schwester Fyle willigen ein. Siegler: 1. Heinrich, 2. Otto, 3. für Fyle ihr Gatte Heilmann (Heyleman). Geb. . . mccccilx jare, uff sonabend uff den dag epiphania domini. Ausfert. Perg. Darmstadt, Haus- und Staatsarchiv, Urkunden, Oberh., Hattenrod. Nur Siegel 2 hängt noch an. Unvollständiger Auszug: Baur, Hess. Urkunden I Nr. 188.

[7]) Beilage 3.

[8]) Beilage 4.

große Feuersbrunst beträchtlichen Schaden und lieh von ihnen 2000 Gulden, konnte aber die Zinsen nicht zahlen. Die darob entstandenen Streitigkeiten wurden dahin entschieden, daß Arnsburg Güter und Gefälle in den Gebieten von Ulrichstein, Laubach, Grünberg, Londorf, Buseck, Gießen, Großen-Linden und Wetzlar an das Antoniterhaus abtrat[1]). Darunter waren auch Gefälle zu Wilshausen. Das schon mehrfach oben angezogene „Register über den Arnspurger kauff", das die Besitztümer verzeichnet[2]), enthält unter Richskirchen Reiskirchen) folgenden Absatz[3]):

„Item Henrich Mangolt eyne gulden de bonis in Willingshusen, quondam coluit Dam Henne:
primo an dem Bernsröder wege drithalben morgen, gnant der hoffacker, circa villam,
item anderthalben morgen, gnant der weißacker,
item eyne halp morgen ober dem selben,
item eyne halp morge im geidesborne,
item eyne halp morgen vor dem haynis,
item eyne morge am anwender;
item in campo secundo
vor der marchenhelle dry morgen driesch,
item dry morgen acker by dem dorff hinder des snyders garten,
item eyne morgen driesch ober dem selben,
item dry morgen driesch unde pusch under der marchenhelle,
item zehen morgen adder meher, gnant der wyngart;
item in tercio campo gnant uff dem scheide
primo eyne morgen uff der lantwerung,
item eyne morgenn uff der steynegassen,
item zcwene morgen an dem Alpacher wege an zcweyn stügken,
item anderthalben morgen hinder dem kornmaiß,
item anderthalp fiertel daselbest,
item eyne morgen an dem Windenröder scheide,
item eyne wieß gnant die breide wiese,
item eyne wiese gnant die reut-(rent-?)wiese,
item eyne garth gnant der bamegarth,
item eyne gart gnant der Bernsröder gart,
item eyne garth inne der kirchgassen."

Und unter Lindenstroit (Lindenstruth) heißt es u. a.[4]):

„Item Finck Henne zcwene thurnis de bonis gelegen in Willingshusen:
primo anderthalp morgen an dem Bernsröder wege,
item dry fiertel in der snyebach,
item eyn halp morgen an dem Büern wege,
item eyne halp morgen uff der eytgassen,

---

[1]) Notariatsinstrument v. 1491 März 17, 2 Ausfertigungen, Perg.-Hefte, Gießen, Universitäts-Bibliothek, Bibliotheksarchiv, Handschriften 457m N. 1 u. 2

[2]) Perg.-Heft ebd. Handschr. 457m N. 3.

[3]) Bl. 34a. — Die folgende übersichtliche Anordnung der hier und unter Lindenstruth aufgeführten Grundstücke stammt nicht aus der Vorlage.

[4]) Bl. 25a, Z. 15 ff.

item eyne gart by der eytgassen,
item eyne halben wiesen adder meher zu der engen lachen, quondam Henne Storm.

Item Hasen Contze vier thurnis de bonis in Willingshusen:
primo ortus et ager, villicht eyne morgen, fuit quondam curia,
item eyne morgen acker an zcweyen stügken am Richelskircher berge,
item eyne morgen an zcweyen stügken am marchenhelder berge;
item in secundo campo
anderthalben morgen an der hoen forche,
item eyne morgen ober dem Bernsröder wege,
item eyne morgen an zcweyen stügken über dem grymelßborn;
item in tercio campo
anderthalben morgen, der hoffeacker,
item eyne morgen an dem Windenröder wege,
item eyne morgen geyn Waltersberge,
item eyne morgen hinderwert mitten uff dem felle,
item eyne morgen uff dem Windenröder scheide,
item eyne morgen wiesen in dem grymelsborn,
item eyne morgen wiesen zu engen lachen."

Drei Personen werden hier benannt, die, nicht in Wilshausen wohnhaft, von dem Kloster Güter dortselbst zu Landsiedelrecht haben und davon Abgaben entrichten: Heinrich Mangolt zu Reiskirchen (früher Dam Henne) 1 Gulden von 32½ oder mehr Morgen 1½ Vierteln — meist Acker, auch Driesch und Busch —, 2 Wiesen und 3 Gärten, Fink Henne zu Lindenstruth 2 Tornos von 2½ Morgen 3 Vierteln, 1 Garten, ½ oder mehr Wiese (diese Wiese hatte früher Henne Storm) und Hasen Konze, ebenfalls zu Lindenstruth, 4 Tornos von 14 Morgen Acker, Wiesen und Garten.

Hierzu sei bemerkt, daß schon Ayrmann in seinem Aufsatz über das Antoniterhaus unter den Orten, unter denen dieses begütert war, auch „Wilßhausen" nennt — die Quellen seiner Liste verschweigt er[1]).

Aus den Jahrhunderten nach 1500 läßt sich inbetreff der Besitzverhältnisse zu Wilshausen noch folgendes anfügen.

Nach ältesten vorhandenen Pfarrechnungen von 1557 ab bezogen die Kirchen zu Alten-Buseck, Großen-Buseck und Reiskirchen von Wilshäuser Gütern Gefälle[2]), deren Ursprung vermutlich in die Zeit vor der Reformation zurückgeht. Das Heft „Gelt, zins, frucht, vedervihe, pfacht, acker, wiesen zur pfar Alten-Buseck gehörigk anno [15]57" vermerkt auf Bl. 2a: „iii tornus Herman Schneider erben zu Reiskirchen aus dem Wilshäuser gut[3]), ist Georg Schneider". „Hern Michaelis (Pfarrers zu Großen-Buseck) register 1584" (A) enthält unter „(Innahm) zins, pfoecht zu sanct Marien althar gehörigk" folgende Einträge „(1) Item Seipen Peter zu Reiskirchen v tor(nus) vom

---

[1]) Kuchenbecker, Anal. Hass., Coll. IV S. 404.

[2]) Die in Betracht kommenden Großen-Busecker und Alten-Busecker Rechnungen liegen im Pfarrarchiv Großen-Buseck (Alten-Buseck war Filiale von Großen-Buseck), die Reiskircher im Pfarrarchiv Reiskirchen.

[3]) „aus dem Wilshäuser gut" am Rande; Auslassungszeichen irrtümlich hinter „zu".

Schunkengut zu Wilshausen. (2) Item Ziner Hans zu Reiskirchen iii tor(nus) von dem Würfelgut zu Wilshausen. (3) Item Tamen Cuntz genant der knecht zu Lindenstrut iii tor(nus) von unser lieben frawen gut zu Wilshausen." Ein andres „Register der pastoreŋ Großen Bußegk zinß ahn gelt, frucht, olen und vehdervieh de anno [15]84 (B) hat nur den dritten der obigen Posten, der Geber ist aber ein andrer. Zwei weitere Verzeichnisse, von denen das erste, ohne Aufschrift, Einträge von 1584 bis 1609 hat (C) und das zweite, ein Bruchstück, aus derselben Zeit stammt (D), bringen alle drei Posten, nur daß auch da andre „gichtiger" sind. Es sind (1) für das Schunken- (C: Schenken-)gut in C: „Seipen Peters zu Reißkirchen modo Caspar Baurnfeind modo Ebert Döring, sein eyden", in D: „Ebert Dörings witibe zu Reißkirchen, ... zuvor Seipen Peter"; (2) für das Würfel-(C: Wirfeln-)gut in C: „Krappen Niclas zu Reiskirchen ... modo Niclas Wagner zu Verßrode", in D: „Hanß Herman Strack unnd Kilian Opperman ..., zuvor Krappen Niclas zu Reißkirchen"; (3) für U. l. Fr. Gut in B: „Dammen Cuntzen erben von Lindenstruet ... modo Caspar Bauernfeind zu Reißkirchen" — hier der Zusatz: „angefangen anno 1584" —, in C: „Dammen Cuntzen erben zu Lindenstrut modo Ebert Döring", in D: „Ebert Dörings witibe zu Reißkirchen". Die Verzeichnisse C und D kennen außerdem als Abgabe vom Würfelgut „1 han", der in C mit den 3 tor. zusammen, in D als besondrer Posten unter „Stendige hanen zur pfarr Großen Bußeck gehörig" aufgeführt ist. — In der Rechnung des Gotteskastens zu Reiskirchen von 1612 [1]) erscheint unter „Innam [aus] erbzins": „i alb(us) i d(enar = pfennig) Krappen erben von einer hoffstat zu Wülshausen, ist Conradt Bemer aufheber". Dieser Posten kehrt in den folgenden Rechnungen [2]) wieder, natürlich wechseln die Geber. Die Hofstatt zu Wilshausen (1629 ff. Wils-, 1678 Wiltz-, 1733 Wilß-) heißt später „der Krappen hoffstatt (hofreit)" — sie liefert so ein Beispiel für eine Art von Namenentstehung. Von 1818 ab verschwindet „zu Wilshausen" [3]).

Leute zu Reiskirchen, Lindenstruth, Versrod sind es, die an die Kirchen Alten- und Großen-Buseck, solche zu Reiskirchen, die an die dortige Kirche Zins zahlen.

Das „Giesser Wochenblatt" von 1771 bringt in Num. 1 eine Bekanntmachung vom 20. Dezember 1770, wonach mehrere Posten in Großen-Buseck

---

[1]) In den erhaltenen früheren Rechnungen aus dem 16. Jahrh. (1559—64, 67—70, 75—79, 82, 83) sucht man vergebens danach.

[2]) Nach 1612 fehlen nur die Rechnungen v. 1616—1625.

[3]) 1629 ff.: 1 alb. 1 d. die Krappen erben von einer hoffreit zu Wilshausen. 1640 ff.: 9 d. die Krappen erben von einer hoffreith zu Wilshausen. itzo Philips Becker. 1699: 9 d. Philips Becker von einer hoffstatt zu Wiltzhausen, so von den Krappen erben herrühret, jetzt Joh. Philips Lünckern erben. 1704: 1 alb. 6 d. Joh. Philips Lünckers Wittwe von einer hoffstatt zu Wiltzhausen, von den Krappen erben, nachgehends Philips Beckern herrührend, 9 d. werden von der hoffstatt gegeben, das übrige von Lorentz Schmitten ackern. 1706: 9 d. Joh. Philipps Lünckers wittwe von der Krappen hoffstatt zu Wiltzhausen. 1733 ff.: 9 d. Johann Conrad Nürnberger von der Krappen hoffstätte zu Wilßhaußen. 1752: 9 d. Conrad Nürnbergers erben usw., 1773 ff. Caspar Nürnbergers erben usw., 1776 ff. 2¼ kr. usw

versteigert werden sollen, darunter „das von Freudenbergische Antheil des Wilßhäuser freyadelichen Zehenden vor Reißkirchen". Ohne Zweifel sind die v. Freudenberg zu diesem Anteil ebenso gelangt wie zu dem zugleich zum Verkauf ausgeschriebenen „Frey adelich sogenannten kleinen Hof Guth zu Grosenbuseck": als Erben der Münche v. Buseck.

Es sind Angehörige des niederen Adels und geistliche Anstalten, die die verzeichneten Quellen als Besitzer kennen lehren. Die Veräußerung geschieht in fast allen an die „tote Hand". Das ist insofern mehr als Zufall, als die hier in Betracht kommenden Briefe in die Klosterarchive wanderten und da sicher aufbewahrt wurden. Hingegen sind die in privaten Händen befindlichen im Laufe der Zeit größtenteils verloren gegangen, und deshalb kann kein Zweifel sein, daß außer den bekannten noch viele und ganz andre Besitzveränderungen in Wilshausen vorgekommen sind, über die uns nie Kunde werden wird. Das eine oder andre Stück mag ja auch noch in irgend einem Archiv vergraben ruhen, bis einmal auch sein Tag kommt. Aber obige Feststellung ist doch ein hübsches Beispiel dafür, welche Richtung so viele Besitzwechsel im Mittelalter hatten: die geistlichen Herren suchten ihren Besitzstand dauernd zu mehren. Und fast alle Klöster der Umgegend führen schon die wenigen erhaltenen Urkunden vor. Unter ihnen Arnsburg, das in seiner Wirtschaftspolitik in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens eine besonders glückliche Hand hatte und zu den reichsten Stiftern zählte. Es hatte auch in unserer Gegend ansehnliche Güter. Das geht besonders hervor aus dem oben benutzten Register von 1491. Die darin beschriebenen Besitztümer gingen damals freilich in das Eigentum des Grünberger Antoniterhauses über, und damit tritt dieses und nach seiner Aufhebung bei Einführung der Reformation die Universität Marburg für unser Gebiet als Besitzer hervor. 1574 gibt ein Zeuge[1]) „bis in die 24" solche „hessischen" oder „landgräfischen" Höfe und Güter im Busecker Tal an.

Einige der benutzten Quellen zur Erläuterung der Wilshäuser Besitzverhältnisse bieten auch noch in anderer Hinsicht Wichtiges. Sie vermitteln einen kleinen Einblick in die Verhältnisse der ehemaligen Gemarkung Wilshausen und im besondern die Kenntnis einer ganzen Reihe von Flurnamen. In Betracht kommen die Einträge im Register von 1491 und in den Großen-Busecker und Reiskircher Kastenrechnungen.

Drei Felder umfaßte die Gemarkung. Nur von einem wird der Name angegeben: das dritte Feld hieß „uff dem Scheide". Die aus dem ersten und dem zweiten Feld zuerst aufgeführten Benennungen „an dem Bernsröder Weg" und „vor der Marchenhelle" sind schwerlich als die Namen der Felder aufzufassen, vielmehr als die von Feldteilen. Da in dem „Register" sonst meist die

[1]) Johann Rode von Wieseck, hessischer Schultheiß im Busecker Tal, auf den 242. der hessischen articuli defensionales: Rotulus examinis testium et productorum documentorum in sachen ... landtgraven zue Hessen ... contra ..vierer und ganerben des Bussecker Thals ...., Tomus I. (Darmstadt, Haus- u. Staatsarch., Akten, Adel, Busecker Tal, Konvol. 19) Bl. 152a; gedr.: Memoriale usw. (s. oben S. 6 Anm. 3) Beylagen S. 525. — Vgl. auch den Universitätsweg zu Oppenrod, s. Neumann, Flurnamen d. Bus. Tals, I. S. 12.

Felder benannt sind, so entbehrten das erste und das zweite Wilshäuser Feld vielleicht besonderer Benennungen. Nur bei den Gütern des Fink Henne fehlt die Anordnung nach Feldern, vielleicht wegen ihrer geringen Zahl. Auch sie verteilten sich offenbar auf die drei Felder, denn das hier gebrauchte „an dem Bernsröder Weg" findet sich auch unter dem ersten und „zu der engen Lachen" auch unter dem dritten Feld.

Die auf uns gekommenen Flurbezeichnungen seien hier nach Feldern getrennt zusammengestellt; die, welche sich nicht einordnen lassen, folgen am Schlusse.

1. Feld

an dem Bernsröder wege
der hofacker circa villam
der weißacker
ober dem selben
im geidesborne
vor dem haynis
am anwender
am Richelskircher berge
am marchenhelder berge

2. Feld

vor der marchenhelle
by dem dorf hinder des snyders garten
ober dem selben
der wyngart
an der hoen forche
ober dem Bernsröder wege
über dem grymelßborn

3. Feld: uff dem scheide

by der lantwerung
uff der steynegassen
an dem Alpecher wege
hinder dem kornmaiß
an / uff dem Windenröder scheide
an dem Windenröder wege
die breide wiese
die reutwiese (rentwiese?)
der bamegarth
der Bernsröder garth
der hofacker [1])
geyn Waltersberge
hinderwert mitten uff dem felle
in dem grymelsborn
zu (der) engen lachen

Feld unbekannt

in der snyebach
an dem Büern wege
uff / by der eydtgassen

Güter und Hofreiten

das Schunkengut
das Würfelgut
das Liebfrauengut
die Krappenhofstatt

Ein weiteres Bemerkenswertes ergibt einer der obigen Namen: Eine der Wilshäuser Gassen hieß Kirchgasse. Eine Kirchgasse läßt auf das Vorhandensein einer Kirche schließen. Das wäre der einzige Beleg für eine Kirche in Wilshausen.

Die vorher erwähnten Einkünfte der Pfarrei Großen-Buseck stehen vielleicht in Zusammenhang mit folgendem: Großen-Buseck war der Sitz einer Dekanie, die zum mainzischen Archidiakonat St. Stephan gehörte, und wie dessen Registrum sinodale aus dem 15. Jahrhundert ausweist, war auch Wilshausen (Willinhusen) dem Busecker Erzpriesterstuhl (sedes in Bussecken) unterstellt. Es hatte 6 Mesten zu liefern [1]).

[1]) **Würdtwein**, Dioecesis Moguntina III S. 286.

Über die politische Zugehörigkeit Wilshausens erhalten wir erst aus dem Jahre 1508 sichere Nachricht: es lag im Busecker Tal. Die Gerichtsherren, die „Vierer und Ganerben", des Tals — die v. Buseck und v. Trohe — und die darin wohnhaften fürstlich hessischen Leibsangehörigen waren eine Zeitlang strittig gewesen über die Höhe der den Ganerben zustehenden Bede. 1508 (November 23) kam es zu einem Vergleich. Die Untertanen des Tals sollten die nächsten 25 Jahre 292 Gulden und 125 Malter Hafer Busecker Maßes, davon „die von Wylßhusen dry gulden und dry malter haffern jerlichs geben und betzalen"[1]).

Wo ist nun innerhalb des Landkapitels und des Gerichts Buseck die Stätte, da der Ort sich erhob? Wo erstreckte sich sein Gebiet überhaupt?

Der eingangs berührte Umstand, daß noch heute Flurnamen an ihn erinnern, leitet auf die erste Spur. Reiskircher, Winneröder, Beuerer Flurnamen sind es: in der Nähe Reiskirchens, Winnerods, Beuerns muß Wilshausen gestanden haben. Die Ländereien, denen Benennungen wie „zu Wilshausen", „im Wilshäuser Feld", „Wilshäuser Wald" eignen oder deren Namen Bezeichnungen wie „vor dem Wilshäuser Wald" hervorgerufen haben, waren wohl ursprünglich Bestandteile der Gemarkung Wilshausen, es ist doch unwahrscheinlich, daß diese Namen schon zu Lebzeiten Wilshausens gebräuchlich waren und nach Wilshausen hin gelegene Teile der Nachbargemarkungen bedeuteten. Die Reiskircher Gewanne „zu Wilshausen", „im Wilshäuser Feld" liegen in Flur XII. Die beiden Feldstücke „vor dem Wilshäuser Wald" zu Reiskirchen — in derselben Flur — und Beuern — Flur VII — haben ihren Namen von dem Wald, der in Beuern „Wilshäuser Wald" heißt, in der Reiskircher Flur XV. Den Reiskirchern dagegen ist „Wilshäuser Wald" ein Stück des „Walbersbergs", in ihrer Flur XIII, an dem Weg nach Bersrod. Das Winneröder Gewann „zu Wällshausen" erstreckt sich in Flur III, an der Grenze gegen Reiskirchen, gegen die Reichskircher Flur XI.

Von den ältesten Urkunden gibt nur eine von 1370 (Juli 4) einen Fingerzeig. Hartmann Krebs (Krebis) von Reiskirchen, seine Frau und sein Schwager Wenzel verzichten auf ihre Ansprüche gegenüber Künzele zu Winnerod wegen eines dem Kloster Arnsburg zinshaften Ackers, der da lyt of deme scheyde gein Willirshusin[2]). Wenn „scheid" hier Gattungsname und so viel wie „Grenze" ist, dann würde diese Lagebestimmung nur besagen, daß die Reiskircher Gemarkung an die Wilshäuser stieß. Aber „auf dem Scheid" heißt ein Gewann zu Reiskirchen, nördlich des Dorfes in Flur III, und da liegt die Annahme näher, daß dieser Eigenname in der Urkunde vorliegt, zumal dann die Lageangabe vollständiger ist. Der Begriff „scheid" ist verengert, ein bestimmtes Stück an der Grenze, auf dem Scheid ist eben so benannt worden. Über das Gewann „auf dem Scheid" wäre danach die Grenze zwischen den beiden Gemarkungen gelaufen. Das geht auch daraus hervor, daß in

[1]) Abschrift „ex originali" Gießen, Stadtarchiv, Urkundenbuch der Stadt Gießen Bd. I S. 716 f. Nr. 265. Die Urkunde ist auch eingefügt dem zweiten Vertrag von 1514, s. unten S. 22.

[2]) Ausfert. Perg. Darmstadt, Haus- u. Staatsarch., Urkunden, Oberh., Reiskirchen. Gedr.: Baur, Hessische Urkunden I Nr. 1037.

dem arnsburgischen Register von 1491 „uff dem scheide“ sowohl unter den Wilshäuser als den Reiskircher [1]) Flurbenennungen auftritt.

Die oben wiedergegebenen Einträge in dem „Register über den Arnspurger kauf“ werden nun in diesem Zusammenhang von größtem Werte. Es handelt sich darin um Abgaben von Gütern zu Wilshausen. Diese Güter werden dann einzeln aufgeführt, mit Angabe von Kulturart, Größe und Lage. Für die Güter des Heinrich Mangolt zu Reiskirchen und des Hasen Konze zu Lindenstruth sind auch die Felder genannt, zu denen sie gehörten. Die Lagebezeichnungen sind Flurnamen der ehemaligen Gemarkung Wilshausen. Finden sie sich heute noch, dann stellen die damit gemeinten Ländereien Wilshäuser Gebiet dar, und sie geben die Mittel an die Hand, die Gemarkung Wilshausens — wenigstens zum Teil — festzulegen.

Dabei müssen — außer der Bezeichnung by dem dorf (circa villam), nämlich Wilshausen, dessen Stätte ja noch unbekannt ist, — die Benennungen außer Betracht bleiben, die von den Namen benachbarter Dörfer abgeleitet sind: an, ober dem Versröder Weg, der Versröder Gart, am Reiskircher Berg, an dem Alpächer Weg, an dem Winneröder Scheid, an dem Winneroder Wege, an dem Beuernwege; denn diese sind von dem Standpunkt der Bewohner Wilshausens gebildet, und um die so genannten Feldteile bestimmen zu können, müßte man die Lage des Dorfes vorauswissen. Gleichlautende Bezeichnungen von heute dürfen nicht oder doch nicht ohne weiteres mit den obigen zusammengestellt werden. Jede Gemarkung enthält Gewanne, deren Namen an die von Nachbardörfern angelehnt sind, und da ist es nichts Auffälliges, wenn in verschiedenen Ortschaften die gleichen Flurnamen begegnen. Einen „Versröder Weg“ gibt's jetzt zu Beuern: es ist der Weg von Beuern nach Versrod. Das heutige Reiskircher Gewann „am Winneröder Weg“ liegt an dem Weg, der von Reiskirchen nach Winnerod führt (Flur X). Ebenso ist „an der Beuerner Straße“ zu verstehen (Flur IV). Die Beuerer Bezeichnung „am Reiskircher Berg“ knüpft an die Bodenerhebung an, die von Beuern aus nach Reiskirchen zu liegt (Flur VI).

Von den andern Wilshäuser Namen kommt der des 3. Feldes, uff dem scheide, heute vor: ein Reiskircher Gewann nördlich des Dorfes, in Flur III, von dem oben die Rede war, heißt „auf dem Scheid“. Man wird beide auch sachlich gleichsetzen dürfen: der Gewanname war gleichzeitig Feldname. — Die marchenhelle (-helde) erkennt man leicht in der jetzigen amtlichen „Morgenhölle“, mundartlichen murjehäll wieder. Die amtliche Form ist eine falsche Verhochdeutschung der mundartlichen, und diese stellt sich als gesetzmäßige Fortentwicklung aus der alten urkundlichen dar. Die Reiskircher Fluren XIII und XV und die angrenzende Beuerer Flur VII enthalten die Gewanne „Morgenhölle“, „auf der Morgenhölle“, „in der Morgenhölle“. Der marchenhelder berg, der heute nicht mehr genannt wird, ist eine Anhöhe in diesem Bereich. Vor der marchenhelle dürfte in der Reiskircher Flur XII oder III zu suchen sein. — Ebenso unschwer wird man die snyebach in der heutigen Reiskircher „Schneebach“ wiederfinden [2]), die nur noch ein trockener Graben ist: in der snye-

---

[1]) Bl. 33b.

[2]) „Schnee“ ist heute in der Mundart schnäi (Schneebach = Schnäibach), aber in der Regel ist altes langes e zu langem i geworden, z. B. Klee > glii.

Beuern
Bersrod
Gem. Großen-Buseck
Reizberg
Reis-kirchen
Lindenstruth
Winnerod
VI
VII
IV
XXVII
XXVI
XV
XIV
XIII
XVI
XVII
XII
III
II
XI
XVIII
IV
II
X
III
IV
VI
V
I
I
I
In der Morgenhölle
Vor d. Wilsh. Wald
Drossel
Ruusborncher
am Brunnenpfad
Eselswald
Rosenberg
Auf der Trauschel
Auf d. Trauschel
Morgenhölle
In d. Morgenhölle
Vor d. Wilshäus. Wald
(Wilsh. Wald)
(Ob.) Wälbersberg
Unt.
D. Hahnesäcker
Der Walpertsberg
Auf d. Landw.
Am Walpertsbg.
Im Kramersborn
Vor d. Wälbersberg
Zu Wältshausen
Vor d. Reizb.
In d. weiß. Erde
Auf d. weiß. Erde
Auf d. Scheide
Vor d. Scheide
Im Wilshäuserfeld
In d. Schneebach
Gem. Burkhardsfelden
Gem. Hattenrod
Maßstab 1:25000



bach = „in der Schneebach“ in Flur X. — Und haynis ist natürlich das jetzige „Hahnes“ (amtlich und mundartlich): der Reiskircher „Hahnes“ oder „Hahnesacker“ ist der östlichste Teil von Flur XII. Vor dem haynis wäre dann ein anstoßendes Geländestück. — Auch grymelsborn bereitet keine Schwierigkeit, sobald man mehr auf die Mundart achtet: es ist das Reiskircher grimeschbuon. Das amtliche „Krämersborn“ beruht auf irrtümlicher Verhochdeutschung dieser volkstümlichen Form. „Krämer“ heißt zwar in der Mundart grimer, und der Wesfall würde grimesch lauten, doch die Form von 1491 weist auf eine andre Erklärung. Grimels- ergibt aber nicht auf geradem Wege heutiges grimesch: der sch-Laut setzt grimers- voraus[1]). Grimers ist Nebenform zu grimels- oder umgekehrt: l und r wechseln, assimilieren oder dissimilieren sich oft, besonders gerade in unbetonten Silben[2]). Das urkundliche im grymelsborn bedeutete also dasselbe Gewann wie das heutige „im Krämersborn“, in Flur XI. Über dem grymelßborn ist ein Nachbargewann.

Einen Waltersberg gibt's heute nicht, wohl aber einen „Walber(t)sberg“. Der Gedanke, daß beide dasselbe sind, will zur Gewißheit werden, wenn man die Lage des „Walbersbergs“ ins Auge faßt: er erhebt sich ganz in der Nähe der eben besprochenen Gewanne. Hinzu kommt, daß ein „Waltersberg“ weniger gut denkbar ist. In der gleichen Quelle begegnet zwar unter Oppenrod (südwestlich Reiskirchen) ein Waltersgut[3]); es ist offenbar genannt nach dem unter Buchseck aufgeführten jungker Walter[4]), das ist sicherlich der eine Urkunde von 1480 siegelnde juncker Walther zu Aldem Buchseck[5]) und damit — nach Ausweis des Siegels (Widderkopf!) — der in zahlreichen Urkunden aus jener Zeit auftretende Walter v. Buseck[6]). Aber Berge sind seltener nach Personen benannt, jedenfalls stammen ihre Namen aus ältester

---

[1]) Die im Neuhochdeutschen nur teilweise eingetretene Verbreiterung des auf r folgenden s zum sch-Laut hat in den hessischen Mundarten durchweg stattgefunden.

[2]) S. Neumann, Flurnamen d. Busecker Tals I S. 22. — Freilich trifft man auch gelegentlich in der Mundart -lsch für schriftsprachliches -ls. „Der mittelste“ = de meddeschd, das auf eine Form „der mitterste“ zurück geht (vgl. Pfarrarchiv Rödgen im Bus. Tal Protokolle der Kirchenkonvente, 1688 [„midderste“]). Zu Beuern hörte ich den Gießener Familiennamen Wallenfels als warrefälsch (der Wandel l > r im ersten Bestandteil ist ein hübsches Beispiel für Dissimilation in der Gegenwart: ..l..l..>..r..l..). Besonders in älteren Urkunden begegnet man Beispielen, so 1567 Freifelsch, heute Freienfels (Archiv des Freiherrn Otto v. Buseck in Auerbach, Hessen). — Wenn diese Entwicklung auch für grimesch- gälte, dann wäre der Ausfall des l durch die Stellung in der unbetonten Silbe veranlaßt, wie in Richels- (aus Richols- < Richolfs- < Richolfes-, Richolfis-) > Riches- (> Richs- > Reichs- > heute Reis-)kirchen oder in Herels- (urspr. Herolfes-) > Heres- (heute Hers-)feld.

[3]) Bl. 30b.

[4]) Bl. 13b.

[5]) Lich, Solmsisches Archiv, Kl. Arnsburg, Urkn., Beuern 9, Ausfert. Perg.

[6]) Ich finde ihn zuerst 1447 (Baur, Hess. Urk. IV 153 N. 161), zuletzt 1493 (Koblenz, Staatsarchiv, Abtlg. 22, von Buseck 206 und 204).

Siedlungszeit. Waltersberg ist also als Folge entweder eines einfachen Lese-, Hör- oder Schreibfehlers aufzufassen oder eines verunglückten Versuchs, die gehörte volkstümliche Form zu verhochdeutschen. Es handelt sich also hier um den bewaldeten, sagenumwobenen Walbersberg [1]), von Walburg benannt, über den die Grenze zwischen den vormaligen Gerichten Buseck und Winnerod lief — an dem Rande ist noch heute das alte Grenzwerk, ein 3—4 m hoher Erdwall und ein ebenso tiefer Graben, die „Landwehr", wahrzunehmen [2]). Auf dem Walbersberg treffen die drei Gemarkungen Reiskirchen, Bersrod und Winnerod zusammen, er macht die ganze Reiskircher Flur XIII und anstoßende Teile der Bersröder Flur V und der Winneröder Flur II aus. In Reiskirchen unterscheidet man amtlich „oberen" und „unteren" Walbersberg. Gein(dem) Waltersberge ist wohl so viel wie „am Walpertsberg" — in Winnerod Flur II — oder „vor dem Walpersberg" — in Reiskirchen Flur XI. —

Noch ein Wilshäuser Gewann läßt sich nun bestimmen: eben wurde „die Landwehr" erwähnt. Diese „Landwehr" oder „Landwehrung" ist wohl gemeint in der überlieferten Wilshäuser Benennung uff der lantwerung. Es gibt zwar noch mehr „Landwehren", auch zwischen den Einzelgemarkungen [3]), und es wäre nicht ausgeschlossen, daß der hier in Frage stehende Name nach dem Fallen der Grenze ebenfalls verschwand, daß also etwa eine „Landwehr" zwischen Wilshausen und Reiskirchen gemeint wäre. Aber ist diese bloße Möglichkeit schon kein genügender Grund, obige Annahme für unwahrscheinlich zu halten, so gewinnt sie dadurch an Sicherheit, daß — wie die heutige Landwehr zwischen Reiskirchen und Winnerod, Walbersberg und Krämersborn beieinander sind — die Morgen uff der lantwerung, geyn Waltersberge und in dem grymelsborn im 3. Wilshäuser Feld lagen.

Vielleicht ergeben sich bei zwei weiteren Namen Anhaltspunkte für ihre Bestimmung. Der weißacker (ober dem weißacker) erinnert an das jetzige Gewann „auf der weißen Erde" in der Reiskircher Flur XVII [4]). Und sollte der reutwiese (oder rentwiese?) dasselbe Bestimmungswort zugrunde liegen wie dem „Reizberg", über den die Grenze zwischen Reiskirchen (Flur XVII) und Großen Buseck (Flur XXVII) zieht? Auf diesen Gedanken bringt die Beobachtung, daß im „Register" unter Buchseck neben Reitzberg auch Reutzberg vorkommt; und die „Reitstruth" zu Großen-Buseck ist vermutlich auch hierhin zu stellen.

Die bis jetzt unerörterten Flurbezeichnungen — es ist noch eine ganze Reihe — sucht man heute vergebens.

---

[1]) Über die Winneröder Schreibung „Walpertsberg" s. Neumann a. a. O. 31.

[2]) Dieffenbach im Arch. f. hess. Gesch. u. AK. V H. 1, IV S. 25 (nach Mitteilung des damaligen Dekans Oser in Londorf), vgl. S. 27. Noack ebd. X S. 267. A. Röschen im 5. Jahresber. d. Oberh. Ver. f. Localgesch. S. 85. Ders., Zur Gesch. u. Abgrenzung d. Busecker Thals, in Quartalbl. d. Histor. Ver. f. Hess. 1888 H. 2 S. 29 ff. Ders. in Frischauf! Blätter f. Heimatliebe u. Wanderlust. Monatsschr. d. Vogelsberger Höhenklubs 3. Jahrg. 1914 S. 82, 65 f.

[3]) So in Beuern Flur III gegen Großen-Buseck.

[4]) Vgl. „weiße Morgen" zu Bersrod, nördlich des Dorfes.

Es sind aus der ansehnlichen Zahl der überlieferten Wilshäuser Namen nur einige, die heute fortleben.

Einen ferneren Beitrag zur Bestimmung der Wilshäuser Gemarkung bilden folgende Stellen in dem arnsburgischen Register: unter Berszrode Bl. 16b: eyne morgen vor dem Wilshüser berge, zcwene morgen ane vier placken geyn dem Willingshüser berge, stussen an Adams Hentzen, unter Richskirchen Bl. 33b: eyne halben morgen uff dem Willerchshüser berge, unter Lindenstroit Bl. 25a: eyne fiertel uff dem Willingshüser[1]) berge. Die hier vorliegenden Bersröder, Reiskircher und Winneröder Geländebezeichnungen sind an den „Wilshäuser Berg" angelehnt. Daß eine und dieselbe Erhebung darunter verstanden sei, ist aber ausgeschlossen, es muß sich um verschiedene handeln, die von Bersrod, Reiskirchen, Winnerod aus nach Wilshausen zu lagen. Heute besteht der Name in keiner Gemarkung mehr.

Schließlich sei an den Münchischen, später Freudenbergischen „Wilshäuser Zehnten vor Reiskirchen" erinnert.

Suchen wir nun gestützt auf die vorstehend behandelten Örtlichkeiten eine Antwort auf die gestellte Frage nach Lage und Ausdehnung der Mark Wilshausen zu finden. Der Untergang der meisten überlieferten Wilshäuser Flurnamen muß die Genauigkeit stark beeinträchtigen. Aber was wir wissen, genügt, um die Richtlinien zu gewinnen. Das Wilshäuser Gebiet läßt sich zwar nicht genau umreißen — das wäre auch unmöglich, wenn alle in dem arnsburgischen Register vorkommenden Wilshäuser Örtlichkeiten und noch mehr sich heute feststellen ließen —, aber wir lernen die ungefähre Lage und große Stücke der Gemarkung kennen — das ist die Hauptsache — und können uns auf Grund dessen ein Urteil bilden.

Die Nachbarn Wilshausens waren Reiskirchen, Lindenstruth, Winnerod, Bersrod, Beuern und vermutlich Großen-Buseck. Die oben erwiesenen Wilshäuser Gewanne erstrecken sich über die Reiskircher Fluren XII, X, XI, XIII, XV, III (IV, XVII) und greifen vielleicht auf angrenzende Fluren der Nachbargemarkungen Winnerod, Bersrod, Beuern, Großen-Buseck über. Innerhalb dieses Bereichs liegen auch die Feld- und Waldteile, die nach Wilshausen genannt sind. Für eine Beteiligung Lindenstruths an Wilshäuser Boden liegt kein Anzeichen vor. Die verschiedene politische Zugehörigkeit Wilshausens und Lindenstruths dürfte wohl nur dann als dawider sprechend angesehen werden, wenn das Busecker Tal, worin Wilshausen lag, bei dessen Ausgang noch als unabhängiges, reichsunmittelbares Gebiet dem hessischen Amt Grünberg, zu dem Lindenstruth gezogen war, gegenübergestanden hätte. Aber 1480 hatten die Ganerben für ihr Tal den Landgrafen von Hessen als ihren Landesherrn anerkannt, und Landgraf Philipp, der von 1518 ab regierte, sorgte dafür, daß es auch der Sache nach hessisch wurde[1]). Und nun, da die Grenze zwischen Wilshausen und Lindenstruth nur noch zwei Gerichtsbezirke innerhalb desselben Fürstentums schied, war für eine Verschiebung kein Hindernis. — Dasselbe gilt für Winnerod, das das gleichnamige hessische Gericht bildete. Anders wäre es freilich, wenn die gegenwärtige Grenze zwischen

[1]) Siehe meinen „Streit um das Busecker Tal", II. Teil, in den Mitteil. d. Oberhess. GV. XIX S. 100 ff.

Reiskirchen—Bersrod und Winnerod in Wilshausens Lebzeiten zurückreichte. Aber für so alt braucht man das Erdwerk der „Landwehr" am Walbersberg nicht zu halten. Und der Tatsache, daß sich keines der bekanuten Wilshäuser Gemarkungsstücke auf heutigem Winneröder Boden findet (der Walbersberg liegt zum geringsten Teile darauf), steht als viel bedeutsamer das Dasein des Winneröder Gewanns „zu Wällshausen" entgegen, das doch nur eine Erklärung zuläßt. — Die Vermutung, daß ein Stück heutigen Beuerer Landes von Wilshausen herstammt, stützt sich auf das Vorkommen der „Morgenhölle" in der einstigen Wilshäuser und der jetzigen Beuerer Gemarkung. Aber das kann auch anders, sogar als Beweis dagegen aufgefaßt werden. Der Name, der richtig „Morchenhelle" oder wie 1491 „Marchenhelle" zu schreiben wäre, ist alt, war schon in der Wilshäuser Zeit da und besagt — die urkundliche Form hat das seitherige Dunkel gelichtet — Halde (an) der Mark, Grenzhalde (-helle ist nach Ausweis von marchenhelder berg aus -helde entstanden[1]). Die Wilshäuser „Morgenhölle" erstreckte sich an der Gemarkungsgrenze, und zwar, wie die gegenwärtigen Verhältnisse dartun, nach Beuern hin. Da ein anstoßendes Beuerer Gewann heute ebenso heißt, liegt die Annahme nahe, die Grenze über die „Morgenhölle" ging, die davon genannt wurde und sich nicht geändert hat. Aber es widerspricht der Bedeutung des Namens nicht, wenn man die ganze „Morgenhölle" als wilshäusisch nimmt und den heutigen Beuerer Teil davon als Erwerbung aus der Wilshäuser „Hinterlassenschaft". Schließlich ist es nicht ausgeschlossen, daß die Grenze auf der „Morgenhölle" nach Wilshausens Schwund, als Reiskirchen der Nachbar Beuerns ward, von diesem aus zurückgeschoben wurde.

Um nicht irgend etwas unbeachtet zu lassen, das zur Klärung beitragen kann, seien hier noch zwei Zeugnisse über alte Streitigkeiten der Reiskircher mit den Winnerödern und mit den Versrödern dargeboten.

Zunächst die Bekundung eines Zeugen von 1574, des damals etwa 80jährigen Reiz Becker aus Beuern: Er habe „von den alten und sunderlich seinem schwigerhern, wilcher ein Rüebsame geweßen, gehort, das die Reißkircher den Windenrödern in walt gefaren, seien die Winderöder kommen unnd sie gepfendet, darauf die Reißkircher und Hen von Trohe den abent kommen und die pferde widder geholet. Darüber sei der alte Rüebesame toit plieben. Und dieweil derselbige vier ansehenliche soene gehabt, vor wilchen sich Henne von Trohe besorget, hab er, Hen von Trohe, bei den fürsten zu Heßen umb geleit angesucht und erlangt, aber deßen unangesehen gleichwol von der Rüebesamen einem mit geraufften wehr überlaufen und derwegen er, der

---

[1]) Angleichung von ld oder lt vor Selbstlautern > ll ist in unserer Mundart allgemein, z. B. mittelhochdeutsch welde (Wälder) > wäll, alten > aale. Vgl. ein acker an derselben helden zu Alten-Buseck 1433 (Urk. Abschr. Darmstadt, Haus- u. Staatsarch., Lehnsakten, v. Buseck gen. Rüßer, Bund 23, Bl. 355^{a}) und die Rödger Flurnamen „Hell" 1670 („Acker an der Hell [Höll]", „der Hell[Höll]-acker": Pfarrarch. Rödgen, Leubuch), „Marickel" („in, hinter der Marickel" heute amtl.; in [under] der morcherkelen, morichkelen, morgkelen, morigkelen: arnsb. Register 1491 unter Rodichen prope Buchseck, Bl. 32^{b}, 33^{a}; die morickeln 1498: Darmst., Haus- u. Staatsarch., Urk., Rödgen).

Rüebesame, und seine brüedere vierhundert gulden zur bueße dem fürsten erleigen müeßen" [1]).

Und dann die Sage vom „Grenzreiter", die man in Bersrod kennt und die hier in der Form wiedergegeben sei, wie sie Theodor Bindewald aus dem Munde des 1835 gebornen Philipp Stroh (gestorben 1903) aufgeschrieben hat [2]):

„Vor langer, langer Zeit waren einmal die beiden Gemeinden Bersrod und Reiskirchen in einen sehr heftigen Streit geraten wegen eines gemeinschaftlichen Waldes, und um denselben zu beendigen, beschlossen sie, denselben zu teilen, indem sie die Sache einem Gottesurteil anheimstellten. Zu diesem Behuf ward von beiden Seiten ein bis dahin unbescholtener Mann aus einem Nachbardorfe erwählt, der auf einem Schimmel mit verbundenen Augen mitten durch den Wald reiten und also die Grenze für Kind und Kindeskind feststellen sollte. Allein die Reiskircher bestachen ihn hehlings mit einem großen Stück Geld, daß er ein Schelm ward, trotz seines Eides das Tuch lüftete und es so zu veranstalten wußte, daß der größte Teil des Eselswaldes [3]) und vorab der wertvollste Schlag alter, dicker Eichen ihnen zufiel, wodurch er die Bersröder in nicht geringen Unsput brachte. Dieser ungetreue Mann geht seit seinem Tode nachts zwischen elf und zwölf zu besondrer Zeit im Jahr ruhelos um [4]), und man sieht ihn noch heutigen Tages auf seinem gespenstigen Gaul den Weg im Wald daher traben und die Grenze abreiten. — Andere aber legen die Sache anders aus. Sie sagen: es sei der wilde Jäger, der bald zu Fuß, bald zu Roß daselbst sein schauerliches Wesen treibe und mit einer ganzen Herde Hunde unter höllischem Jauchzen, Gauzen und Getümmel alljährlich um die Sonnenwende vorübersause."

„Eselswald" heißt heute nur der auf Bersröder Gebiet stehende Teil des großen Grenzwaldes.

Wie sind diese zwei Erzählungen zu verstehen? Die Reiskircher „fahren" in den Wald der Winneröder: beide sind strittig über diesen Wald, der wohl

---

[1]) 3. Zeuge ad art. def. 20, Rot. ex. test. et prod. doc., Tom. I. (s. o. S. 11 A.) Bl. 180a, gedr. Memoriale usw. (s. S. 6 A. 3) Beyl. S. 445. 20. art. def.: Item wahr, daß also in vorjahren Henn von Trohe, so der ganerben einer gewesen, wider vierer und die andern ganerben ein fürstlich hessisch glait vor gewalt erlangt, und als ihme das selbige gebrochen, dass vierer und ganerben das selbig dem fürsten zu Hessen &c. verbüßen müßen; Rot. I. Bl. 10b, gedr. Memoriale 190. Interrogatoria ad 20. art., Rot. I. Bl. 101a. 35. Z., Saue Heinrich, sonst Heinrich von Königsberg genannt, zu Rödgen, ad art. 18/19: ..das die fürsten zu Heßen articulirter gestalt die leuthe vergleitet und sunderlich Hen von Trohe, der vierer einen, wilcher einen von Winnenrod entleibt..., ebd. 428a f. 28 Z., Kaspar Schutzsper gen. Milchling, ad art. 20 (hat nur „von den alten darvon gehort") ebd. 373b. Der noch befragte 1. Zeuge, Johann Rode von Wieseck, weiß nichts von der Sache, ebd. 143b.

[2]) Oberhessisches Sagenbuch. Aus dem Volksmunde gesammelt. Neue vermehrte Ausgabe (1873), S. 163 f. Die Erzählung geschah auf einer Synode vor rund 40 Jahren. Vgl. A. Röschen in Frischauf 3. Jg. (1914) S. 66.

[3]) So genannt, weil auf dem Wege an seinem Nordabhange die Müller-esel (Gespann von vier Stück) nach Bersrod kamen.

[4]) Er ist in den Walbersberg gebannt.

an der Grenze stand. Es ist leicht möglich, daß es ein ehemaliger Wilshäuser Wald war, dessen Besitz nach Wilshausens Tod die Reiskircher den Winneródern nicht zugeben wollten. Und die Gemeinschaftlichkeit des Grenzwaldes zwischen Reiskirchen und Winnerod kann wohl so zu deuten sein, daß er aus dem Wilshäuser „Nachlaß" herrührte. Er war vielleicht gemeinschaftlich, weil eine Teilung nicht einfach war; aber der gemeinsame Besitz zeitigte noch mehr Reibereien und drängte zur Auseinandersetzung und Teilung. Sie geschah so, daß die Versröder schlechter wegkamen als die Reiskircher. — Beide Erzählungen führen also vermutlich in die Zeit, da Wilshausen ausgegangen war und die Aufteilung seiner Mark die angrenzenden Dorfschaften beschäftigte. Die Angaben des alten Reiz Becker weisen selbst auf diese Zeit.

Damit wären weitere Anzeichen dafür gewonnen, daß Randstücke der Gemarkungen Winnerod und Versrod ehemals wilshäusisch waren.

Bezüglich der Versröder Gemarkung sei noch bemerkt, daß das Ruusbörnche, nach der Sage der Brunnen der Wilshäuser, heute darin liegt.

Wir dürfen sonach sagen: Die Gemarkung Wilshausen dehnte sich über den nordöstlichen, wahrscheinlich über den ganzen nördlichen Teil — mehr als ein Drittel — von Reiskirchen und vielleicht anstoßende Stücke von Winnerod, Versrod, Beuern und Großen-Buseck aus.

Und das Dorf? Es stand natürlich innerhalb dieses Gebietes. Zur genauen Bestimmung seiner Stätte können die Angaben im arnsburgischen Register der hoffacker circa villam und by dem dorff hinder des snyders garten[1]) nicht benutzt werden, da es heute einen „Hofacker" und einen „Schneidersgarten" in der in Betracht kommenden Gegend nicht gibt. Die eingangs erwähnte Überlieferung verlegt den Ort in den östlichen Teil der Reiskircher Flur XII, an den Weg Reiskirchen—Versrod, der sie durchschneidet. Nahe dabei, südwestlich, in derselben Flur, ist das Wiesen- und Ackergelände „zu Wilshausen": der Name erklärt sich doch am ehesten so, daß er nach dem Ausgehen des Dorfes für die Reiskircher, an die der Teil kam, die Gegend bedeutete, wo der Ort gestanden hatte. Und der Boden daneben heißt „im Wilshäuser Feld". Für diese Lage spricht auch, daß, nach den oben festgestellten Wilshäuser Gewannen zu urteilen, der Schwerpunkt der Wilshäuser Gemarkung der Nordosten der heutigen Reiskircher war, sodann, daß das Ruusbörnche nicht weit entfernt ist. Wagner[2]) gibt keine Gründe an, warum ihm der Ort „am wahrscheinlichsten" an der Kreuzung der Wege Gießen—Buseck und Reiskirchen—Beuern, auf der Trauschel, also in der Reiskircher Flur XVI, in der Nähe des Treffpunktes der Gemarkungen Reiskirchen, Großen-Buseck und Beuern lag. Nichts läßt sich dafür beibringen. Die Wilshäuser Flurnamen, die von den Namen der Nachbardörfer hergenommen waren, können zur Entscheidung nicht herangezogen werden, denn sie sind bei beiden Gegenden, die nach dem Volksmund und nach Wagner für die Lage des Ortes inbetracht kommen, denkbar.

Wilshausen stand demnach im östlichen Teil der Reiskircher Flur XI.

Wann ist der Ort nun ausgegangen? Nach der genannten Urkunde von 1508[3]) bestand es damals noch. Die Irrungen, die der in diesem Jahre

[1]) S. oben S. 8.

[2]) Wüstungen. Oberhessen S. 213. [3]) S. oben S. 13.

aufgerichtete Vertrag enden sollte, dauerten fort, und 1514 (Juli 1) kam eine zweite Einung zustande. Darin wird erstens die von 1508 erneuert, und deren Urkunde wird deshalb eingefügt. Der andere Punkt, der die hessischen Leibsangehörigen von Rödgen betrifft, beschäftigt uns hier nicht[1]). Wilshausen wird wie die andern Orte nur in der eingereihten Urkunde genannt. Aber der erste Vergleich konnte nur dann „in allen seinen puncten, stücken und articuln hinfürter in krafft stehen pleiben und von beiden theilen unverbrüchlichen gehalten werden", wenn die Verhältnisse noch genau so lagen wie 1508, wenn also auch Wilshausen als Dorf noch seinen Verpflichtungen nachkommen konnte. Sonach kann kein Zweifel sein, daß es 1514 noch Wohnort war.

Ob aber der Vertrag von 1508 auch weiterhin in allen Teilen aufrecht blieb, ob Wilshausen als solches die ganzen 25 Jahre seinen Bedebeitrag entrichtete oder ob es so lange gar nicht mehr lebte, läßt sich nicht ausmachen.

In einem Verzeichnis der Türkenschatzungen von 1544[2]) sucht man neben den andern Dörfern des Busecker Tals vergebens nach Wilshausen, und 1554 (Februar 28) strengten „die gemeine neun dorffschafften des Buchsecker Tals" — die heute noch bestehenden: Alten-Buseck, Großen-Buseck, Albach, Bersrod, Beuern, Burkhardsfelden, Oppenrod, Reiskirchen, Rödgen — gegen ihre Vierer und Ganerben einen Prozeß an[3]).

Wahrscheinlich war der Ort schon vor 1532 wüst. In diesem Jahre klagte die Gemeinde Reiskirchen am Fürstlich Hessischen Hofgericht zu Marburg gegen die Vierer und Ganerben, es sei „ihnen von den junkern im Wilßheußer wald mit hüden, trieben, holzen und pfandungen allerhand eintrag zugefügt worden" oder, wie es der damalige Reiskircher Heimberger Klos Lenz später (1574) ausdrückt, es hätten die „junkhern sambtlichen ihnen, der gemein zu Reißkirchen, einen walt, der Wölßheußer walt genant, nehmen wollen". Der Rechtsstreit zog sich bis 1546 hin. Das Endurteil lautete: „Ist stadthalters unnd rethe uf die beschehne erkundigunge ampts halber bescheid, das Reiskirche inn dem Wilsheusser holze bei irem alten gebrauch mitt hüede unnd holzen gelaßen werden sollen. Doch ist den vierern und junkern als gerichtshern im BuchseckerTale vorbehalten, gepürliche ordnunge fürzuenehmen, darmitt daßelbige holz nitt verwüstet, sonndern in wesen gehalten werde."[4]) — Allem

---

[1]) Abschrift im Rot. ex. test. et prod. doc., Tom. II (Darmstadt, Haus- und Staatsarch., Akten, Adel, Busecker Tal, Konvol. 20), Bl. 112f. Nr. 30, gedr. in Memoriale usw., Beyl. S. 237—239.

[2]) Abschr. Rot. usw. II. Bl. 67ᵇff. Nr. 5, gedr. Memoriale usw. Beyl. S. 477—482.

[3]) Beginn des Protokolls: Abschr. Rot. usw. II. Bl. 272ᵃ Nr. 125, gedr. Memoriale usw. Beyl. S. 320.

[4]) Protokoll, Abschr. Rot. usw. II. Nr. 105 Bl. 227, schlecht gedr. Memoriale usw. Beyl. S. 304f. Art. def. v. 1574 Nr. 109 u. 110, Rot. usw. I. Bl. 27ᵇ, gedr. Memoriale Beyl. S. 200. Zeugenaussagen v. 1574: 32. Klos Lenz zu Reiskirchen ad art. 34, 37, 109/110 (Rot. I. Bl. 410ᵇf.); 33. Henn Narenberger zu Reisk., einst Bürgermeister, auf dieselben art. (ad 34: ..deßgleichen haben die von Reißkirchen über vierer und ganerben eines walts halber, Wilheußer genant, zu Marpurgk ahm hoifgericht geclagt, auch denselben mit urtheil und recht erhalten, haben auch noch die acta, darin ge-

Anschein nach handelt es sich um einen Rechtsstreit, der in dem Ausgang des Dorfes und der Aufteilung seiner Mark den Ursprung hat: der Wald hatte zu Wilshausen gehört und hieß nun davon „Wilshäuser Wald" — so noch heute — oder „Wilshäuser Holz".

Die vorhin ausgesprochene Annahme wird noch dadurch bestärkt: die Bezeichnung „in der Schneebach (Schne-)", die wir als alten Wilshäuser Flurnamen kennen lernten, dient in einer Urkunde von 1535 (April 13), worin Johannes, Rübe Hens Sohn, an Lise v. Windhausen Grundstücke verkauft, zur Lagebestimmung zweier Äcker, die nebst einer Wiese in Richkircher termini gelegen sind[1]).

Der Zeitraum, innerhalb dessen Wilshausen wüst geworden ist, läßt sich also ziemlich eng umgrenzen. Bald nach 1514, jedenfalls vor 1544, wahrscheinlich vor 1532 ist es geschehen.

Wir stellen fest: nicht im 30 jährigen Krieg, wie man gewöhnlich hört ist der Ort verschwunden, sondern schon ein Jahrhundert früher. Dabei hat er sich von allen ausgegangenen Orten der Gegend am längsten gehalten, die andern sind schon im 15. Jahrhundert oder noch früher öde geworden. Dies Ergebnis ist ja nichts Besondres; es ist längst erwiesen, daß die volkstümliche Anschauung von der Zerstörung der nicht mehr vorhandenen Dörfer im 30 jährigen Krieg meist irrig ist[2]); diese Meinung zeigt nur auch, welche Schrecken der große Krieg mit sich brachte; und das Busecker Tal hat sie auch zu spüren bekommen.

Der Ort gehörte — offenbar immer, bestimmt in seiner letzten Zeit — zu den unbedeutendsten der Dekanie und des Gerichts Buseck. Das zeigt ein Vergleich seiner kirchlichen und gerichtsherrlichen Abgaben mit denen der übrigen Orte. Nach dem oben angezogenen Registrum sinodale des Mainzer Archidiakonats St. Stephan hatte Reiskirchen 1 Malter, Alten-Buseck 3 Mött, [Großen-] Buseck 3 Mött, Rödgen 2 Mött, Oppenrod 2 Mött, Beuern 1 Mött, Weigandshausen (nördlich Alten-Buseck, ausgegangen[3])) 1 Mött, Altenstrut ebenso[4])) 6 Mesten, Omelshausen (Amelungshusen, nördlich Großen-Buseck, ausgegangen[5])) 6 Mesten, Wilshausen (Willinhusen) 6 Mesten zu entrichten[6]). Wilshausen ist unter den dreien, die am wenigsten lieferten. Und der Vergleich von 1508 verpflichtete die Untertanen von Großen-Buseck zu 100 Gulden und 30 Malter Hafer, die von Alten-Buseck zu 55 G. und 26 M., die von

---

pflogen, zu Reißkirchen. [Diese Akten sind verschwunden.]) (ebd. 417 b [Memoriale Beyl. S. 229 f.], 416 a a); 34. Dietrich Opfermann zu Reisk. auf dieselben (ad 109/110: ..und er, zeuge, zu verleigung derselben sachen selbst sein antheil, uf einmhal dreizehn tornuß, erleigen müeßen) (ebd. 423 b — 424 b); 30. Seipen Junghenn zu Reisk. ad art. 109/110 (ebd. 402 a). 37. Fritzen Henn von Rödgen ad art. 34: do..die von Reißkirchen über vierer und ganerben des Wilßheußer walts ..halben geclagt haben (ebd. 438 b).

[1]) Beilage 5.

[2]) Vgl. bes. Wagner, Wüstungen, Oberhessen, Vorrede S. V f.

[3]) Ebd. S. 212 f.

[4]) Ebd. 174 ff.

[5]) Lindenstruth, Quartalbl. d. Hist. Ver. f. Hess. N. F. IV 382—384, 502—504, V 137—141, VI 15—20.

[6]) Würdtwein, Dioeces. Mogunt. III 286.

Beuern zu 46 G. und 25 M., die von Reiskirchen zu 20 G. und 9 M., die von Burkhardsfelden zu 16 G. und 8 M., die von Rödgen zu 16 G. und 6 M., die von Oppenrod zu 15 G. und 7 M., die von Bersrod zu 11 G. und 7 M., die von Albach zu 10 G. und 5 M., die von Wilshausen zu 3 G. und 3 M. jährlicher Bede[1]). Der Satz für jedes Dorf war seinen Verhältnissen angemessen. Der Wilshausens war am kleinsten.

Um über Art und Gründe des Ödwerdens ein richtiges Urteil zu erlangen, muß man sich vor allem die Ortschaften jener Zeiten möglichst klein vorstellen. Die hohen Einwohnerzahlen von heute sind die Folge der starken Bevölkerungszunahme des letzten Jahrhunderts, die selbst wieder herbeigeführt war durch den gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung. Da die Volkszählungen im heutigen Sinne eine Errungenschaft derselben Zeit sind, so fehlen für die vorhergehenden Jahrhunderte genaue Angaben über die Bevölkerungsverhältnisse. Den Herrschenden kam es nur auf Ermittlung der Waffenfähigen und der Steuerzahler an, und so sind wir im allgemeinen auf die bei den Musterungen und den Schatzungen aufgestellten Listen angewiesen. Hinzu kommen die von der Kirche angelegten Register der Geburten, Heiraten und Sterbefälle. Für die Erforschung der Siedlungsdichte des Busecker Tals sind die ältesten überlieferten Quellen ein Steuerverzeichnis von 1544[2]) und drei Musterregister von 1563[3]), 1568[4]), 1573[5]), und zur Gewinnung eines Maßstabes für Wilshausen lohnt es sich wohl, die darin aufgeschriebenen Personen zusammenzuzählen. Danach hatte

	1544	1563	1568	1573
Großen-Buseck	92	74	83	69
Alten-Buseck	28	50	51	58
Beuern	22	55	63	69
Reiskirchen.	25	41	39	39
Burkhardsfelden	23	20	23	25
Bersrod.	15	27	26	26
Rödgen	22	20	17	24
Albach	9	22	23	26
Oppenrod	9	19	16	14
Busecker Tal	245	319	341	350

[1]) S. o. S. 13 Anm. 1.

[2]) S. o. S. 22.

[3]) Abschr. Rotulus usw. II. Bl. 493b ff. Lit. C 2, gedr. Memoriale usw. Beyl. S. 500—504.

[4]) Abschr. Rotulus II Bl. 57a ff. Nr. 2, gedr. Memoriale 505—509 („Rodttheimb" fälschlich oder entstellt für Rödgen).

[5]) Abschr. Rotulus II. Bl. 502b ff. Lit. D 2 (erwähnt Memoriale 504 u.). Bezeugt wird außerdem eine Musterung von 1569. Es handelt sich bei der Gießener Musterung des Busecker Tals nicht bloß um die hessischen Leibs-

Einen weiteren Anhalt für die Einwohnerzahl des Tals liefern der 240. der hessischen articuli defensionales von 1574 [1]) und die Aussagen der darüber befragten Zeugen [2]). Die dortigen Angaben schwanken zwischen „ungeferlich bey 300" und „über 500" Mann. Die Kopfzahl, die insbesondere alle Frauen und Kinder umfaßt, ist natürlich mehrmal so groß, aber sie bleibt hinter der heutigen Menge von 7529 Menschen (Volkszählung 1910) weit zurück.

Und Wilshausen war dann besonders winzig. Es gehörte nicht viel dazu, daß so ein Dörfchen einging, es bedurfte keines weltbewegenden Ereignisses. Die paar Bewohner gaben nach und nach ihren Wohnort auf und siedelten in Nachbardörfer oder etwa in eine nahe Stadt über. Wirtschaftliche, zum Teil wohl auch rein persönliche Vorteile waren gewiß die hauptsächlichen Triebfedern. Die Gebäude wurden abgetragen oder verfielen. Ein solcher Fall darf wohl aus der Stelle ortus et ager, villicht eyne morgen, fuit quondam curia in obigem Auszug aus dem arnsburgischen Register herausgelesen werden: wo sich vordem der Hof erstreckte und seine Baulichkeiten erhoben, war 1491 Garten und Acker. Soweit die Auswanderer ihr Land nicht veräußert hatten, bewirtschafteten sie es von der neuen Heimat aus. Vielleicht erklärt es sich so, daß nach dem eben erwähnten Register Leute zu Reiskirchen und Lindenstruth von Gütern zu Wilshausen Gefälle entrichteten. Ähnlich mag es sich mit den Personen zu Reiskirchen, Lindenstruth und Versrod verhalten, die den Kirchen Alten-Buseck, Großen-Buseck und Reiskirchen Zins geben [3]): ihre Väter oder Großväter stammten möglicherweise aus Wilshausen.

Ein solcher Auswanderer kann der 1525 begegnende „Hartman von Wilßhaußen" sein. So nennt ihn damals sein Enkel, Hartman Junghenn, der zu Reiskirchen wohnt. Dieser klagt am Hessischen Hofgericht zu Marburg gegen Hartmann v. Trohe: er habe diesem von seinem Gut „jerlich ein malter korns .. guitlich geliebert und bezalt", aber obgleich er nie „einige frucht schuldig verplieben" sei, habe ihm der Junker das Gut genommen und weigere sich „nun biß ins zehent jar", es ihm zurückzugeben. Über den Ursprung des Guts enthält die Klageschrift: „Sagt und setzt erstlich: das er, der gemelt clager, mitsambt Anna, seiner hausfrauen, ein gut zu Reißkirchen und eins theil zu Lindenstruth gelegen, das man nent das Hartmansguth, mit acker, wießen, streuchen, allen seinen nutzungen, zu- und ingehörungen zwanzig jar

---

angehörigen darin, sondern um sämtliche im wehrfähigen Alter stehenden Einwohner („Hausgesessene"). Die bekannten Musterungen waren offenbar die ersten hessischen im Tal überhaupt. S. Zeugenaussagen v. 1574 auf die hessischen articuli defensionales und die ganerblichen interrogatoria dazu: 28. Z., Kaspar Schutzsper gen. Milchling, Hauptmann zu Gießen, ad art. 12 und int. 1 u. 2 dazu, Rotulus I. Bl. 370ᵇ; 1. Z. (s. o. S. 11 A.) ad art. 11/12 und int. 1 dazu, ebd. 139ᵃ f. (gedr. Memoriale Beyl. S. 497); 45. Z., Peter Klotz, Rentmeister zu Gießen, ad art. 12, ebd. 471ᵇ f.

[1]) Rotulus I. Bl. 46ᵃ, gedr. Memoriale Beyl. S. 213.

[2]) 1., 2., 6., 15.; 16.—26., 33.—35., 43., 48. Z.: Rot. I. Bl. 152ᵃ, 174ᵃ, 210ᵃ, 267ᵇ, 278ᵇ, 287ᵇ, 301ᵇ, 311ᵇ, 321ᵇ, 329ᵃ, 335ᵇ, 341ᵃ, 346ᵃ, 352ᵇ, 360ᵃ, 417ᵃᵇ, 424ᵇ f., 430ᵇ, 464ᵃ, 496ᵇ (mehreres gedr.: Memoriale Beyl. S. 525—530).

[3]) S. oben S. 9 f.

langk nach absterben Hartmans Lutzen, seines vatter seligen, geruiglich gearbeit, gebraucht und besessen habe, sey whar. Item sagt und setzt: das solch güter von Hartman von Wilßhaußen, seim eltervatter, uf vorgemelten Hartmans Lutzen, seinen vatter seligen, und volgents uf ihnen, clager, alß in schlechter absteigender linien ab intestato erblich kommen und gefallen, sey whare. Item setzt: whar, das gemelter sein eltervatter und vatter seliger solch güter quaestionis XL, L, LX jare und lenger, dan zu recht gnug, auch in ruiglichem friedlichem poßes eingehabt, genutzt, gebraucht und herbracht haben."[1]) Hiernach geht also das Gut auf Hartmann von Wilshausen zurück und hat von dem den Namen bekommen[2]).

Das Wilshäuser Gebiet ging in den Nachbargemarkungen auf. Wie das geschah, läßt sich heute nicht genau ausmachen. Soweit die Antwort möglich ist, ist sie schon oben gegeben, wo die Frage nach der Ausdehnung der Gemarkung erörtert ist. Danach bekam Reiskirchen den Löwenanteil, während für die andern Nachbargemeinden Winnerod, Bersrod, Beuern und Großen-Buseck höchstens Randstücke abfielen.

Daß sich die Aufteilung der Mark eines ausgegangenen Dorfes nicht so glatt abwickelte, leuchtet ein. Zwistigkeiten der Nachbargemeinden dürfen angenommen werden, auch wenn die Sage vom Grenzreiter und der Bericht über den Streit zwischen Reiskirchen und Winnerod zu Unrecht oben stehen. Für die Form, die die Streitigkeiten gelegentlich annahmen, bildet diese Begebenheit, wobei einer getötet wird, in jedem Falle ein gutes Beispiel. Auch die Herrschaft mischte sich ein, was ebenfalls leicht zu Streit führte; als Beispiel sei auf den Prozeß Reiskirchens wider die Ganerben des Tals hingewiesen.

Der Name Wilshausen ging mit dem Ort nicht unter. Das ist ganz natürlich, denn er begriff ja nicht nur diesen, d. h. die Gesamtheit der im Dorfbereich stehenden Gebäude, sondern das dazu gehörige Land, also die ganze Gemarkung. Die an ihn angelehnten Benennungen von Örtlichkeiten der anstoßenden Gemarkungen wurden durch das Wüstwerden des Dörfchens nicht berührt. Wenn man das 1491 in Reiskirchen, Lindenstruth und Bersrod begegnende „auf (vor, gen) dem Wilshäuser Berge"[3]) fortan vergebens sucht, so liegt das für die erste Zeit wohl bloß am Fehlen der Quellen. Andrerseits wurden nach dem Ausgang Wilshausens in den Nachbargemeinden, an die sein Land überging, für die erworbenen Gewanne außer den Bezeichnungen, die man einfach übernahm, neue gebildet, besonders für die Stücke, die ehemals Wohnplätze gewesen waren („zu Wilshausen", „im Wilshäuser Feld").

Die Belege, die sich für das Vorkommen des Namens Wilshausen nach dem Ende des Dorfs noch auftreiben ließen, wurden schon an verschiedenen

---

[1]) Protokoll Abschr. Rotulus II. Bl. 556b—559b Lit. F 3.

[2]) Es bietet ein weiteres Beispiel von Flurnamenbildung (vgl. oben S. 10). Gleichzeitig zeigt die Quellenstelle, wie ein Familienname entsteht. Hartmanns Sohn heißt Hartmanns Lutz, dessen Sohn Hartmanns Junghenn: Hartmanns Name wird zur Bezeichnung seiner Familie, seiner Nachkommen, hinter den Wesfall des Namens wird der unterscheidende Personenname der einzelnen (Lutz = Kurzform zu Ludwig, Junghenn) gesetzt. Später stellt man die beiden Namen um.

[3]) S. oben S. 18.

Stellen erwähnt.[1]) Der Volksmund, später unterstützt durch die amtlichen Meßbücher, hat den Namen über die folgenden Zeiten hinübergerettet, und er lebt heute noch in den volkstümlichen und amtlichen Flurbenennungen.

Die Wilshäuser Gemarkungsbenennungen hatten verschiedene Schicksale. Zunächst wurden gar nicht alle übernommen. Nur die eigneten sich dafür, die ohne den Ort, losgelöst von ihm, Berechtigung hatten, die ein selbständiges Dasein führten oder deren Bedeutung nicht mehr zum Bewußtsein kam. Die von den überlieferten dieser Art heute noch leben, wurden bei anderer Gelegenheit behandelt[2]). Dagegen die Benennungen, die offensichtlich vom Standpunkt des Wilshäusers aus gegeben waren, standen und fielen mit dem Dörfchen. Insbesondere solche, die auf die Nachbarorte Bezug hatten. Ihre Beibehaltung war geradezu irreführend, wenn von Reiskirchen usw. aus diese Dörfer in andrer Richtung lagen als von Wilshausen aus. Die dahin gehörigen Namen sind oben[3]) zusammengestellt. Bei Grenzstücken mag es vorgekommen sein, daß die Bezeichnungen der dran stoßenden Teile der Nachbargemarkungen darauf ausgedehnt wurden. Ähnlich steht's vielleicht mit den bezeugten „Gassen" (Stein-, Kirch-, Eitgasse); die betreffenden Wege hatten in Reiskirchen usw. andre Namen. Von den Geländebezeichnungen, die in den Gebrauch der Nachbargemeinden übergingen, ist dann in der Folgezeit wohl noch manche gestorben. Das heutige Fehlen von Namen wie „Weingart"[4]), „Baumgart" erklärt sich am einfachsten als Folge davon, daß der Weingarten und der Baumgarten verschwanden. Wenn „im Geidesborn", „an der hohen Furche", „zu der engen Lache", „hinter dem Kornmaiß (= Kornmans?)[5])", ebenso „mitten auf dem Feld", „am Anwender", ferner „der Hofacker", „die Breite Wiese", sodann „Schunkengut", „Würfelgut", „Liebfrauengut", „Krappenhofstatt" nicht mehr vorkommen, so lassen sich dafür keine bestimmten Gründe angeben.

Von den Wilshäuser Flurnamen bestehen nur noch einige heute, die meisten sind verloren gegangen.

Daß die Erinnerung der Umwohnenden an das Dorf, dem der Name Wilshausen ursprünglich allein zukam, noch heute lebendig ist, zeigen die zu Anfang dieser Arbeit niedergeschriebenen mündlichen Überlieferungen.

Vier Jahrhunderte sind seit dem Untergang Wilshausens dahingeflossen, aber aus dem Volksgedächtnis haben sie es nicht auslöschen können.

---

[1]) Hinzu kommen die Flurnamen auf alten Karten oder in Grundbüchern (Karte des Gutshofs Winnerod von 1789 und alte Gemarkungskarte in den Winneröder Pfarrakten: „zu Wällshausen").

In Memoriale usw. Beyl. S. 512 liest man in dem Abdruck einer Zeugenaussage v. 1574, wo eine Begebenheit aus ungefähr 1555 erzählt wird: „sei er, Zeuge, mitgewesen und bis gein Wilshausen neben den andern gefolgt". Da liegt ein Lesefehler vor: die Vorlage, Rot. I. Bl. 305[b], hat „Geilßhaußen" (der nächste Abdruck derselben Stelle in „Gründl. Demonstration, daß dem Hauß Hessen über den Buseckerthal die hohe Obrigkeit ... agnosciret worden" (1723) S. 165: „Geilnhausen").

[2]) S. oben S. 13—17. [3]) S. oben S. 14.

[4]) Vgl. „Winhecke" zu Bersrod (die Anhöhe am Dorfausgang nach Beuern): von althochdeutschem win „Wein" oder wünne „Weide"?

[5]) „mans" (= mansus, Hufe) findet sich als mais geschrieben, so im „Register über d. Arnsp. kauf" (s. ob. S. 8): mehrfach unter Sifertenrade (= [Ober-)Seibertenrod) Bl. 35[b], 36[a] (eyne mais ...).

Beilagen [1]).

1. Mainz, 1347 Januar 11.

Wir Cuno von Falkinstein, schulmeister, Nicolaus vonme Steine, canoniken des stiftis zu Mentze, Ebirhard von Rosinberg und Johan von Randecke, rittere, vormund und pleger des vorg(enanten) stiftis zu Mentze, bekennen . . ., daz wir mid willen . . . hern Henr(ichs) ertzb(ischofs) und unser herrin gemeinlich des capitels zu Mentze virsatzd han und virsetzen dem strengen ritter hern Johanne von Beldersheim, unserm gesellen und midevormunde des vorg(enanten) stiftis zu Mentze, Dylien, siner elchen wirten, und ern rechtin erbin dii zenden zu Burkartsvelde, Hattenrode, Millebach, Wilrsh(usin) [2]) und Obern Altbach mid allen den gevellen und nutzen . . . vor seshundert gulden von Flor(encie), guts gewichtis, der he dryhundert vor uns in des stiftis nod und schuld bezalt hat zu den Gyzen, und dii andern dryhundert hat her uns abegeslagin an schult, dy man ym schuldig ist von des egen(anten) stiftis weyne, da her unsers herrin von Menze brief vor hat, also wan wir, unser nochkomen oder stift dem selbin Joh(an) oder sinen rechtin erbin seshundert gulden . . . bezaln oder widder gebin, so sullen dii zenden vorg(enant) mit allen ern rechtin widder an den stift von Mentze vallen . . . . Ouch ist gered, dii wyle he oder sine erbin dii vorg(enanten) zenden inne hant, so sullen sii dy gevelle von den egen(anten) zenden uffnemen gentzlich und gar an abeslahin, und sullen darum man sin des vorg(enanten) stiftis zu Menze. Ouch wan dy egen(anten) zenden von en gelost werden von uns, unser nochkomen odder stift, so sullen sii der manschaft von uns, unsern nochkomen oder stift quiit, ledig und los sin. Des zu orkunde han wir unser vormundschaft ingesigil an disen brief gehangin. Und wir Hen-r(ich), von gots gnaden des heilgin stuls zu Mentze ertzb(ischof), und wir daz capitel gemeinlich zu Mentze vorg(enant) bekennen offenberlich, daz al dise vorgescrebens tucke und ding geschen sin mid unserm gudin willen . ., und han des zu orkunden unser ingesigil mid der vormunder ingesigil an diesen brief gehangin, der gegeben ist zu Mentze, du man zalte noch Cristis geburden druzenhundert jar, darnoch in dem sibenundvierzigisten jare, an dem nesten dunrstage noch dem zwelften tage.

Überliefert in der Abschrift, die dem Revers Johanns von Bellersheim, Ritters, und seiner Ehefrau Ottilie (Dylie), durch Johann besiegelt, vom 13. Januar (Tagesbezeichnung hier: an dem achzenden tage), eingefügt ist. Ausfert. dieses Reverses, Perg., in München, Allgemeines Reichsarchiv, Erzstift Mainz, Faszikel 347. Das Siegel, dreieckig, in gelbem Wachs, hängt beschädigt an einem Pergamentstreifen an.

---

[1]) Unwichtige und formelhafte Stellen der Urkunden sind bei wörtlichem Abdruck weggelassen und durch . . . angedeutet. Die Ergänzungen infolge Wortabkürzungen der Vorlagen sind in ( ) gesetzt.

[2]) Der Revers hat ausgeschrieben Wilrshusin.

2. 1359 Juni 14.

Ich Volprach genant von Sassin, ein burger zu Gruninberg, bekennin mich..., das ich virkeufen und virkauft han zu durchtede (!) den erbirn geistlichen luden deme appete und deme convente des klostirs zu Arnesburg alle disse gulde, die hernach geschriben steet, die mer von mime vader uffirstorbin ist, um eyne summe geldis, der sie mich gudliche bezalyt hant: Zum ersten zu Buren uff deme gude, des Walter in deme Monichhåbe ein lantsidel ist, xxv sol(idos) den(ariorum), ii an(seres), ii pullos und i pullum carnisp(rivialem). Sec(undo) zu Bernsrode vi sol. den., i an., i pul. et i pul. car. von eyme gude, do Eck(ard) genant Vezzirring uffe siszit; item von eime gude, das der selbe Eckard Vzzirring (!) inne hat zu lantsidilrechte, viii sol. den., i an., i pul.; item daselbes x sol. den., ii an., ii pul. et i p. carnisp., des Ernest ein lantsidil ist. Item zu Lyndenstrud i librum den., ii an., ii p. et i p. c. uff deme gude, des H. genant Robesame ein lantsidil ist. Item zu Wilrshusen viii sol. den., ii an., ii p. et i p. carnisp., des Conze genant Robesame ein lantsidil ist. Item zu den Sassen xxx sol. den., ii an., ii p. et i p. carnisp. von deme gude, des Conrad hinder deme felde ein lantsidil ist. Item zu Luternbach i librum den., ii an., ii p. et i p. carnisp. uff deme gude, des Hartman genant Bilgrin ein lantsidil ist. Item zu Hindirnahe i marc(am) den., ii an., ii p. et i p. c. uff deme gude, des Gerlach genant Huppe ein lantsidil ist. Item zu Wedirfeldin x sol. den., ii an., ii p. et i p. c. uff deme gude, des Gude genant Keugen ein lantsidil ist, item vi sol. den., i mal(drum) cas(eorum) odir xv gr(oße) thurnose darvor, das ich Konkele Weynere wilkorn, das ich die gerne vor die vorg(enanten) kese wil geben alle jar, wan die vorg. herren von Arnesburg der kese nith inwollen, i mal. av(ene) et i p. c. uff deme gude, des Konkle Weinere vorg. ein lantsidil ist; item x sol. den. uff deme gude, des Gude genant Hobemennen ein lantsidiln ist; item vi sol. den., i an., i p. et i p. c. uff deme gude, des Emerich, Bechten son, ein lantsidil ist; item vii sol. den., iii an., iii p. et p. c. uff deme gude, des Bechtuld Alpecher ein lantsidil ist; item iiii sol. den., ii an., ii p. et i p. c. uff deme gude, des Fritze Keseman ein lantsidil ist. Hiibie sint gewest Johan genant von Kesterich und Clas genant von den Sassen, Sybrach genant Munzere, scheffen zu Gruninberg, und Erwin Scheffen und andirs me frummeler lude. Und das die erbern geistlichen lude der appit und der convent des vorg. closters zu Arnesburg ewecliche in den vorgeschriben guden feste sitzen und von mer und allen minen erbin oder ganerben ane alle ansprache in nachkumlnden ziiden bliben, wan is von erme gude gesteckit und gesteinit ist, so han ich Volprach genant von den Sassen obeg(enant) die erbern lude die burgemeister, die scheffen und den raid gemeinliche zu Gruninberg gebeden, das sie zu einer unvirgezlichen kuntschaff der stede yngesigil der vorg. stad zu Gruninberg hant an dissen briff gehangen. Und wier die burgmeister, die scheffen und der raid gemeinliche zu Gruninberg bekennen uns, das wir von beden wegen Volpraches genant von den Sassen, unsirs neben und mideburgers, han zu orkunde der vorgeschriben dinge unser ingesigil an dissen briff gehangen.

Datum et actum anno domini m°ccc°lix°, xviii° kalendas julii.

Ausfert. Perg. Lich, Fürstl. Solmsisches Archiv, Kloster Arnsburg, Urkunden, Beuern Nr. 7. Das Siegel hängt gut erhalten an. — Unvollständiger Auszug: L. Baur, Urkundenbuch des Kl. Arnsburg S. 532 N. 874. — Verz.: H. E. Scriba, Regesten der .. Urkunden zur .. Geschichte des Großh. Hessen IV 2 S. 60 N. 4346; Wagner, Wüstungen, Oberhessen S. 214.

3. 1491 März 6.[1])

Ich Johann von Storndorff der althe, wepener, und Cristina, syn eliche huszfrauw, bekennen ..., das wir ... verkaufft han und geynwirdich verkauffen ... unszer teyle zceyndens, dye wir han und unszer aldern uff uns inne pantschaff von[2]) unszerm gnedigen hern von Mentze, koirfurste, herbracht han zcu Hatterode, Milbach und Alpach, Borgkerszfelde und Wilszhuszen, wo adir inne wilchen enden dye gelegen syn, mit aller zcugehoirde .. den erbaren geistlichen brudern und herren des huszes sancti Anthonii zcu Grunberg an ire gemeyne presencie, do vor sie uns dan ... gezcalt han zcwene und driissig Rinsche gulden, gut von gulde, koirfursten montz ...... Und weres sache, dasz den dickgenanten herrn eyncherley bedrangk, hinderniß abir intrag entstunde ...., geritden wir ..., alles schadens, den sie des hettenn, ... enthebin und gentzlichen abezcuthun. Und abe wir des nit entheden ..., so erleubin wir en zcu mehir sicherheidt und underphande alle unsir guthir, wo dye gelegen weren, .. zcu erfurdern ... Auch ist solich unszer theyl zcendens verkaufft nemant versattz adir vorhene verphend(et). Auch habin wir den selbigenn brudern obgenant dye fruntschaff und willenn gethan, wilche zciit das ander teyl und geynweisel, ittzunt Otte von Witherszhuszenn zcu Sweynsberg, myn fieter, innhaidt, umb solich gelt und kauff gedyen laiszenn ... und anders nymans verkauffin ..... Des zcu oirkunde .. habe ich Johann obgnant myn eigen ingesiegel an dieszenn brieff vor mich und alle myn erbin wisszentlich gehangen. Und zcu mehir sicherheide so habe ich Cristina ... gebeden den vestenn Philipps Brunen zcu Odenhußen, mynen swager, daß hie syn ingesiegel vor mich auch unden an diesßenn brieff bii mines hußwirts siegel gehangen hait, das ich mich Johann selbis erkennen und ich Phipps obgenant ... mich auch besege diesßen briff versiegelt han.

Datum noch Cristi geborth im jair als man schreib dusent fierhundert eyn und nunzciig, uff sontag inn der fastenn gelegen Oculi genandt.

Ausfert. Perg. Darmstadt, Haus- und Staatsarchiv, Urkunden, Hattenrod. Die Siegel hängen an Perg.-Streifen an, 1 etwas beschädigt, 2 etwas undeutlich. — Verzeichnet: Baur, Hessische Urkunden IV 181 Nr. 188 Anm 1.

4. 1498 Januar 19.[3])

Ich Caspar von Trahe bekenne ...: solichen zhenden zu Hattenrade, Alpach, Milebach, Borgkersfelle und Wilszhusen, ich in pfancz wise biszhere

---

[1]) Die zahlreichen Abkürzungszeichen für n und r sind zur Vermeidung von Buchstabendoppelungen nur da berücksichtigt, wo sie sprachlich berechtigt sind.

[2]) Der Schreiber hat zuerst das nächste Wort unszerm gesetzt und dies in von umgeändert.

[3]) Die weniger zahlreichen Abkürzungszeichen für n und m sind ebenso behandelt wie in der vorigen Urkunde. Die häufig nicht ausgeschriebene Endung -en ist im Druck nicht in ( ) gesetzt.

ingehat hain myns theils mit siner zugehorung und gerechtigkeit und bißher ingehat und vorluwen haben ane frucht, vorhuwer, hanen, oley, kesen mit allem rechten und zugehorunge.., soliche zhenden den[1]) erwirdigen geistlichen hern preceptor und broder deß huses sancti Anthonii zu Gronenberg gelegen, irn nochkomen, sunderlichen in ire gemein chore presentz denen und vallen sail und die icztgenanten hern, ire nochkomelunge sich solicher zhenden obgerurt gepruchen, vorlihen, noczen, schern.... Darghein haben mir die icztgenanten geistlichen hern darvor uberantwort jerlicher zinse vierczehen thornes Frangfurter werunge zu Hickersdorffe und etlich vastnachthoner, se von Henne Fellehen seligen von uns inne pfancz wise in gehat haben, mitsampt etlicher verschribunge Emrichs seligen von Trahes, nemlichen jerlichen vierdenhalben gulden gelczs auch daselbst zu Hickersdorffe jerlichen fellig, ubergeben nach luet.. etlicher briffe und siegel uber lobbert.. Auch haben wir obgenanten hern und broder von uns, unser nochkomen dem vesten Casparn von Trahe, sin irben den wiln gethain, wilch cziit.. juncker Caspar, sin irben komen und brengen acht adir vierczehen tage vor adir nach Walpornis.. zwene und sobinczíigk Rinscher gulden, so woln wir eme, sin irben soliche zhenden mit alle irn rechten und eigethum widderumb zu kauffe geben... Zu urkonne so hain ich Caspar von Trahe vor mich, myn irben myn innegesiegel vestiglichen ane dissen briffe gehangen und zu merer sicherheit gebeden den vesten Henczen von Habeln, vor mich, myn irben sin inges(iegel) bie das myn wulle hencken, des ich Hencze von Habel iczgenant erkenne und umb myns vittern Caspar von Trahes gutlicher bede willen so gethain hain...

Datum anno domini millesimo quadringentesimo nonogesimo octavo, uf fritag noch sent Anthonges tag des helgen himelfursten.

Ausfert. Perg. Darmstadt, Haus- und Staatsarch., Urk., Hattenrod. Die Siegel an Perg.-Streifen angehängt, 1 abgefallen, 2 undeutlich. — Verz.: Baur a. a. O. 181 Nr. 188 Anm. 2.

5. 1535 April 13.

Johannes, Rube Henns sel. Sohn, verkauft folgende Äcker und Wiesen: „eyne wiesen an der fronewiesen gelegen, stost oben an dye strossen, zwene ackir, halten ongeverlich drie morgen, in der schnebach, stossen auch an die strossen, und sint in Richkircher termini gelegen, item eyn wiesen an der grasewiesen, beneben Rube Henchen und über das ander jare mit ime, Rube Henchen, wandelt, item eyn wiesen im heyerich beneben dem hobeacker, item die lange wiesen beneben Schelten Contzen, solche drie wiesen sint in Wynneroder termini gelegen, mit allen iren zugehorungen, die alsthan myr von mynen altern angefallen.. sint," an Lisa, Witwe Eberhards (Eberth) von Windhausen (Winthusen) sel. für 54 Gulden Frankfurter Währung. Zeugen: „Philips von Buchseck gnannt Moniche der junge, Diel Moller, Schelten Conze und Rube Henchen". Siegler: Philipp von Buseck genannt Münch der ältere.

---

[1]) Vorlage: die.

Gegeben am dinstag noch Misericordia domini anno domini millesimo quingentesimo tricesimo quinto.

Ausfert. Perg. Darmstadt, Haus- u. Staatsarch., Urkunden, Oberhessen, Reiskirchen. Das Siegel fehlt.



Helmenhusen

Von Dr. Wilhelm Lindenstruth, z. Z. im Felde.

Im Jahre 1491 trat das Kloster Arnsburg den Antonitern zu Grünberg zur Tilgung einer großen Geldschuld Güter und Gefälle in den Landschaften von Ulrichstein bis Wetzlar ab[1]). Das zu diesem Zweck aufgestellte Verzeichnis, das „Register über den Arnspurger kauff“[2]), enthält die Namen der Orte, wo die Güterinhaber und Zinsgeber wohnen, die Namen dieser Personen, Art und Höhe der Zinsen und Größe und Lageangabe der damit behafteten Besitzungen. Diese liegen meist in der Gemarkung des Ortes, unter dem sie aufgeführt sind, sonst in der Umgegend.

Folgender Eintrag soll uns hier beschäftigen (Bl. 17a):

„Felle.

Item Moer, Guden Hentzen, Peter Gruwel mit eynander[3]) xviii thurniß unnde eyne fastnacht hone von gütern gelegen zu Helmenhusen, et est pratum nuncupatum »die heilgen wiese«, gelegen daselbest in loco, ubi quondam erat villa, gheet der stegk über daz wasser in der wiesen, höret unden, oben unnde uff beiden syten darzu, ist eyne kleyne wiessen, gnant »die hoppe wiese«, stust an den acker by dem heilgen huß unde höret auch darzu unde ist 1/2 morgen.“

Felle ist das heutige amtliche Felda; es liegt hier mundartlicher Einschlag vor: alt- und mittelhochdeutsches d im Inlaut ist vorausgehendem l angeglichen: ld>ll. In dieser Gestalt (meist Velle geschrieben) erscheint der Name gewöhnlich in den Urkunden der früheren Jahrhunderte[4]); heute heißt's volkstümlich Feall. Von den beiden benachbarten Orten dieses Namens ist Groß-Felda gemeint: das weist der amtliche Gebrauch von den ältesten bekannten Urkunden[5]) bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts aus — die Er-

[1]) Notariatsinstrument, Pergamentheft, 2 Ausfertigungen, Gießen, Universitäts-Bibliothek, Bibliotheksarchiv, Handschrift 457m.

[2]) An demselben Orte.

[3]) Der dem Notariatsinstrument eingefügte „libellus“, der nur Zinsgeber und Zinsen enthält, hat „Contze More cum sociis“.

[4]) Siehe die nächste Anmerkung.

[5]) Siehe H. E. Scriba, Regesten . . zur . . Geschichte des Großh. Hessen IV 2 N. 3304, II N. 301, 311, 922, 927, 963, 1073; L. Baur, Hessische Urkunden I N. 768; Scriba II N. 1294, IV 2 N. 4142, II N. 1371, 3266, 1486, 1565, 1777, 1864, 2166, IV 2 S. 260 Anm. C 3, II N. 2797, IV 2 N. 5038. — Es gab auch

hebung zum „Groß-Felda“ geschah also erst in neuster Zeit, und zwar um öfters vorgekommene Verwechslung mit Klein-Felda zu beseitigen —, das bestätigt der gegenwärtige Sprachgebrauch der Ein- und Umwohner, der Feall und Glee-Feall nebeneinander stellt. — Drei genannte, in Groß-Felda ansässige Leute also entrichten 18 Turnos und 1 Fasnachtshuhn von Gütern zu Helmenhusen. Die Güterbezeichnung macht zwei Wiesen namhaft: die „Heiligenwiese“ und die „Hoppewiese“. Die „Heiligenwiese“ liegt an dem Ort, wo einst das Dorf war, da wo der Steg über das Wasser in der Wiese geht, die kleine, 2 Morgen messende „Hoppewiese“ stößt an den Acker bei dem „heiligen Haus“.

Was ist es nun mit Helmenhusen? Es ist ein Name, der aus zwei Wörtern zusammengesetzt ist. Das zweite, -husen, verrät den Namen einer Siedlung — es ist der Wemfall der alten, in neuhochdeutscher Zeit vollständig, außer in Ortsnamen, durch die -er-Bildung verdrängte Mehrzahl von hus „Haus, Wohnung“, neuhochdeutsch -hausen —. Wenn daran ein Zweifel sein könnte, dann würde er behoben durch die Lagebeschreibung der „Heiligenwiese“. 1491 war „Helmenhusen“ als Dorf nicht mehr da, damals gab der Name die Stätte des vormaligen Ortes und das zugehörig gewesene Land an.

Man wird zuerst Helmenhusen in der Nähe Groß-Feldas suchen. Unter den Groß-Feldaer Flurnamen findet sich amtlich „in den Helgewiesen“, volkstümlich „die Hälljewisse“. Das amtliche „Helgewiesen“ beruht auf einfacher Übernahme der volkstümlichen Form des unverstandenen ersten Namensgliedes; verhochdeutscht hätte es „Heiligen-“ lauten müssen: das mundartliche „hällj“ bedeutet „heilig“[1]). Die Helgewiesen erstrecken sich nordwestlich von Groß-Felda, zwischen dem Hammergraben und dem Weg Groß-Felda—Schellnhausen, in Flur XV. Südlich davon, durch die Eichwiesen und das Romrod davon getrennt, westlich von Groß-Felda, zwischen dem genannten Weg und dem Mühlgraben, in Flur XIII liegen die Hoppenwiesen, mundartlich „Hoppewisse“[2]). Also auch der zweite Flurname der Quelle lebt noch jetzt. Ein „heiliges Haus“ ist heute unbekannt. Aber ein paar alte Leute in Groß-Felda berichten, daß die Mühle dicht östlich Groß-Felda, am Wege nach Schellnhausen, die „Henrichkonradsmühle“ des Volksmundes, jetzt Molkerei, früher die „heilige Mühle“ geheißen und samt den umliegenden Wiesen und Äckern dem Kloster in Schellnhausen gehört habe. Da von einem solchen Kloster sonst nichts bekannt ist, so ist die Erzählung darüber wohl nur aus dem Bedürfnis nach einer Erklärung des Namens „heilige Mühle“ entsprungen[3]). Der Zusammenhang, worin das „heilige Haus“ in der Quelle vorkommt — die Hoppewiese stößt an den Acker bei dem heiligen Haus —, verweist es in die Umgebung der Mühle, denn die heutigen Hoppenwiesen liegen in deren

---

eine Adelsfamilie von Felda (Velle, Felle), die vom 13. bis ins 15. Jahrhundert erscheint; siehe Scriba, Generalregister zu den Regesten ... S. 54; außerdem Baur, Hess. Urk. V N. 342, I N. 851; Baur, Urkundenb. d. Kl. Arnsburg N. 774; Baur, Hess. Urk. I N. 994, 996, 1051, 1158.

[1]) Siehe W. Crecelius, Oberhess. Wörterbuch I 454.

[2]) Ein Teil der Äcker nördlich Groß-Felda, in Flur I, unweit den Hoppenwiesen, heißt Hopfengärten, mundartlich Hoppegärte.

[3]) Vgl. „in den Klosterwiesen“ in Flur XIV.

Nähe, westlich davon. Eine Beziehung des heiligen Hauses hat offenbar auch zu den Helgewiesen und dem angrenzenden Helgenrain bestanden.

Die jetzigen Groß-Feldaer Helgewiesen und Hoppewiesen waren also Helmenhuser Gebiet. Das Dorf selbst war da, wo nachher die „heilige Wiese" lag. Die Quelle bringt seine Stätte in Verbindung mit dem Steg über das Wasser. Ob dies die Überfahrt über den Hammerbach bei Schellnhausen, der in einer alten Basaltplatte bestehende Steg über den Mühlgraben westlich Groß-Felda oder ein andrer Übergang ist, darüber läßt sich nichts ausmachen. Erkundigungen bei den Einwohnern Groß-Feldas und der Nachbardörfer nach einem ausgegangenen Orte in der Gegend der Helgewiesen sind ergebnislos: sie wissen von andern verschwundenen Dörfern in ihrer Nähe[1]), aber nichts von einem Helmenhusen. Eine Durchsicht der Schriften zur hessischen Wüstungenforschung und der einschlägigen Urkundenveröffentlichungen führt ebenfalls zu nichts: ein Helmenhusen begegnet nirgends, und obige Quelle war unbekannt. Helmanshausen, Helmershausen kommt vor; aber das gehört nicht hierher; ein Ort mit diesen Namensformen lag bei Altenstadt, in der Wetterau[2]); ein Helmershausen weist Landau[3]) bei Sterzhausen (nördl. Marburg) nach. Dagegen tritt in Urkunden öfter ein Dorf Schelmenhausen entgegen (1279 Scelmenhusen, 1305, 1311, 1312 Schelmin-, 1364 Schelmenhusin usw.[4]), und zwar verweist der Zusammenhang seine Lage in die Nähe von Groß-Felda. So führt auch Ayrmann[5]) unter den Orten, wo das Grünberger Antoniterhaus begütert war, „Schelmenhausen neben Felle, im Gericht Ulrichstein" auf, und Landau[6]) sieht deshalb in Schelmenhausen ohne weiteres das heutige Schellnhausen, den Weiler, der zur politischen Gemeinde Groß-Felda gehört, 3 Kilometer nordwestlich hiervon gelegen, Wagner[7]) weiß es nicht anders, und Wyß[8]) übernimmt es. Es scheint so zu sein[9]), und sprachlich ist nichts

---

[1]) Dauzenrod, Gerstenrod, Harbach, noch in Flurnamen lebend, siehe G. W. J. Wagner, Wüstungen, Oberhessen S. 4, 8, 56.

[2]) Ebd. 334.

[3]) Beschreibung der wüsten Ortschaften in Hessen S. 201.

[4]) S. A. Wyß, Urkundenb. der Deutschordens-Ballei Hessen I N. 362; Baur, Hess. Urk. I N. 441 u. Anm. ** 1 u. 2, N. 986 (= Baur, Urkb. v. Arnsburg N. 929), N. 994; Wagner im Archiv f. hess. Geschichte VII S. 99 = Wagner, Wüst. Oberh. 5; Landau a. a. O. S. 186 = Wagner im Arch. f. hess. Gesch. VII S. 211 = Wagner, Wüst. Oberh. S. 43; Wagner im Arch. f. hess. Gesch. VII S. 98 = Wagner, Wüst. Oberh. S. 4; Estor, Kleine Schriften I 139 N. 16.

[5]) Nachricht von dem Anthoniter-Hause zu Grünberg = Kuchenbecker, Analecta Hassiaca IV (1730) S. 405.

[6]) a. a. O. 186 unter Belsdorf oder Beyelsdorf.

[7]) Wüst. Oberh. 38 Anm. 177.

[8]) a. a. O. I Register: S. 561.

[9]) Bemerkt sei hier, daß Dieffenbach im Archiv f. hess. Gesch. V, IV S. 46, und Wagner, Wüst. Oberh. 38 Anm. 177 ein Feld Schelmenhausen nordwestlich Storndorf erwähnen. Storndorf liegt etwa 6,5 km östlich Groß-Felda. — Auch in Gronau (bei Hanau) kommt der Flurname vor, s. H. Reimer, Urkundenb. d. ehem. Prov. Hanau II N. 451 A., 687 (Schelmenhusen).

dagegen einzuwenden: aus einem Schelmenhusen kann sehr wohl ein Schellnhausen, mundartlich Scheannhause werden.[1]) Nun bietet sich das Merkwürdige: Helmenhusen und Schelmenhausen beide in der Nähe von Groß-Felda, und zwar nordwestlich davon. Ein Zusammenbringen beider ist sprachlich ein Unding, aber die eigenartige Beschaffenheit beider Namen könnte im ersten Augenblick auf den Gedanken bringen, daß in „Helmenhusen" irgend ein Fehler — Lese- oder Schreibfehler — vorliege (die Handschrift zeigt deutlich ein h als Anfangsbuchstaben), doch dabei wäre ja vergessen, daß Schelmenhausen>Schellnhausen heute noch besteht, hingegen Helmenhusen nach ausdrücklicher Angabe der Quelle untergegangen ist — hier kommt deren hervorragender Wert besonders zur Geltung. So bleibt nichts übrig, als ein ehemaliges Nebeneinander von Schelmenhusen und Helmenhusen anzunehmen.

In der heutigen Gemarkung Groß-Felda also lag das Dorf Helmenhusen, in Flur XIV, auf den Groß-Feldaer Helgewiesen, nordwestlich Groß-Felda, südwestlich Schellnhausen. Im Jahre 1491 war der Ort wüst. Daß sein Ausgehen damals noch nicht weit zurücklag, darauf deutet der ausdrückliche Bezug auf sein früheres Dasein. Das „heilige Haus" war in jenem Jahr vermutlich noch Gebäude, nicht schon nur die Stelle, wo es sich einmal erhoben hatte; das Haus muß dann als letzte Baulichkeit Helmenhusens betrachtet werden. — Der Name des Dörfchens lebte weiter: er bezeichnete wohl weniger die Örtlichkeit, wo es gestanden hatte, als sein ehemaliges Landzubehör. Dieses war offenbar an Groß-Felda gekommen — auf diese Annahme bringt besonders die Aufführung der „Güter zu Helmenhusen" unter Felda —, und in dessen Gemarkung war Helmenhusen die Benennung für den Zuwachs. Die folgenden Zeiten haben auch diese außer Gebrauch kommen lassen und aus dem Gedächtnis der Nachlebenden gelöscht. Auch das „heilige Haus" ist spurlos geschwunden.

---

[1]) Mündliche Überlieferung besagt, Schellnhausen sei früher größer gewesen als heute. Das stimmt überein mit dem Eindruck, den man von Schelmenhusen aus älteren Urkunden gewinnt. Das Schellnhäuser Gebiet soll sich in nordöstlicher Richtung, nach der Hitzstruth hin ausgedehnt haben. Es liegt an der Landstraße über Grünberg—Alsfeld, der alten einst verkehrsreicheren Straße „durch die kurzen Hessen". Von alters her hat Schellnhausen für die Umgegend eine besondere Bedeutung: alljährlich am Himmelfahrtstag gehen die Nachbardörfer — selbst vom hohen Vogelsberg kamen sie früher — dorthin, um den „Gekräuretag" zu feiern. Auf dem Weg dorthin wurden die heilkräftigen Kräuter für Mensch und Vieh gesucht. Es wurde getanzt, gezecht, gerauft. Heute ist regelmäßig Tanzmusik („die Schellnhäuser Kirmeß"). — Bis zur Mitte des 19. Jahrhs. war in Schellnhausen ein Hüttenwerk im Betrieb, „das Hammerwerk". Der schwere Hammer ward durch ein Mühlrad in Bewegung gesetzt, das von dem Hammerbach oder Hammergraben, einer Abzweigung der Felda, getrieben wurde.



Der Otterstädter Weg in Arheilgen.

Geschichte einer Namensverkürzung

von Dr. W. L. Friedrich, Darmstadt.

Unter den heutigen Flurnamen sind manche nicht nur in ihrer im Volksmund gesprochenen Form, sondern auch in ihrer anjetzt gültigen Schreibweise so sehr entstellt oder dermaßen verkürzt, daß man ihre ursprüngliche Bedeutung nur durch längeres Nachforschen ermitteln kann. Indes bleiben Flurnamen dieser Art selbst bei ausreichender Kenntnis der Mundart und ihrer Tongesetze noch häufig unerklärt, wenn es nicht gelingt, ihre alten Namensformen aus Urkunden und Abgabebüchern sicher festzustellen. In dem folgenden Fall eines eigenartig verkürzten Flurnamens handelt es sich darum, einmal das Verfahren anzugeben, wodurch es möglich wurde, seine zunächst dunkle Bedeutung aufzuhellen, und weiterhin die sprachliche Entwicklung des Namens an der Hand urkundlicher Zeugnisse nachzuweisen[1]).

In dem Ort Arheilgen (Kreis Darmstadt) gibt es einen teilweise bewohnten Weg, der im Grundbuch und auf den Karten den Namen Ettesterweg oder Ettesterstraße (mit dem Ton auf der Anfangssilbe) führt, im Volksmund aber 'Metschter Weg' genannt wird. Er beginnt am Westrande des Dorfes bei dem freien Platz vor dem Gasthaus zum Löwen, der bekannten Haltestelle der Darmstädter Dampfstraßenbahn, ist anfangs eine kurze Strecke weit einseitig bebaut, um dann als einfacher Feldweg in westsüdwestlicher Richtung nach dem Walde hin zu verlaufen. Sein seltsamer Namensklang hatte den Anwohnern der Straße wie den Gelehrten schon viel Kopfzerbrechen verursacht. Ebensowenig konnte der Verfasser, als er zuerst um die Erklärung des Namens befragt wurde, das Rätsel sogleich lösen. Die adjektivische Endung -er schien dafür zu sprechen, daß diese Wegbezeichnung entweder von dem Namen eines ausgegangenen Nachbarortes oder von dem Namen einer wichtigeren innerhalb oder außerhalb der Gemarkung Arheilgen gelegenen Örtlichkeit hergeleitet sei; letztere Bildungsweise findet sich öfters bei Flurnamen in Urkunden und Salbüchern[2]). Indes für die Ableitung von dem Namen einer Wüstung, womit Arheilgen durch diesen Weg verbunden gewesen sei, fiel ins Gewicht, daß dieser anscheinend einmal mehr als einen bloßen Feldweg bedeutet hat. Denn bei näherer Erkundung stellte sich heraus, daß auf

---

[1]) Es möge dem Verfasser verstattet sein, im folgenden Text und Anmerkungen hie und da ein wenig aus der Werkstätte eines Flurnamensammlers zu berichten.

[2]) So erscheinen, was nur wenig bekannt sein dürfte, bisweilen in mittelalterlichen Urkunden, häufig aber in Urkunden und Abgabenbüchern des 16. Jahrhunderts, adjektivische Bildungen auf -er, deren Endung an Wörter wie Au, Berg, Brücke, See, Tal und an Namen anderer hervorstechender Flurteile angehängt ist, als Bestandteile zusammengesetzter Flurnamen. Ein noch jetzt erhaltenes Beispiel liefert der bekannte Steinbrücker Teich am Oberwaldhaus bei Darmstadt. Die gleiche Bildung ist jetzt nur noch bei Ortsnamen allgemein gebräuchlich.

längere Strecken hindurch mehrere Gewanne, die bald unmittelbar an ihn grenzen, bald durch Zwischenstücke von ihm getrennt sind, unter wechselnden Verhältnisworten und Zusätzen beidseitig nach ihm benannt werden; so besteht in Flur IV und XV der Gemarkung Arheilgen die Bezeichnung ‚Am Ettester Weg', in Flur XV: Zur linken Hand am Ettester Weg; usw.

Nunmehr verfolgte ich den Weg auf der Höhenschichtenkarte unseres Großherzogtums und beobachtete folgendes: Gesetzt, man denkt sich ihn einmal so, wie er Arheilgen verläßt, in westsüdlicher Richtung über eine beliebige größere Strecke geradeaus fortgesetzt, so schneidet die also gedachte Linie durch die Gemarkung Weiterstadt, läßt dieses Dorf selbst in etwa 1 km Entfernung nordwärts liegen und trifft nach einer Länge von rund 10 km in den weitgeöffneten Winkel, den das von Darmstadt herkommende Flüßchen Darm bei seiner Mündung in den Landgraben mit diesem bildet. Aus dem hier durchquerten Südteil der Gemarkung Büttelborn, sowie dem angrenzenden, nur durch den Landgraben von ihr getrennten Gebiet der Gemarkung Dornheim, vielleicht auch aus benachbarten Teilen der Gemarkungen Griesheim und Wolfskehlen (diese 4 Gemarkungen treffen sich nämlich gemeinsam bei der Südspitze der erstgenannten Gemarkung), setzte sich nach Wagner einstmals die Mark des ausgegangenen frühmittelalterlichen Dorfes Otterstadt zusammen [1]),

In Büttelborn eingezogene Erkundungen ergaben, daß sich im Südteile dieser Gemarkung zwischen der „die kleine Hausstatt" genannten Gewann im Süden und der sogenannten „Westerstädt" im Norden in Flur XII, vom Landgraben westlich begrenzt, ein sumpfiges Gebiet befindet, das im Grundbuch der Gemeinde Büttelborn als „Viehweide" bezeichnet ist, im Volksmund aber in de Otterscht' (d. i. in der Otterstadt-Gewann) genannt wird [2]). Dem entsprechend trägt das gesamte an die Gemarkung Büttelborn angrenzende und durch den Landgraben von ihr geschiedene Gebiet der Gemarkung Dornheim die Benennung „Kuhweide" [3]), und die beidseitige Weide bzw. das Recht, sie zu benutzen, war Jahrhunderte lang zwischen den Gemeinden Büttelborn und Dornheim strittig.

---

[1]) G. Wilh. J. Wagner, Die Wüstungen im Großherzogtum Hessen, Provinz Starkenburg, S. 160 f. Unwahrscheinlich dünkt mir die Ansicht Wagners a. a. O. (wovon übrigens seine Zeichnung auf der angehefteten Wüstungskarte abweicht), daß das Dorf selbst an dem von Büttelborn nach Griesheim ziehenden Wege gelegen war, mithin mehr als 1 km von der Dornheimer Gemarkungsgrenze und etwa gleichweit von dem ‚in de Otterscht' genannten Gebiet entfernt. Meine eigene Vermutung über die Dorflage werde ich an anderer Stelle entwickeln.

[2]) Nicht selten sind zusammengesetzte Flurnamen (insbesondere volkstümliche Namensformen) in der Weise verkürzt, daß Dingwörter wie Acker, Wiese, Feld, Gewann u. a. am Wortende dem Sinne nach zu ergänzen sind. Vgl. meine Bemerkung in Mitteilungen f. d. Flurnamensammlung 1. Juni 1912 S. VIII Nr. 6. Man muß aber aus unserer Gewannbezeichnung nicht schließen wollen, daß in dieser Gewann unbedingt das Dorf Otterstadt selbst gelegen war.

[3]) Mitteilung des Bürgermeisteramts Dornheim. Vgl. den Eintrag in der Höhenschichtenkarte. Zu diesem Gebiet gehörte wahrscheinlich die in einer Urkunde von 1423 erwähnte ‚Dornkeimer Otterstatt'.

Doch kehren wir zu unserem Weg zurück! Mittlerweile hatte nun der Verfasser, um seine Entdeckung urkundlich bestätigt zu sehen, Einsicht genommen in die Bestände des von Herrn cand. theol. Hans von der Au trefflich geordneten Pfarrarchivs zu Arheilgen. Hier las er zunächst in einer „Erneuerung der Pfarrgüter“ aus dem Jahre 1566 „1 Viertel am Otterstetter Wege“ (zehntet der Pfarrei). Dann folgte in einem Zinsverzeichnis von 1577 die Angabe: „2 Kömpf Korn vom Acker am Otterster Weg“. Wir haben hier die am Wortende mundartlich verkürzte Form „Otterster“ für Otterstädter, geradeso wie in der Mundart „Otterst“ (sprich: Otterscht) für die geschriebene Form Otterstadt vorkommt, s. oben! Ebenso stehen in der Mundart die verkürzten Formen Crumst, Pungst, Stockst (sprich: Crumscht, Pungscht, Schtockscht) neben den schriftdeutschen Formen Crumstadt, Pfungstadt, Stockstadt, und die mundartlichen Formen der Eigenschaftswörter Crumster, Pungster, Stockster (sprich: Crumschter, Pungschter, Schtockschter) neben geschriebenem Crumstädter, Pfungstädter, Stockstädter. Indessen kann die heutige Form ‚Ettester Weg' nicht ohne weiteres von Otterster = Otterstädter abgeleitet werden, vielmehr setzt sie als Ausgang noch eine doppelt umgelautete Nebenform des Adjektivums „Ötter- oder Etterstädter“ voraus, aus der erst die Form Ettester durch Verkürzung entstanden sein kann. Auch hierüber verbreitete genanntes Pfarrarchiv Licht. Denn in einem um 1640 verfaßten Verzeichnis der Kasten- und Kaplaneigefälle findet sich: „2½ Viertel am Ötterstatter Weg“, desgl. „½ Viertel am Ötterstätter Weg“. Weiter lesen wir in einer Erneuerung des Kirchenkastens von 1742: „1⅛ Viertel in der 35. Gewann „Zur linken Hand am Etterstätter Weeg““ desgl. „⅚ Viertel in der . . Gewann am Etterstätter Weg.“ Ferner erscheinen in einer Erneuerung der Pfarräcker von 1750 zwei Äcker „in der 26. Gewann neben dem Etterster Weg anfahend rechter Hand im Ehrlich“, sowie ein Acker „in der 28. Gewann: in den langen Weiden, stößt uf den Etterster Weg neben dem Graben“. Die Verkürzung des Namens setzte sich aber unter dem Einfluß des Hochtons noch weiter fort, sie äußerte sich auch in der Weglassung, bzw. schwachen Aussprache des r, woraus sich die heutige Grundbuchform Ettester (ohne r) erklärt, die sich in einer Gefällerneuerung von 1782 vorfindet („im Erlich neben dem Ettester Weeg“). So entstand schließlich die Form Ettster (Ettschter). Bei der heutigen mundartlichen Form des Flurnamens „ăm Metschter Wäg“ ist obendrein das „m“ am Schlusse des Verhältniswortes zu dem Hauptwort herübergezogen und doppelt gesprochen, und dieses „m“ ist dann, weil die Bedeutung des Wortes nicht mehr verstanden wurde, auch an dem bloßen Wegnamen „Metschter Wäg“ haften geblieben [1]). Die gleiche Wirkung des Tons und die nämliche mundartliche Verkürzung läßt sich noch an einem zweiten, der gleichen Gemarkung

---

[1]) Ähnlich ist bei dem in Flur V der Gemarkung Biebesheim vorgefundenen Gewannamen ‚das kleine Flogheim' (mundartlich: klāⁿ Flōchem) und bei dem seit 1555 überlieferten Gewannamen „uff Flochum“ (beide Namen weisen zusammen auf die in der Mark Lòchheim gelegene Doppelsiedlung Ober- und Niederlochheim hin) das Schluß-F des Verhältniswortes zum Hauptwort hinübergezogen. Vgl. über diese Wüstung die trefflichen Ausführungen von W. Hammann in seiner vorzüglichen Schrift „Aus Biebesheims Vergangenheit“ (1910) S. 10 ff.

angehörigen Wegnamen feststellen. Wir vernehmen die mundartliche zweisilbige Form „Weitschter Wäg" (aus dreisilbigem Weiterster = Weiterstädter Weg), während der Name dieses Ortes selbst im Volksmund „Weiterscht" (für zweisilbiges Weiterst, d. i. Weiterstadt) lautet[1].)

Über die Wüstung Otterstadt (d. i. Ort des Authari) soll später an anderer Stelle ausführlicher berichtet werden. Das Dorf, das für mittelalterliche Verhältnisse nicht unbedeutend gewesen zu sein scheint, bestand nach einer urkundlichen Nachricht noch im Jahre 1002 und war damals mit der Kirche von Bessungen durch einen Fahrweg verbunden; es muß aber lange vor dem Jahre 1423, in welchem ein Teil seiner Mark bereits zu Dornheim zählte, ausgegangen sein. Der Otterstädter Weg in der Gemarkung Arheilgen führte seinen Namen mit Recht, sofern er nämlich, worauf bereits hingewiesen wurde, eine unmittelbare Verbindung zwischen beiden Orten unterhielt, ohne Weiterstadt selbst zu berühren; daher brauchen auch die beiderseitigen Gemarkungen nicht, wie das sonst die Regel wäre, an einander gestoßen zu sein.



Bitte an die Flurnamensammler.

In der letzten Zeit mehren sich die Fälle, daß Gemeinden unseres Großherzogtums, durch die wirtschaftliche Not unseres Vaterlandes veranlaßt, dazu schreiten, die Feldgrundstücke ihrer Gemarkungen zusammenzulegen. Es ist aber dringend erforderlich, daß neben der „Vereinigung" des Feldes eine Reinigung der amtlichen Flurnamen einhergehe, um zu verhüten, daß die zahlreichen entstellten oder gänzlich verdorbenen Namensformen unter den bisherigen sowohl amtlichen wie auch gesprochenen Flurnamen unverbessert in die neuen Karten und Grundbücher übertragen werden. Bei solcher Tätigkeit der Namensbesserung und Wiedereinführung der ursprünglichen Formen zeigt sich eben der gewaltige Nutzen einer sachgemäß und vollständig angelegten Flurnamensammlung, die nicht nur alle mundartlichen Namensformen, sondern auch womöglich alle wichtigen historischen Schreibarten nebst Kartenzeichnung enthalten sollte. Ohne die mundartlichen und urkundlichen Namensformen ist keine Sammlung fertig, und ohne Kenntnis dieser beiden Namensgattungen können die Fehler, die in den heutigen Flurnamen stecken, nicht aufgedeckt und ausgemerzt werden. Es gilt hier wieder in ganz besondrem Maße das Urteil von J. R. Dieterich (Mitteil. f. d. Flurnamensammlung, 1. Aug. 1911 S. 3): „Erst der Dreiklang der offiziellen, mundartlichen und historischen Namen ergibt den vollen Akkord." Daher ergeht an alle Sammler in solchen Orten, wo die Feldbereinigung bevorsteht oder gerade durchgeführt wird, die dringende Bitte, die Beendigung ihrer Sammlungen zu beschleunigen oder doch, wofern dies

[1]) In einem Arheilger Zinsverzeichnis aus der 2. Hälfte des XVI. Jahrh. findet sich die Form des Flurnamens ‚am Weitterster Wege', und dieselbe Namensform wird für die Nachbargemarkung Darmstadt auch in gleichzeitigen Darmstädter Abgabenbüchern gelesen.

wegen des Kriegs gegenwärtig unmöglich ist, folgenden Vorschlag gewissenhaft zu erfüllen. Man lege eine alphabetische Liste der heute amtlich geltenden Flurnamen an, schreibe die Nummern der Fluren dahinter (auch wenn die Fluren bereits abgeschafft sein sollten; die neuen Gewannummern können hinzugeschrieben werden) und verzeichne weiterhin in einer besonderen Spalte hinter jedem amtlichen Namen die zugehörigen mundartlichen Namensformen in mundartlicher Schreibweise nach den bekannten hierfür aufgestellten Grundsätzen (vgl. Mitteil. f. d. Flurnamensammlung 1. Juni 1912 S. XX). Die so hergestellte Liste schicke man an das Großherzogl. Staatsarchiv in Darmstadt, wo sie mit den historischen Namensformen, die aus Urkunden und Salbüchern zu gewinnen sind, verglichen werden soll. Die Liste kann nach ihrer Benutzung den Sammlern wieder zugänglich gemacht werden. Auf diese Weise wird man, soweit die historischen Belege in reichlichem Maße vorhanden sind, hoffentlich alle Fehler und Verdunkelungen, die sich teils in neuerer Zeit eingeschlichen haben, teils seit älterer Zeit mitgeschleppt worden sind, wieder verbessern können.

Dr. W. L. Friedrich, Darmstadt.

Verzeichnis der seit dem 1. Januar 1914 fertiggestellten und eingelieferten Flurnamenverzeichnisse Starkenburgs:

Grein, **Hirschhorn**, **Michelbuch**, **Neckarhausen** (Kr. Heppenheim): Apotheker Greuel, Gochsheim, Baden.
Neckarsteinach (Kr. Heppenheim): Lehrer Petri, Neckarsteinach.
Rothenberg mit Kordelshütte (Kr. Erbach): Lehrer Heberer, Hirschhorn.
Seligenstadt (Kr. Offenbach): Lehramtsreferendar Dr. Seibert, Darmstadt.

Fast alle diese Sammlungen wurden noch vor Kriegsbeginn eingeschickt. Außerdem wurden von dem Unterzeichneten die historischen Flurnamen von Darmstadt-Bessungen gesammelt.

Im übrigen stockt die Arbeit an den Sammlungen seit Kriegsbeginn so gut wie vollständig. Mehrere Sammler sind gefallen, doch fehlt bis jetzt eine genaue Liste der Veränderungen und kann erst nach Friedensschluß gegeben werden.

Dr. Friedrich.





Hessische Blätter für Volkskunde

(begründet von Adolf Strack)

herausgegeben im Auftrage der hessischen Vereinigung für Volkskunde

von

Karl Helm

Band XVII



Kommissionsverlag: N. G. Elwert'sche Verlags-Buchhandlung (G. Braun) Marburg.
1918.

Inhalt.

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Bücherschau.

v. Münchow'sche Hof- u. Univ.-Druckerei Otto Kindt Wwe., Gießen.

Hessische Blätter für Volkskunde
Band XVII **1918**

Der Gloria Viktoria-Kehrreim.[1])

Von Hermann Tardel, Bremen.

In Belgien und Nordfrankreich, in Polen und Rußland, in Galizien und Rumänien und selbst am Balkan ist Uhlands unsterblicher Guter Kamerad mitsamt der neuen Gloria Viktoria-Fortsetzung im Gesang unserer siegreichen Heere erklungen, und wie das Lied in der Heimat begeistert aufgenommen wird, hat die schwäbische Schriftstellerin Auguste Supper in einem Gedicht „Der schönste Name" (Jugend 1916 Nr. 8) stimmungsvoll ausgedrückt:

Wenn Gleichtritt durch die Gassen dröhnt,
Wenn unsere Grauen kommen,
Kein Lied, das also klingt und tönt,
Ward je im Land vernommen;
So jauchzte keine Melodei,
Als wenn der Name ist dabei:
Gloria, Gloria, Gloria, Viktoria!

Grund genug, daß sich auch die Volkskunde mit diesem Lied beschäftigt, nicht überlegen absprechend über die ästhetischen Ansprüchen freilich nicht genügende Verbindung eines anerkannten Kunstliedes mit einem für geringwertig gehaltenen Volksreim, sondern forschend und erklärend.

Wie außerordentlich beliebt gerade in neuerer Zeit der Kehrreim eines Liedes bei singenden Soldaten ist, geht schon aus einer bemerkenswerten Stelle der Kriegserinnerungen Ulr. v. Wilamowitz-Moellendorfs hervor, der im Kriege 1870/71 im Garderegiment vor Paris lag: „Man durfte auf dem Marsch in die Vorpostenstellung singen, und Singen war unseren Leuten Bedürfnis geworden. Aber

[1]) Vgl. im allgemeinen meine Aufsätze: Die Macht des deutschen Liedes im gegenwärtigen Kriege, Preuß. Jahrb. Bd. 166, 1916, S. 73—91; Das Lied der Feldgrauen, ebendort Bd. 169, 1917, S. 44—67, darin über Uhlands Guten Kameraden S. 53 f.; Fremde Einflüsse im deutschen Soldatenlied, Neuere Sprachen, Bd. 25, 1917, S. 285—297.

was sangen sie? Etwa Kriegslieder, die Wacht am Rhein und dgl.? Bewahre; die mögen die zu Hause gesungen haben: unser Leiblied war unübertrefflich an Albernheit, aber es hatte den Refrain „In der Heimat ist's so schön", ein anderer Refrain war „Wir fahren auf der Eisenbahn", und nur, was in diesen Gedanken schlug, fand Beifall" [1]). Der gegenwärtige, langandauernde Krieg bestätigt diese Beobachtung in vollstem Maße. So berichtet Fritz Boehm: „Oft konnte ich auf heißen und anstrengenden Märschen beobachten, wie von allen angestimmten Liedern nur noch Uhlands „Ich hatt' einen Kameraden" zog und sich wenigstens beim „Gloria, Gloria, Viktoria" immer noch ein ganz stattlicher Chor von Sängern und Pfeifern zusammenfand."

Das deutsche Soldatenlied ist reich an einfachen und zusammengesetzten, an bloß tonmalenden und an Wort- und Satzrefrains, welch letztere sich häufig zu selbständigen, mehrzeiligen Gebilden auswachsen. Der Kehrreim entspricht entweder dem Stimmungs- und Gedankeninhalt des Liedes oder ist nur Auffüllung zur Verlängerung des Liedes ohne innere Beziehung zum Liedganzen, wobei es natürlich keine irgendwie festen Abgrenzungen geben kann. Ich hebe zunächst die wichtigsten Formen des Kehrreims heraus, um mich dann im besonderen dem Gloria Viktoria-Refrain zuzuwenden [2]).

Ein einfaches, freudiges „Juchhe!" schließt jede Strophe des durch ganz Deutschland verbreiteten Liedes „Füselier sind lustge Brüder, Haben frohen Mut". Das muntere Marschlied „Bin ein lustger Grenadier, Niemals ich den Mut verlier" hat nach dem 1., 2. und 4. Verse als Kehrreim „Juchheidi heida!", wohl unter dem Einfluß des Studentenliedes „Studio auf einer Reis'", mit dem es die Melodie teilt; die nassauische Fassung (W.), die an Stelle weggelassener Strophen einige neue bringt, hat auch einen neuen Refrain

[1]) Reden aus der Kriegszeit, 2. Heft III, Berlin 1915, S. 24. — Der erstgenannte Kehrreim stammt vielleicht aus dem Liede „In der Heimat ist es schön" von Karl Miedke-Krebs; vgl. Boltes Anm. in der Zeitschr. des Ver. f. Volkskunde 26, 340, auch den letzten Hinweis bei Hoffmann-Prahl⁴, Unsere volkstümlichen Lieder Nr. 724.

[2]) Den Ausführungen liegen die Soldatenlieder in den allgemeinen Volksliedersammlungen von Erk-Böhme (Ebh.), Wolfram (W.), Elisab. Marriage (M.), Köhler-Meier (K. M.) und die während des Krieges erschienenen, nur das Soldatenlied umfassenden Sondersammlungen von Klabund (Kl.) und Arth. Kutscher (Ku.) zu Grunde. Ferner sind zu erwähnen Fr. Boehms Mitteilungen über neue Kehrreime zu alten Soldatenliedern in der Zeitschr. des Ver. f. Volkskunde 25 (1915) 393 f.; dort auch das obige Zitat.

„witte, witte, wit, juchhe! (juchheirassa, bombom)". Das bayerische „Nichts Schöneres auf Erden Als was ein Schwalangscher" endet in ein oft wiederholtes „Rätätä". Die vorwiegend süddeutsche und österreichische Formel „Holdri, Holdra" findet sich in dem Lied „Wir seins Tiroler Schützen" (M.); die nassauische Fassung des „Soldatenleben, das ist schön" (W.) verwertet „Holdria!" Ein und derselbe schallnachahmende Refrain bleibt nicht dauernd an demselben Liede haften. Die ältere Form des Liedes „Kein besser Leben ist auf dieser Welt zu denken" aus der Zeit des siebenjährigen und des Befreiungskrieges ist uns mit dem Kehrreim „Trallalera lala!" überliefert, die neuere seit 1870 mit „Valleri, vallera, vallera!" oder „Valleri, juchheirassa!" Der onomatopoetische Kehrreim wird oft in Verbindung mit den Schlußversen der einzelnen Strophen wiederholt. Das Lied „Des Morgens zwischen drein und vieren, Da müssen wir Soldaten marschieren" hat am Schluß „Trali lalala :,: mein Schätzel sieht herab" und entsprechend in den folgenden Strophen (neuere Fassungen haben außerdem nach dem 3. und 4. Verse den Trommelruf „Rom berevom! (rombitirom!) oder „Dadi ratterattatta" (6 mal) eingeschoben). Das alte Rekrutenlied „Ist denn die Falschheit So groß in der Welt" mündet in den Kehrreim Juvivallera! (:,:) aus und in eine Wiederholung der beiden letzten Verse „Daß alle junge Bürschlein Müssen ziehn in das Feld." mit entsprechender Abwandlung in den übrigen Strophen. Ein Gleiches gilt von dem soldatischen Liebeslied „In meines Vaters Garten, Da stehn viel schöne Blumen", dessen 1. Strophe lautet: „:,: Ei di rulla rulla trullala :,: Drei Jahr muß ich noch warten usw." Derselben Art ist die sehr zersungene Ballade der drei Lilien, die, obwohl sie eigentlich sehr ernsten Inhalts ist, in ein lustiges Juvivallera! und in eine Wiederaufnahme der beiden letzten Zeilen jeder Strophe ausläuft. Ein stückweises Anwachsen dieser Refrainart läßt sich in dem jetzt überaus oft gesungenen Liede „Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren" feststellen, das in der nassauischen Fassung (W.) die schalkhafte Frage ganz kurz mit „Warum? Darum, lalala lalala" wiedergibt. Die jetzt, allgemein übliche lautet erweitert um vieles deutlicher: „Ei warum? Ei darum, bloß wegen dem Tschingderassa, Bumderassasa", offenbar, weil der onomatopoetischen Formel ein erhöhter sexueller Nebensinn untergelegt wird (noch weitere Ergänzungen bei Boehm). Zuweilen werden derartige Kehrreime auch mit neu hinzugetretenen Versen verknüpft; so hat die sächsische Fassung des schon genannten „Füselier sind lustige Brüder" (Ldh.) den An=

1*

hang „Hurra, hurra, hurrallalala :,: Will sterben (3 mal) als ein Held!" In den meisten der angeführten Fälle entsprechen die schallnachahmenden Interjektionen und verwandten Bildungen (wie Hurra) ungefähr der Stimmung des Liedes — man muß aber nicht psychologische Tiefen suchen wollen, wo keine sind. Solche dem Juchzer und Jodler verwandte Ausrufe der Freude sind dem Volkslied, besonders den Wander-, Jäger- und Liebesliedern überhaupt eigentümlich. Nur die tonmalenden Nachahmungen des Trompeten- und Trommelklanges tragen spezifisch soldatischen Charakter, wozu auch das Bum! Bum! des Schießens in „Lippe-Detmold, eine wunderschöne Stadt" zu rechnen ist.

Die Abschiedslieder verwerten das gut eingedeutschte und der gehobenen Sprache vorbehaltene Ade! (aus frz. adieu) neben volkstümlichem Adjes! als Kehrreim, außerdem die deutschen Wendungen des Abschiednehmens. Das muntere Lied der zum Militär Ausgehobenen „Jetzt reisen wir zum Tor hinaus" hat nach dem 1. und 2. Verse ein Ade!, nach dem 4. Verse ein verstärktes Ade, o weh, ade! Das Abschiedslied vor dem Ausmarsch in den Krieg, „Die Trommel ruft und ich muß fort", verwendet den volleren Kehrreim Ade, ade, mein Liebchen ade!, und das schöne, ernste „Fahr wohl, fahr wohl, mein teures Lieb!" endet in einen zweizeiligen Refrain „Eh daß wir scheiden müssen, Laß dich noch einmal küssen". Das von Ernst Moritz Arndt im Anfang nachgebildete „O, du Deutschland, ich muß marschieren" führt in der 2. bis 4. Strophe einen variablen Refrain: „Nun ade, herzlieber Vater (Mutter, Schwester, Mädchen), nun ade, so lebet wohl," der in späteren Fassungen auch in die 1. Strophe (Nun adjes, herzliebes Deutschland usw.) eingedrungen ist. Vereinzelt findet sich in solchen Liedern auch ein Tonrefrain, so das lustige „Zum Hihahalalala, tralalala" in dem Liede „Adje, mein Liebchen, ich muß fort". Die Lebewohl-Formeln passen durchaus zum Stimmungsgehalt des Liedes.

Mehrzeilige Refrains vermögen unter Umständen noch eine Verbindung mit dem Liedganzen aufrecht zu erhalten, so z. B. wenn sie in ein Lebehoch ausklingen. Das Lied auf den Kriegerstand „Es lebe hoch der Stand der Ehren" endet passend:

Dem Sohne des Ruhms und der Ehre
Reicht ein jeder so freundlich die Hand.
Es lebe hoch der Kriegerstand!

Auch das Reservelied „Was blinkt so freundlich in der Ferne" geht harmonisch in den Kehrreim über:

Drum, Brüder, stoßt die Gläser an!
Es lebe der Reservemann!
Der treu gedient hat seine Zeit,
Ihm sei ein volles Glas geweiht!

Das Lied „Wenn im Herbst Rekruten kommen, Der Pionier muß der erste sein“ (W.) hat die Kehrstrophe:

Mit der Hacke, mit dem Spaten
Nehmen wir jede Festung ein,
Mit Hurra wird der Angriff gemacht
Und der Feind zu Fall gebracht —

dieser Zusatz paßt wohl zur ersten Strophe, aber nicht mehr zu den folgenden, zum Teil sehr komischen und drastischen. Schließlich gibt es umfangreiche Refrains, die zum Liede selbst gar keine Beziehung mehr haben, sondern ganz äußerlich daran angehängt sind, und gerade diese Refraingruppe hat in neuerer Zeit an Beliebtheit sehr zugenommen. Ernste Kehrstrophen dieser Art sind selten, so die dem Guten Kameraden oft folgende kriegerische Siegstrophe:

Die Infanterie rückt vor,
Die Artillerie giebt Salven ab,
Das ganze Jägerkorps
Rückt aus mit Sack und Pack,
Kavallerie muß attackieren,
Die Franzosen müssen retirieren,
Die Franzosen müssen sehen,
Daß wir Deutsche Sieger sind.
(Oder während des Angriffs auf Serbien:
Und die Russen müssen retirieren
Und die Serben, die müssen sterben,
Dieweil wir Deutsch-Österreicher sind).

Die humoristischen, des größeren Beifalls sicheren Refrains überwiegen entschieden. Das schon etwas ältere „Pfeifchen, wer hat dich erfunden?“ fügt ohne inneren Zusammenhang den Tanzreim an: „O wie schön, wie schön bist du Marie! Läßt mir keine Ruh, Marie, Tanzt auf Gummischuh usw.“ Zu dem schon genannten „Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren“ wird stellenweise gesungen: „Bloß wegen das kleine Bißchen — Junge, du bist wohl dumm! Hallelujah, Hallelujah! usw.“ Die Drei Lilienballade und „Als ich an einem Sommertag“ werden durch Verse erweitert wie: „Einundzwanzig, zweiundzwanzig, Donnerwetter! Jakob Meier, kurz getreten! Tritt gefaßt usw. (weitere Beispiele bei Kutscher). Für derartige Anhängsel ist die Plattheit des Humors bezeichnend. Zur Erklärung der Vorliebe für langatmige Refrains hat Boehm darauf hingewiesen, daß der Soldat für den Marsch und eintönige Beschäf-

tigungen vor allem lange Lieder wünscht, die eine Weile vorhalten und die Sänger ein gutes Stück vorwärts bringen. So läßt sich Uhlands Guter Kamerad, wenn man ruhig danach marschiert, in noch nicht 1½ Minuten durchsingen; mit der Gloria-Fortsetzung aber füllt das Lied fast 5 Minuten aus.

Der viel angefochtene Gloria-Refrain gehört zu den ausgedehnten Kehrreimen ernster Stilart, jedoch ohne Verknüpfung mit dem Gedankengang des Liedes. Der schon vor dem Kriege bekannte, von Meisinger zuerst 1909 gehörte und aufgezeichnete Kehrreim zerfällt in zwei getrennte Abschnitte, von denen der erstere, der Gloria-Teil, nach Alf. Wirths Mitteilung [1]) schon in den Jahren 1880 und 1886/87 im Heere gesungen wurde, so daß wir annehmen können, daß der zweite Teil, die Vöglein im Walde, späterer Zusatz zum ersten ist. Nach der einen Aussage schloß sich der erste Teil an die vollen, fünfzeiligen Strophen Uhlands an, nicht wie jetzt an die ersten vier Verse, wonach sich der viel beanstandete, sinnstörende Fortfall des fünften Verses einfach durch Zurückführung der Strophe auf die im Volkslied normale Vierzahl der Verse erklären läßt.

Für den zweiten Teil, und zwar für die Stellen „Vöglein im Walde" und „In der Heimat, da giebt's ein Wiedersehen" ist nach Max Friedländers Ausführungen die Melodie des früher vielgesungenen schönen Liedes „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh'?" maßgebend geworden, als dessen Verfasser nach Wirth nicht der Berliner Pastor Gust. Knak, sondern ein gewisser Fr. L. Jörgens anzusehen ist. Dem Gedanken nach berühren sich beide Lieder nur in dem Begriff der Heimat, die in dem geistlichen Liede als seelische und himmlische, im Soldatenlied als irdische gefaßt ist. Dieses verwendet dabei Formeln und Stimmungen, die dem Volkslied auch sonst eignen. Das schöne Singen der Vöglein im Walde ist ja ein altes Motiv der deutschen Lyrik [2]) und das Wiedersehen in der Heimat eine Lieblingsvorstellung des Wanderliedes. Schwieriger ist die Erklärung des ersten Teiles des Kehrreims.

Es liegt nahe, das Gloria-Anhängsel auf literarische Einwirkung zurückzuführen, und in dieser Richtung bewegt sich eine bestechende Hypothese Max Friedländers [3]). Nach ihm verwendet der Kehrreim Verse eines im Jahre 1864 gedichteten Liedes von George Hesekiel:

---

[1]) Zeitschr. des Ver. f. Volkskunde 26 (1916), 371.

[2]) Vgl. Eug. K. Fischer, Das Amsellied 1916, besonders S. 88 und 142.

[3]) Zeitschr. des Ver. f. Volkskunde 25, 397 (die erste Veröffentlichung im „Tag" vom 2. Sept. 1915 liegt mir nicht vor).

Mein Preußen steht so stolz und groß,
Drum lieb ich's auch so grenzenlos;
Gott hat's in mancher heißen Schlacht
Durch seine Kön'ge groß gemacht!
Gloria! Viktoria! Gloria! Viktoria!
Herz und Hand fürs Vaterland,
Für das liebe Preußenland!

Obwohl diese Annahme wegen der geradezu verblüffenden Ähnlichkeit, die zwischen dem Soldatenlied und dem Kunstlied aufgezeigt wird, außerordentlich fest verankert erscheint, möchte ich doch einige Bemerkungen wesentlich methodologischer Art daran knüpfen, die erst die Schwierigkeit des vorliegenden Problems enthüllen.

Wir werden uns zunächst fragen müssen, ob das Gedicht allein oder in Verbindung mit einer Melodie in den Volksgesang übergegangen ist. Friedländer führt zwei Vertonungen an, eine für Männerchor von J. D. Eickhoff und eine als Marsch von Gottfried Piefke, die dem 64. Inf.-Regt. als Parademarsch verliehen wurde. Nach Meisinger[1]) kommt die erstgenannte Komposition für unseren Refrain nicht in Betracht, wohl aber besteht enge Verwandtschaft zwischen der zweiten Vertonung und dem Refrain, dessen Text zweifellos auf Hesekiel zurückgehe. Auch John Meier[2]) stimmt Friedländers Annahme zu, bemerkt jedoch in Übereinstimmung mit einer mündlichen Äußerung Friedländers, daß eine gleichzeitige Herübernahme des Textes von Hesekiel und der Vertonung Piefkes wohl ausgeschlossen sei. Wir wissen bisher nichts darüber, ob Piefkes Marsch überhaupt über das genannte Regiment hinaus weiter bekannt geworden ist, und ob dazu der Hesekiel'sche Text auch gesungen wurde, was nicht gerade selbstverständlich ist (Ermittelungen wären sehr erwünscht). Man ersieht hieraus, daß die musikalische Seite des Problems keineswegs so einfach liegt und bereits gelöst ist. Wir können demnach vorläufig von der Voraussetzung ausgehen, als ob Hesekiels Text als solcher ohne Anschluß an eine bekannte kunstgemäße Komposition ins Volk gedrungen sei, ein an sich durchaus möglicher Fall. Dann aber werden wir von dem Kunstgedicht eine gewisse innere Prädestiniertheit für die Aufnahme in den Volksgesang, einen volkstümlichen Gehalt, verlangen dürfen.

Es ist nun leicht zu erkennen, daß das Gedicht des früher in konservativen Kreisen vielgelesenen Romanschriftstellers, als Lyriker aber wenig bedeutenden Hesekiel, des langjährigen Schriftleiters der

[1]) Gloria Viktoria! Dortmund 1915 S. 28.
[2]) Das deutsche Soldatenlied im Felde, Straßburg 1916, S. 57, 60.

Kreuzzeitung, als Ganzes schwerlich über jene intimen Reize verfügt, die das Volk zur instinktiven Aufnahme hätte locken können. Es ist sehr gesinnungstüchtig, sehr preußisch, sehr königlich, aber gerade das spezifisch Vaterländische in seiner meist zu abstrakten Darbietung liegt dem eigentlichen Volkslied fern. In der ersten, oft über die Volkstümlichkeit entscheidenden Strophe steht dem noch erträglichen Anfang der schlimme dritte und vierte Vers mit der allzu deutlichen Theorie von Thron und Altar gegenüber. Es scheint, daß die Verantwortung hierfür den Komponisten trifft, nicht den Dichter, denn in dessen „Neuen Gedichten" (1866) in der Liedgruppe „Aus dem Dänenkriege" Nr. 6 lautet der Gedanke angemessener: Gott habe Preußen in mancher heißen Schlacht durch seine „Kriege" (nicht Könige) groß gemacht, und erst die folgenden drei Strophen klingen in einen Hymnus auf den König aus. So schwach das eigentliche Gedicht auch ist, der Kehrreim ist wuchtig und durchschlagend, und es besteht die Möglichkeit, daß er allein ohne die Umhüllung durch das Gedicht in das Soldatenlied gedrungen ist.

Die Bestandteile des Refrains sind auch sonst im Volkslied und im volkstümlichen Lied anzutreffen, wofür freilich auf ersten Anhieb nicht gerade zahlreiche Belege beigebracht werden können. Dem „Gloria! Viktoria!" Hesekiels, das erst der Komponist verdoppelt hat, entspricht im Soldatenlied ein dreimaliges Gloria und ein einmaliges Viktoria, eine kleine, vielleicht nicht belangreiche Abweichung, die durch Angleichung entstanden sein könnte.

Viktoria ist ein seit langem im Deutschen eingebürgertes Fremdwort und ein Lieblingswort der Kriegsdichtung zur Zeit Friedrichs des Großen und darüber hinaus. In Ditfurths Sammlungen geschichtlicher Lieder[1]) liest man oft im Kehrreim Viktoria!, zuweilen Verbindungen Hurra! Viktoria!, auch Triumph! Viktoria!, wie ja Viktoria schießen, Viktoria singen, viktorisieren typische Wendungen jener Zeit sind. Nahe Verknüpfung mit Gloria ist mir nicht aufgefallen.

Hesekiels Gloria! Viktoria! bedeutet doch wohl Ruhm und Sieg!, und ebenso werden die gebildeten, lateinkundigen Sänger unseres Heeres die Formel auffassen, aber der gewöhnliche Soldat auch? Singen unsere Truppen wirklich vom Ruhme in jenem stolzen Sinn, als schwebe ihren Fahnen die Gottheit des Ruhmes voran

---

[1]) Hundert historische Volkslieder des preuß. Heeres 1675—1866. Berlin 1869 S. 31, 39; S. 83, 84, 87, 94, 118, 123. — Die historischen Volkslieder des siebenjährigen Krieges, Berlin 1871 S. 14, 21, 23 usw.

(römische Kaiser prägten ja eine Gloria sogar in ihre Münzen) oder im Sinn der welschen Gloire, an der die Franzosen sich immer von neuem berauschen? Wenn dies der Fall wäre, würde man auch sonst im Soldatenlied Spuren davon entdecken müssen. Der Begriff des deutschen Wortes „Ruhm" kommt in der Kunstlyrik häufiger, im gesungenen Soldatenlied jedoch nur ganz vereinzelt vor, und auch dann in sehr abgeschwächter Bedeutung. Wir haben zwei schöne Liedstellen, in denen der Gedanke des Ruhms mit dem Gedanken des Todes in gegensätzliche Verbindung gebracht wird. In dem Husarenlied aus dem siebenjährigen Kriege „Es ist nichts Lustigeres auf der Welt" heißt es:

Den Leib begräbt man in der Gruft,
Der Ruhm bleibt auf der Welt,
Die Seele schwingt sich durch die Luft
Ins blaue Himmelszelt.

und die vierte Strophe des Liedes „Bei Weißenburg, der stolzen Feste" lautet:

Was soll das Kreuz im Friedhof deuten?
Geschmückt mit einem Jägerhut?
Erinnert uns an schwere Zeiten
Und an vergossenes Jägerblut,
Ein ewiger Ruhm gebührt als Lohn
Dem zehnten Jägerbataillon.

Das Infanteristenlied „Auf Brüder, laßt uns fröhlich singen" verknüpft in der zweiten Strophe Ruhm und Liebe:

Mag sich daheim die Liebe sehnen,
Im Kriege gelten keine Tränen,
Denn Liebe, doch nicht Ruhm vergißt
Der Infanterist.

Ruhm und Ehre begegnet in zwei Kehrreimen, im Waffengattungslied „Die stolze Infanterie, die Krone aller Waffen" (nämlich: Ins Feld marschieren Für Deutschlands Ruhm und Ehr!) und in dem schon angeführten Lied „Es lebe hoch der Stand der Ehren". Diese wenigen Stellen zeigen, daß der Ruhm als kriegerische Ruhmsucht und nationale Selbstüberhebung unserem Soldatenlied fremd war und fremd ist, und wenn trotzdem im Kehrreim des Guten Kameraden soviel von Gloria gesungen wird, so liegt die altlateinische Bedeutung im eigentlichen Wortsinne nicht vor.

Weiter führt uns die kirchlich-mittelalterliche Bedeutung im Sinne von „Herrlichkeit" und ihre markante Ausprägung in der Liturgie der katholischen Kirche. Die sogen. große Doxologie, der Lobgesang der Engel in der Christnacht (gloria in excelcis deo),

wird in der römischen Kirche als Teil der Messe an allen Fest- und Freudentagen mit Ausnahme derjenigen ganz ernsten Charakters als höchster Jubelhymnus gesungen und ist auch in viele lutherische Kirchenordnungen und Agenden übergegangen; die sogen. kleine Doxologie (gloria patri) wird dem Psalmengesang angehängt. Der Übergang kirchlicher Worte und Formeln in das allgemeine Sprachbewußtsein und den Wortschatz ist ja oft, am meisten in älterer Zeit, beobachtet worden. Die Gloriaformel konnte sich nicht bloß durch den Gottesdienst im Volke ausbreiten, sondern auch durch die vielen volkstümlichen Weihnachtsspiele, in denen sie, zum Teil auch in dreimaliger Wiederholung, als fester Bestandteil auftritt[1]). Wenn sie nun gar im Soldatenlied vorkommt, erscheint es angebracht, auf verwandte Vorgänge aus dem frühsten Mittelalter hinzuweisen und eine bemerkenswerte Stelle aus Ferd. Wolfs Buch über die Lais, Sequenzen und Leiche (1841 S. 29) im Wortlaut anzuführen: „Wie das Kyrie (wobei Forschungen Hoffmanns von Fallersleben herangezogen werden) war nämlich auch das Halleluja schon frühzeitig ein unter dem Volke allgemein verbreiteter Freudenruf und daher ein echt volksmäßiger Refrain geworden; denn schon in den ersten Jahrhunderten des Christentums kommt es, außer in den eigentlichen Kirchenliedern, auch als Freudengesang der Kinder, Landleute, Hirten und Schiffer und als Feldgeschrei oder Schlachtruf vor und schon damals scheint sich dieser Freudengesang oder Jubelruf durch längeres Aushalten der Töne und Ziehen der Silben charakterisiert zu haben." Erleben wir heute nicht Ähnliches mit dem Gloria? Oder genauer ausgedrückt, tritt hier nicht ein Vorgang in weithin sichtbare Erscheinung, der wahrscheinlich schon lange vorher im Verborgenen, in unbeachteter Entwicklung vorbereitet wurde? Das kirchliche Gloria wurde im Volksmund zu einem allgemeinen Ausdruck jubelnder Freude.

Wann, wie oft und in welcher Verbindung die Gloriaformel in das gesungene Lied übergegangen ist, läßt sich natürlich schwer ausmachen. Immerhin geben zwei ältere Liedstellen einen Fingerzeig. Ein lateinisch-deutsches Trinklied in Hoffmanns von Fallersleben „In dulci jubilo" (1861 S. 116) beginnt:

---

[1]) Vgl. Fr. Vogt, Die schlesischen Weihnachtsspiele 1901, S. 139, 145, 151, 161, 231, 250, 281, 317 (Sternsingerspiel), 354 (Herodes-Spiel), 394. — Vgl. im allgemeinen Realenzyklopädie f. protestantische Theologie 1902. Bd. XI, 547 und die dort angeführte liturgische Literatur.

Hier zitten wy in gloria
en drincken daer vinaria;
soo laet ons drinken,
soo laet ons klinken!
rondi, ronda in cellula.

Das Sauf- und Schlemmerlied „Inn öbern dorff sind zwen neue orden auskomen" in den „Bergreihen" [1]) hat im Zwickauer Druck von 1531 den erweiterten Refrain glang, glang, gloria, im etwas späteren Druck W mit deutlichem Ablaut gling, glang, gloria. Vagierende Kleriker waren also vermutlich die ersten, die in ihren Kreisen das kirchliche Wort im Liede verweltlichten. Die erste Stelle weist noch deutlich auf den ursprünglichen Sinn hin, die zweite ist ein bloßer Freudenruf, erweitert durch eine schallnachahmende Wendung, die das Anklingen der Gläser beim Anstoßen ausdeutet. Im Kinderlied hat sich das Kling, klang, gloria als Darstellung des Glockentones bis auf unsere Tage lebendig erhalten. Ein Reim (bei Böhme, Kinderlied S. 707) beginnt:

Kling, klang, Gloria,
Maria ging die Treppe rauf,
Hatt' ein rotes Röcklein an,
Hingen siebzig Glocken dran,
Die Glocken fingen an zu singen usw.

und allgemeiner heißt es in dem bekannten Kinderspiel (ebend. S. 457):

Kling, klang, gloria!
Wer sitt in dissen Thoria?

Neuere Lieder und Kehrreime führen uns in die Sphäre des Soldatenliedes zurück, so das auch im Heere gern gesungene Seemannslied „Ruhig durch die blauen Wogen Zieht das Schiff nun seinen Lauf" (Kl.). Um den tiefernsten Charakter des ursprünglich wohl als Kunstlied anzusprechenden Liedes (Versenkung eines Toten ins Meer) zu mildern, wurde ihm ein flotter Kehrreim angehängt (K. M.):

Glori, glori, glori, gloria,
Schön sind die Mädchen von Batavia.
Glori, glori, glori, gloria,
Schöne Mädchen giebt es da.

In dem Liedtext in Frank Fischers Wandervogelliederbuch und in einer Fassung im Freiburger Volksliedarchiv (370_{19}) lautet der Anfang: „Glori, glori, glori, gloria Schön schmeckt der Wein in Batavia." Wilhelm Scharrelmann zitiert (ob aus dem Volksmund?) in seinen „Geschichten aus der Pickbalge": Gloria, Viktoria, Schön sind

[1]) Vgl. John Meiers Ausgabe, Halle 1892 Nr. 33; siehe auch Uhlands Sammlung Nr. 211.

die Mädchen in Batavia[1]). Das Reservistenlied „Brüder, freut euch in der Runde" wird in Wolframs und Köhler-Meiers Sammlungen noch ohne Kehrreim verzeichnet; in H. Böse's Volksliedern (1914 S. 176) folgt der Zusatz: „Glori, glori, glori, gloria, Schön sind die Mädchen zwischen siebzehn, achtzehn Jahr'." Ebenso bei Kutscher (S. 161), wo dem zweimaligen Glori ein Halleluja folgt. In diesen Kehrreimen ist die kirchliche Bedeutung des Gloria weiter zusammengeschrumpft und nur noch eine Klangformel als Symbol der Freude übrig geblieben. Wir finden eine fluktuierende Formel, die sich den verschiedenartigsten Liedern unorganisch und parasitär an die Fersen heftet. Könnte sie sich nicht auch an den Guten Kameraden gehängt und um eine stolze Viktoria vermehrt haben, ohne auf Hesekiels Gedicht zu fußen?[2])

Wir kommen schließlich zu der Schlußformel „Mit Herz und Hand Für das Vaterland". Wenn das Soldatenlied aus dem Text

---

[1]) Die Erwähnung Batavias, das in vlämisch-holländischen Liedern und Gedichten eine große Rolle spielt, könnte auf Einfluß von dieser Seite herführen. In der holländischen Gelegenheitsdichtung des 17. und 18. Jahrhunderts kommt der Reim victori: glori oft vor (vgl. D. F. Scheurleer, Van varen en van vechten, 'Gravenshage 1914, I, 99, 147; II, 280; III, 49, 138, 144, 157, 193, 196, 489, 507). In dem Lied „Fransche ratten, rolld uw 'matten, einem Spottlied über die Niederlage der Franzosen in Rußland (van Duyse II, 1830) heißt es: 'T is victorie ende glorie voor de jonge lieden). Für das gewöhnliche glorie kommt auch glorje und gloria vor (Vgl. de Vries, Woordenbook V, 155). — Auch die Franzosen haben neben dem gloire der Schriftsprache im Argot ein gloria, das eine Tasse schwarzen Kaffees mit über Zucker abgebranntem Kognak bedeutet (vgl. Littré's Erklärungsversuch im Dictionnaire). In dem franz. Volkslied „Je pars pour l'armée du Bas-Rhin (Puymaigre S. 379) singt das Mädchen, das ihrem Schatz als Marketenderin in den Krieg nachzieht:

Pour les hussards il me faudra
Du vin, du rhum et du gloria.

[2]) Zur sonstigen Wortgeschichte des Gloria besitzt die Zentralsammelstelle des Deutschen Wörterbuchs in Göttingen zahlreiche Belege. Vgl. auch Herm. Fischer, Schwäbisches Wörterbuch III, 706. — Zur Reimverbindung Gloria-Viktoria sei ein neueres Kunstlied angeführt, das vor etwa 20 Jahren in studentischen Kreisen gern als Solo vorgetragen wurde, dessen Verfasser und genauer Text mir indessen nicht bekannt sind. Der Anfang lautete etwa:

Das Schlimmste, was ich vom Leben nur weiß,
Ist, daß es einmal muß enden.
Sonst würd' ich als hundertjähriger Greis
Mein Krüglein noch drehen und wenden.
Dann werd' ich auf den Schenktisch schlagen usw.

Refrain: Kling, klang, gloria,
Potori est victoria.

Hesekiels entstanden wäre, müßte man annehmen, daß es die Fortsetzung „Für das liebe Preußenland" unterdrückt und damit das Ganze verbessert habe. Die Phrasierung des Kunstdichters „Herz und Hand" ohne die Präposition „mit", wie sie das Volkslied bietet, ist etwas gekünstelt, und der Volksgesang hätte auch hier eine schlichtere und natürlichere Fassung gefunden, als sie dem Kunstlied ursprünglich eigen war. Solche Stilverbesserungen des Volksgesanges an Kunstgedichten sind nun freilich häufiger beobachtet worden, bilden aber keineswegs die Regel. Die alliterierende, besonders bei Eingehung eines Ehebündnisses vielgebrauchte Formel „Herz und Hand"[1]) und das nahe liegende Reimband „Hand : Vaterland"[2]) sind alte gangbare Münzen im Haushalt der Sprache, die sowohl das Volkslied wie das Kunstlied immer von neuem aufgreifen kann. Die Formel ist in gewissem Sinn vorgebildet in Maßmanns ganz volksläufig gewordenem Lied aus dem Jahre 1820:

Ich hab' mich ergeben
Mit Herz und mit Hand
Dir, Land voll Lieb und Leben,
Mein deutsches Vaterland.

Der zweite und vierte Vers enthält unsere Formel in nuce. Das Volkslied berührt sich mit diesem Liede durch den jambischen Rhythmus und die präpositionale Verbindung im zweiten Vers, während Hesekiel bei trochäischem Rhythmus diese fallen läßt. Die Fassung des Soldatenliedes findet sich nun ebenfalls in einem aus Österreich stammenden Text zum Radetzky-Marsch (Klabund S. 156, Joh. Lewalter, Reichswacht S. 114):

Kameraden, halts enk fest zusamm,
Wir ziehn hinaus in Gottes Nam,
Mit Herz und Hand
Für's Vaterland,
Machts Östreich nur ka Schand!

Über das Alter dieses Liedes vermag ich zwar Genaueres nicht beizubringen, aber daß die fragliche Formel hier erst aus dem Anhängsel des Guten Kameraden oder gar aus Hesekiel entlehnt sei, ist wenig wahrscheinlich — das Lied, das den Dreireim (Hand : Vaterland : Schand') bevorzugt, weist einen ziemlich festgefügten Bau

---

[1]) Vgl. Grimms Wörterbuch IV, 2 Sp. 1216 und 340; Heyne, Deutsches Wörterbuch II, 35.

[2]) Es kommt schon in dem preußischen Marsch aus den Freiheitskriegen „Der König rief und alle, alle kamen" (Ldh. II, 172) vor.

auf[1]). Ich meine, daß auch in der Fortsetzung des Guten Kameraden diese Formel nicht unbedingt auf Hesekiel zurückzugehen braucht.

Wir haben die einzelnen Bestandteile des Kehrreims ein wenig auf ihre Herkunft geprüft und gefunden, daß jeder Formel eine gewisse Volksmäßigkeit innerhalb des allgemeinen Volks- und Soldatengesanges zukommt, daß sie in der Tradition wurzeln. Aus dieser Tradition schöpft die fortlaufende Entwicklung des Volksliedes in dem steten Fluß der Weiterbildung in erster Linie, oft so, daß durch stückweises Zusammenwachsen ursprünglich getrennter Teile eine neue Einheit entsteht. Aus dieser Tradition kann auch der Kunstdichter schöpfen, wenn er sich des volkstümlichen Stils bedient. Dies könnte auch bei Hesekiel der Fall gewesen sein, denn wenn der Kehrreim nachweisbar bereits 1880 bekannt war, könnte er auch schon während des dänischen Krieges 1864 gesungen und von ihm gehört worden sein. Andererseits übt auch der Kunstdichter unter Umständen einen bestimmenden Einfluß auf die Tradition aus, und Hesekiels Verse könnten ins Volk eingeführt und dort umgestaltet worden sein, denn in ihnen treten die einzelnen erörterten Motive nicht getrennt, sondern nebeneinander auf, und darin besteht die Stärke der Hypothese Friedländers. Die bis jetzt vorliegenden Materialien reichen noch nicht aus, um eine Entscheidung in dem einen oder andern Sinne mit Sicherheit fällen zu können. Im Gegensatz zu der Annahme, daß dieser Volksreim aus dem Kunstlied entlehnt sei, habe ich — audiatur et altera pars — auch die andere Möglichkeit betont, die Weiterentwicklung des Volksliedes im Rahmen seiner eigenen Bedingungen und Hilfsquellen. Es können aber auch andere Mischungsverhältnisse vorliegen, die sich unserer Kenntnis entziehen.

---

[1]) In anderen Texten freilich, so in einem Lied für Armierungssoldaten (Badische Blätter für Volkskunde 1915 S. 70):

Mit Herz und Hand fürs Vaterland
Die Mannen zogen aus,
Ein heißer Kampf, ein Weltenbrand
Tobt rings ums Vaterhaus,

und in dem Schipperlied („Mit Herz und Hand, mit der Schippe [mit dem Säbel] in der Hand, fürs Vaterland!") stammt die Formel wohl erst aus dem Gloria Viktoria-Reim.



Der Lenorenstoff in der lettischen Volksüberlieferung.

Von Professor M. Böhm, Straßburg i. E.

Die Sammlung lettischer Märchen und Sagen von Lerch-Puschkait[1]) enthält den aus Bürgers Ballade allbekannten Lenorenstoff in zwei Fassungen, die beide im lettischen Sprachgebiet, die eine in Süd-Livland, die andere in Kurland aus dem Volksmunde aufgezeichnet sind. Sie lauten in wortgetreuer Übersetzung folgendermaßen:

I. Ronneburg (Livland).

Ein Mädchen verlor seinen Bräutigam und vergoß um ihn viele Tränen. Da erschien ihm nachts sein Bräutigam und sprach: „Willst du, so komm zu mir, aber laß das Weinen. In der nächsten Nacht lege ein weißes Kleid an, nur darfst du die Schürze nicht mit einem Bande befestigen, sondern sollst sie mit Nadeln anheften."

Gut, das Mädchen kleidete sich in der nächsten Nacht an und wartete. Um Mitternacht kam der Bräutigam auf einem weißen Pferde angeritten, setzte die Braut neben sich und ritt auf den Friedhof zurück. Unterwegs machte ihr der Bräutigam bange, indem er sagte: „Der Mond scheint hell, der Tote reitet kühn; graut dir denn nicht vor mir, mein Liebchen?" Aber das Mädchen hatte keine Furcht.

Sie ritten in den Friedhof ein. Alsbald tat sich ein Grab auf, und nun sagte der Bräutigam: „Bleib am Grabesrande, ich selbst will ins Grab steigen und dich hineinziehen." Das sagte der Bräutigam absichtlich, denn er dachte: Jetzt wird ihr doch bange werden, und sie wird nach Hause zurückkehren. Aber nein, das Mädchen trat noch dicht an den Rand des Grabes, damit er es hineinziehe. Nun faßte er ihre Schürze und zog an ihr, aber da die Schürze nur lose befestigt war, riß er sie bloß ab, und das Mädchen blieb am Rande. (Er hatte im Traume nur deswegen geraten, die Schürze anzustecken, um es nicht ins Grab zu ziehen.) Das Grab schloß sich sogleich, und das Mädchen mußte wohl oder übel heimkehren. Am nächsten Morgen begab es sich auf den Friedhof, um nach seiner Schürze zu sehen, es fand sie in kleine Fetzen zerrissen.

---

[1]) Lerch-Puschkait V, 9^{36} S. 75; V, 9^{7}, S. 61; VII, S. 76; VII, S. 73.

In der dritten Nacht erschien ihr der Bräutigam nochmals im Traume und sagte: „Hätte ich dich ins Grab gezogen, so wären deine Knochen in kleine Splitter zertrümmert. Weine deshalb nicht mehr nach mir."

II. Brambergshof (Kurland).

In alten Zeiten hatte ein Bauer eine Tochter, eine leidenschaftliche Tänzerin. Diese verheiratete sich, aber ihr Mann fand schon im folgenden Jahre einen jähen Tod. Trotzdem regte sich in der Witwe schon im dritten Jahre die Tanzlust aufs neue, und sie tanzte denn auch, wo immer ein Fest war.

Einmal aber begab es sich, daß sie auf der Hochzeit eines Nachbars keine Gelegenheit zum Tanzen gefunden hatte, darüber war sie ganz aus dem Häuschen. „Unerhört!" so zürnte sie nachts auf dem Heimwege, „wäre mein Mann noch am Leben, mit dem hätte ich mich nach Herzenslust austanzen können." Kaum hatte sie so gesprochen, da erschien eine weiße Mannesgestalt, umfaßte sie und tanzte, daß es stäubte. Sie drehte sich im Wirbel, merkte aber plötzlich: der Weiße hatte kalte Hände, ein fahles Gesicht — es mußte eine Leiche sein. Ei zum Kuckuck! jetzt wurde ihr doch seltsam zu Mute. Kurz entschlossen riß sie sich los und stürzte davon, aber der Weiße war hinter ihr her. Jetzt lief und lief sie, aber sieh da, in ihrer Todesangst verlor sie den Weg und geriet in einen Wald, an dessen anderem Rande ein Friedhof lag. Zum Glück bemerkte sie eine erleuchtete Hütte, und in der Stube saß ein altes Mütterchen. Atemlos lief sie dort hinein, und das Mütterchen fragte nach ihrem Begehr. — So und so, ob sie sie nicht vor dem Weißen, der ihr auf den Fersen sei, retten könne. — „Wollen wir sehen, Töchterchen, wollen wir sehen, aber dann mußt du mein Rätsel erraten: „Ein grünes Pflänzchen, ein rotes Käppchen (Erdbeere);" kannst du das nicht erraten, so kann ich dich nicht retten."

Die Witwe riet und riet die ganze Nacht, schon kam der Morgen, und noch hatte sie die Lösung nicht gefunden. „Nichts zu machen", sagte die Alte, „geht heute noch nach Hause!" So blieb es. Da, in der nächsten Nacht kam zu der Witwe ein weißer Reiter auf weißem Pferde geritten und lud sie ein, ihm zu folgen. Sie tat es in halber Betäubung und stieg auf den Rücken des weißen Pferdes. Sie setzte sich vorne hin, der weiße Reiter in ihrem Rücken. Unterwegs fragte sie der Weiße: „Graut dir auch vor deinem Manne?" — „Ach nein!" — „Das ist schön", antwortete jener

und begann zu trällern: „Der Mond scheint hell, mein Pferd ist blank (spohschs), der Mond scheint hell, mein Pferd ist blank.“ Zuletzt hielt das Pferd an einem Grabhügel an und verwandelte sich in einen Sargdeckel; die Witwe aber starb in demselben Augenblick.

Bei näherer Prüfung ergeben sich als beiden Fassungen gemeinsame Züge die folgenden:

1. Die Sehnsucht der Braut nach dem verstorbenen Bräutigam ruft diesen aus seiner Grabesruhe. 2. Er erscheint zu Pferde und entführt seine Braut. 3. Dabei fragt er sie, ob ihr nicht vor ihm graue. 4. Er singt ein Lied, das starke Anklänge an die aus Bürgers Ballade bekannte Fassung offenbart. 5. Er führt sie auf den Friedhof an sein Grab.

In diesen Zügen deckt sich die lettische Fassung im wesentlichen mit den auf deutschem und slavischem Sprachgebiet verbreiteten von Wackernagel und Erich Schmidt einerseits, von Wollner andererseits gründlich untersuchten Überlieferungen [1]). Demgegenüber begegnen uns in den beiden lettischen Fassungen nicht unerhebliche Abweichungen untereinander und zum Teil von den sonst bekannten Formen. Am nächsten kommt diesen die Variante I. Sie enthält als Sonderzüge: 1. Der Bräutigam erscheint der Braut vor und nach der Entführung je einmal im Traum. 2. Er will sie nicht mit sich ins Grab nehmen, sondern nur verhindern, daß sie um ihn weint. 3. Zu diesem Zweck wendet er die List mit der Schürze an. 4. Das Verlangen des Mädchens nach dem Bräutigam weicht selbst am offenen Grabe nicht. 5. Belehrung des Mädchens in einem zweiten Traum. 6. Sie bleibt am Leben. 7. Statt ihrer wird ihre Schürze vom Toten zerrissen.

Es fehlen dagegen hier von den sonst bekannten Motiven: 1. Die Antwort des Mädchens auf die Frage, ob es sich fürchte; statt dessen heißt es bloß: es hatte keine Furcht. 2. Die Unterhaltung unterwegs. 3. Die Flucht vom Kirchhof und die Verfolgung durch den Toten. 4. Der befreiende Hahnenschrei.

Wenn Wollner als Grundlage der Erzählung hinstellt, daß „der Tote der Überlebenden feindlich gegenübersteht und sie aus

[1]) W. Wackernagel, Zur Erklärung und Beurteilung von Bürgers Lenore. Kleinere Schriften II S. 399—427. E. Schmidt, Charakteristiken S. 199. Wollner, Slavisches Archiv VI S. 239. Zahlreiche Ergänzungen der von Wollner angezogenen Varianten bietet ferner Bugiel im Slavischen Archiv XIV S. 146.

Rache für die Störung seiner Grabesruhe zu verderben versucht", so ist gerade dieser Zug hier in sein Gegenteil verkehrt. Auch in der lettischen Sage raubt die Trauer des Mädchens dem Bräutigam die Ruhe, aber während es ihr mit der Wiedervereinigung mit dem Geliebten so sehr ernst ist, daß sie nicht einmal vor dem offenen Grabe das Grauen überkommt, sucht er sie dem Leben zu erhalten und wendet dazu die List mit der Schürze an. Hier vermißt man eine hinreichende Motivierung: „Das Grab schloß sich sogleich (ohne daß, wie sonst, der Hahn gekräht hätte), und das Mädchen mußte wohl oder übel heimkehren." An die Stelle der sonst gewöhnlichen tragischen Lösung ist kein befriedigender Ersatz getreten, denn das Mädchen erscheint auch nicht bekehrt. Es tritt deshalb der Gang auf den Friedhof hinzu, wo sie ihre Schürze zerrissen findet, und eine dritte Erscheinung des Geliebten, wobei dieser mit dem Hinweis auf die Gefahr, der sie entronnen ist, ihr noch einmal das Weinen wehrt, ob mit Erfolg, bleibt ungesagt.

Die erste Erscheinung des Bräutigams im Traum, bei der er seinen Besuch für die nächste Nacht ankündigt, findet sich auch in der litauischen Variante Wollner S. 251, wo der Braut zugleich die Weisung gegeben wird, sie solle sich wie zur Kirche putzen und ihre Kleider in einen Packen gebunden mitnehmen. Auch hier vermitteln die Kleider die Rettung, der Rat des Toten steht indes in Widerspruch zu seiner Absicht, das Mädchen in seine Gewalt zu bringen, wie auch die an die Teufel gerichtete Aufforderung, das Mädchen zu verfolgen, das doch bisher in seiner Gewalt war, auf eine Verstümmelung hinweist.

Das Motiv der zerrissenen Schürze begegnet in diesem Zusammenhang des öfteren (auch auf deutschem Sprachgebiet, wenngleich offenbar unter slavischem Einfluß, in Münchendorf, Niederöst., bei E. Schmidt a. a. O. S. 227 f.). Es beruht auf der weit verbreiteten Anschauung, daß alles, was eine Person an sich trägt, wie die Kleidung, als ein Stück ihres Wesens erscheint und dem Verfolger einen gewissen Ersatz für die Person selbst bietet. Ähnlich wie hier werden in der Märchenformel der magischen Flucht durch Fortwerfen des Tuchs, Steins, Striegels usw. Hindernisse in Gestalt eines Wassers, Gebirges und Waldes geschaffen, deren Forträumung der Verfolgten Zeit zur Rettung gewährt. Und ebenso wird in mehreren der von Wollner erwähnten slavischen Varianten der verfolgende Tote, dessen Hilfe der Bräutigam anruft, durch Fortwerfen von Kleidungsstücken aufgehalten. Die Schürze als Rettungs=

mittel am Grabe begegnet u. a. in einem kroatisch-slowenischen Märchen (Wollner S. 256 f.), auch dort mit lückenhafter Motivierung. Denn das Mädchen erklärt dem Bräutigam beim Aufbruch, es wolle sich noch seine Jacke holen, „sie nahm sie aber nicht mit, sondern nur die Schürze", die der Tote nun statt des Mädchens ins Grab zieht und später zerreißt, doch wartet der Geretteten hernach noch eine zweite Gefahr im Totenhäuschen. In der Mitnahme der Schürze eine Vorsicht des Mädchens gegenüber einer geahnten Gefahr zu erkennen, verbietet ihr Vertrauen zum Geliebten: „Wie sollte ich mit dir Furcht haben?", da sie nicht wußte, daß er tot sei.

Den glücklichen Ausgang hat unsere Sage gemeinsam mit der kleinrussischen Variante S. 247: „Es ist dein Glück, daß du fortliefst, sonst hätte ich dich gelehrt, um Tote weinen." Wie in der lettischen, so liegen auch in der tschechischen Fassung (Wollner S. 254) die Hemden, welche die Braut im Auftrag des Geliebten gefertigt hat und — dort jedoch ohne sein Geheiß — mit aufs Pferd nimmt, am folgenden Morgen zerrissen auf den Gräbern, und schließt die Erzählung mit der Moral, man erfährt nicht, wer sie spricht: „Wohl dir, Jungfrau, daß du an Gott gedacht hast, sonst wäre es deinem Leib gegangen wie den Hemden."

Die zweite, in Kurland aufgezeichnete lettische Variante enthält folgende selbständige Züge:

1. Eine Witwe wünscht sich ihren verstorbenen Mann herbei, um mit ihm der Tanzlust zu frönen. 2. Sie sucht vor dem verfolgenden Toten Zuflucht in einer in der Nähe eines Friedhofs liegenden Hütte. 3. Deren Inhaberin, ein altes Mütterchen, stellt als Bedingung für den erbetenen Schutz die Lösung eines Rätsels. 4. Da die Frau das Rätsel nicht zu raten vermag, verfällt sie abermals der Gewalt ihres Gatten.

In ihrer Gesamtheit bilden die genannten Züge nur die Einleitung zu der sonst den Kern und Höhepunkt bezeichnenden Entführung, die hier in aller Kürze, wenngleich ohne Auslassung eines wesentlichen Momentes angefügt erscheint. Es treten uns also zwei selbständige Erzählungen, nur locker miteinander verbunden, entgegen. Die erste dürfte sich ursprünglich aus folgenden Zügen zusammengesetzt haben: 1. Ein Mädchen äußert seine Sehnsucht nach dem verstorbenen Bräutigam, um mit ihm nach Herzenslust zu tanzen. 2. Als dieser wirklich erscheint und ihren Wunsch erfüllt, erfaßt sie ein Grauen, und sie flieht, vom Toten verfolgt. 3. Sie bittet ein altes Mütterchen, das in der Nähe des Friedhofs wohnt, um Schutz. Dieses knüpft

sein Versprechen der Rettung an die Lösung eines Rätsels. 4. Das Mädchen kann das Rätsel nicht raten und fällt in die Gewalt des Verfolgers. Ich vermute jedoch, daß der Schluß dieser Sage ursprünglich so lautete, daß das Mädchen durch Lösung des Rätsels gerettet wurde. Um jedoch jene Fassung mit der Erzählung der Entführung zu verschmelzen, mußte der Schluß geändert werden.

Das Neue, das uns in dieser Fassung entgegentritt, setzt sich aus folgenden Motiven zusammen:

1. Der Geliebte flößt dem Mädchen sofort ein unüberwindliches Grauen ein, er ist als blutdürstiger Vampyr zu erkennen. 2. Das Mädchen wendet sich mit der Bitte um Rettung an eine alte Frau, die in der Nähe des Friedhofs wohnt. 3. Diese macht ihren Beistand von der Lösung eines Rätsels abhängig.

Die beiden ersten Motive werden als solche kenntlicher durch Vergleich mit einer weiteren in Brucken (Kurland) aufgezeichneten lettischen Sage (III), die hier gleichfalls wiedergegeben sei:

Es waren einmal zwei Mädchen, von denen hatte jedes einen Liebsten, aber die Armen verloren alle beide ihren Liebsten, da weinten sie ohne Ende.

Einmal begleiteten die beiden Trauernden andere Mädchen zu einem Tanzfest. Dort angelangt, sehen sie ihre Liebsten daselbst in einer Ecke stehen. Der Tanz beginnt, und die beiden nehmen jeder seine Liebste und tanzen mit, aber furchtbar schnell tanzen sie. Die Mädchen werden müde und erzählen einer Alten, daß ihre Liebsten daselbst in der Ecke ständen, und daß sie so furchtbar schnell mit ihnen tanzten. Die Alte wunderte sich und konnte die Liebsten nirgends erblicken. Zuletzt gab sie den Mädchen folgenden Rat: „Wenn ihr wieder tanzt, so tretet euren Liebsten auf die Füße oder werft ihnen etwas in die Stiefel.“ Gut, das eine Mädchen trat ihrem Liebsten auf den Fuß, das andere warf ihm einen Ring in den Stiefel. Sogleich hinkten ihre Liebsten in die Ecke und wurden dort unruhig. Die Mädchen ergriff Furcht, und sie entwischten nach Hause, aber ihre Liebsten verfolgten sie. Zum Glück bemerkten die Mädchen ein kleines, nettes Häuschen und schlüpften dort hinein. In dem Häuschen las ein altes freundliches Mütterchen in einem großen Buch und fragte, warum die beiden in solcher Furcht wären (die Alte war keine andere als Laima). So und so, erzählten die Mädchen. Da riet ihnen Laima, sie sollten nicht mehr um ihre Liebsten weinen, denn ihre Tränen störten deren Schlummer.

Nachdem sie so gesprochen hatte, verschwand Laima, verschwand auch das nette Häuschen, und alles war gut.

Hier werden zunächst die Tänzer noch deutlicher als den Lebenden feindliche Dämonen gekennzeichnet, nicht nur wie in Variante II durch ihre Kälte und fahle Gesichtsfarbe, sondern auch durch ihren rasenden Tanz und die fleischlosen Füße. Dadurch erinnern sie an die aus slavischen Überlieferungen bekannten, aber auch im lettischen Volksglauben eine hervorragende Stellung einnehmenden blutdürstigen Geister beiderlei Geschlechts, die gerufen oder ungerufen, aus dem Grabe wiederkehren und die Lebenden, wenn sie ihrer habhaft werden können, zerreißen oder verschlingen. Besonders gehren sie (im Volksglauben der Letten) nach dem Blute noch ungetaufter Kinder, weil sie oder die „Geistermutter" damit ihre unterirdischen Kinder taufen. Als Kennzeichen solcher Blutsauger gelten: lange, krumme, auch blutige oder eiserne Zähne, Stier-, Schaf- oder schlechthin behaarte Beine, wohl auch ein Tierschwanz. Es sind die Geister der Menschen, die auf Erden einen unlauteren Lebenswandel geführt haben. Man entledigt sich ihrer abgesehen von christlichen Abwehrmitteln (Bibel, Kreuzzeichen, Vaterunser) durch Hinhalten bis zum Hahnenschrei oder indem man ihnen den Kopf abhaut und diesen im Sarg zwischen die Beine bettet. Ein reiches Material über sie findet sich bei Lerch-Puschkait VII S. 130—220.

Unter dem Mütterchen haben wir die eben erwähnte Geistermutter (welju mahte) zu verstehen, die im lettischen Volksglauben des öfteren begegnet. Sie hat wie die Blutsauger Kuh- oder behaarte Beine und wohnt auf dem Kirchhof über oder unter der Erde, auch im Leichengewölbe, wo sie die Schlüssel zum Jenseits oder zu den Gräbern hütet. Deshalb wenden sich die Seelen der Verstorbenen an sie mit der Bitte: „Ach Geistermutter, ich bitte dich, gib mir den Grabesschlüssel, daß ich für das alte Mütterchen das Grab erschließen kann!" Man opferte ihr im Geistermonat, zwischen Michaeli und dem 2. November (Lerch-Puschkait VII S. 122 und 300) oder in anderen Gegenden zwischen Martini und dem 12. Dezember, Bier, Milch, Honig, Brot und wartet, daß sie erscheint, sich daran zu laben. Um Mitternacht schreitet sie über den Friedhof und gestattet auch den Toten, um diese Zeit ihre Gräber zu verlassen. Der Bauer schickt die Geister, nachdem er sie durch ein Opfermahl bewirtet hat, wieder zur Geistermutter heim. Diese erscheint somit als eine Beherrscherin der Toten, wird auch gelegentlich Windmutter oder

Teufelsmutter genannt und tritt uns besonders in den lettischen Märchen unter mancherlei Gestalten entgegen, auf und unter der Erde, bisweilen verdreifacht und in Beziehung zu einem männlichen Dämon, der schlechthin Teufel (welns) genannt wird.

Das Rätselraten hatte bei den Letten in alten Zeiten rituelle Bedeutung und stand in engem Zusammenhang mit dem Totenkult. Es wurde in den Geisterwochen, besonders in der letzten Oktoberwoche gepflegt, derart, daß man in das Erraten vieler Rätsel einen besonderen Ehrgeiz setzte und die Alten die Jungen fleißig dazu anhielten. Außerhalb der genannten Tage galt es als unzeitgemäß und wurde den Kindern versagt. Die Halslöserätsel, wie ein solches auch in unserem Fall vorliegt, begegnen denn auch in den lettischen Märchen und Schwänken nicht selten[1]). Seinem Inhalt nach scheint das Rätsel, das die Alte dem Mädchen zu raten gibt, im Zusammenhang mit der mythologischen Eigenart der Totenmutter zu stehen. Eine ähnliche Beziehung besteht auch zwischen der der lettischen Geistermutter nahe verwandten Frau Holle und der Erdbeere.

Wie in der lettischen Sage das Mädchen bei der Geistermutter Rettung sucht, flüchtet sie in den slavischen Varianten in eine gleichfalls in der Nähe des Kirchhofs liegende Totenkammer, und der verfolgende Bräutigam fordert von dem dort aufgebahrten Toten ihre Auslieferung, während sie sich durch mancherlei List, die zeitraubende Erzählung von des Flachses Qual oder durch Vortäuschung des Hahnenschreis oder durch die Perlen des Rosenkranzes, die ihr zur Abwehr dienen, oder durch Gebet der Gefahr entzieht. Das Motiv von des Flachses Qual begegnet auch in lettischen Überlieferungen, wenngleich in anderem Zusammenhang als Mittel zur Rettung vor einem verfolgenden „Teufel". Eine solche folgt unten anhangsweise (IV). In näherer Verwandtschaft mit der lettischen Rätselfrage als die slavischen Überlieferungen steht endlich das litauische Märchen vom Mädchen und ihrem Freier bei Schleicher, Litauische Märchen S. 34, wo gleichfalls ein altes Weib zwei von ihren Tänzern verfolgten Mädchen Schutz gewährt, indem es seinerseits die Verfolger durch die Erzählung von des Flachses Qual hinhält.

Der erste Teil der Variante II erscheint selbständig, also ohne die Rätselepisode und ohne die Friedhofszene, in der oben unter III wiedergegebenen lettischen Fassung, in der statt der Geistermutter die dieser gleichfalls verwandte Schicksalsgöttin Laima erscheint. Sie

[1]) Beispiele finden sich in M. Böhm, „Lettische Schwänke und verwandte Volksüberlieferungen", Reval F. Kluge 1911, Nr. 25, 26 II und Anm.

nimmt die beiden Mädchen, die hier statt des einen begegnen, gütig in ihren Schutz und ermahnt sie, künftig die Grabesruhe ihrer Geliebten nicht mehr durch ihre Tränen zu stören.

Zum Schluß sei noch einer lettischen Sage gedacht, die nach dem Lenorentypus gestaltet ist, jedoch die handelnden Personen vertauscht, indem die aus Sehnsucht nach dem fernen Geliebten gestorbene Braut ihm bei seiner Rückkehr in die Heimat erscheint und ihn mit sich ins Grab zu ziehen versucht. Die hübsch erzählte Begebenheit macht jedoch nicht den Eindruck alter Überlieferung, sondern kennzeichnet sich als eine jüngere, immerhin volkstümliche Erfindung mit Benutzung von tief im Volksglauben wurzelnden, aus entlegener Vergangenheit ererbten Motiven (s. unten Nr. V).

Diese vergleichende Betrachtung lettischer, litauischer und slavischer Überlieferungen des Lenorenstoffes lehrt, wenngleich auf engem Gebiet, daß hier wie dort verwandte Motive in mannigfaltigen Kombinationen sagenbildend erscheinen, daß sich jedoch die lettischen Sagen mit den litauischen enger berühren als mit den slavischen. Die Abhängigkeit der lettischen Volksdichtung von der litauischen als der älteren tut indes der Selbständigkeit ersterer in der Umgestaltung und Fortentwicklung übernommener Stoffe keineswegs Eintrag.

IV. Kandau (Kurland).

An einem Herbstabend, zu später Stunde ging ein Mann auf der Landstraße. Bei dem nächsten Gesinde angelangt, gedachte er einzukehren und um ein Nachtlager zu bitten; doch fiel ihm ein, daß alle schliefen, und so ging er geradeswegs zur Rije. Zum Glück war die Rije offen und noch warm, wie wenn sie eben erst geheizt wäre. In der Rije war Flachs gehäuft, er legte sich auf den Haufen und verfiel bald in sanften Schlaf.

Da tauchte plötzlich kurz vor Mitternacht ein Teufel auf und fragte den Schläfer: „Wer bist du?" Der Schläfer antwortete: „Flachs." Der Teufel fragte weiter: „Kann ich hinübersteigen?" Der Schläfer erwiderte: „Wenn du das ertragen kannst, was der Flachs erleiden muß, so kannst du hinübersteigen." — „Was muß der Flachs erleiden?" fragte der Teufel. Da begann der Schläfer zu erzählen: „Ich wuchs mit tausend anderen zusammen. Die Erde, unsere Mutter, spendete uns, wessen wir bedurften, ohne daß wir uns zu bemühen hatten, und wir waren frohgemut und schaukelten unter dem blauen Himmel im hellen Sonnenschein. Da überfielen uns unbeflügelte Zweifüßler, raubten uns unserer Mutter, hieben

uns die Köpfe ab, ertränkten uns in Teichen, führten uns dann aufs Feld hinaus und breiteten uns auf den Stoppeln aus. Dort mußten wir sechs Wochen lang in der Kälte unter freiem Himmel frieren. Dann, nachdem wir so ausgebreitet gelegen hatten, brachte man uns in die Rijen. Hier wird man uns treten und auf Flachsbrechen die Knochen zerbrechen, man wird uns auf das Schwingbrett legen, uns mit dem Schwingmesser bearbeiten, auf spitzen Nadeln hecheln, dann spinnen, weben und vernähen, vertragen und verreißen, daß nur noch Lumpen übrig bleiben; die wird man dann wieder sammeln, einweichen und zu Brei einstampfen."

Sobald der Schläfer in seiner Erzählung innehielt, fragte der Teufel wieder: „Wer bist du?" Der Schläfer antwortete: „Flachs." „Kann ich hinübersteigen?" fragte der Teufel. „Wenn du das ertragen kannst, was der Flachs erleiden muß, so kannst du hinübersteigen." Darnach zählte er alle Leiden des Flachses von neuem auf. Und solange erzählte der Mann, bis der Teufel des Anhörens überdrüssig wurde und der Hahn krähte.

V. Neugut (Kurland).

Ein junger Mann hatte sich, noch ehe er unter die Soldaten gehen mußte, in ein Mädel verliebt und ihm seine Liebe gestanden.

Das Mädel war hoch beglückt und ergab sich ihm mit Herz und Seele. Dann aber brach eine schmerzensreiche Zeit für sie an: er wurde zum Heeresdienst einberufen — sie mußten sich trennen. Beim Scheiden schworen die beiden sich ewige Liebe und Treue. Mögen solche Schwüre auch oft und von vielen gebrochen worden sein, bei unseren jungen Leuten war dies nicht der Fall. Lange 25 Jahre dachten sie aneinander und warteten aufeinander. Jetzt fehlte nur noch ein halbes Jahr, und Juris wird in die Heimat zurückkehren und seine Auserkorene glücklich machen können. Die Herzen beider Liebender waren voll Freude und Wonne bei dem Gedanken, daß sie bald zeitlebens vereint sein sollten. Aber kurz vor Juris Heimkehr erkrankte seine Braut und starb. Juris erfuhr davon natürlich nichts. Mit ihm begaben sich noch mehrere andere in die Heimat, und alle miteinander langten sie in Bauske an. Der Abend brach ein, daher suchten sie für die Nacht eine Herberge. Aber Juris, der sich nach langer Zeit so nahe seinem lange entbehrten Heimatsort befand, war dies nicht nach dem Sinn. Er beschloß weiterzuwandern, um so bald als möglich seine Lieben wiederzusehen. So setzte er allein seinen Weg fort. Mitternacht war schon vorüber, als Juris

die Kirche seines Heimatsortes erreichte. Da trat ihm mitten auf der Straße eine Frau in den Weg, schaute ihn an und kam mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu. Juris war anfangs betroffen, dann aber erkannte er die Frau bald an Stimme und Aussehen als seine Liebste. Er umarmte und küßte sie, fuhr jedoch, wie von einer Schlange gestochen, zurück, denn seine Geliebte war eiskalt. „Ah, du erschrickst vor meinen kalten Lippen", sagte diese; „sei nicht bange, um deinetwillen, im Verlangen nach dir sind sie so geworden. Komm, geh mit mir, dann wollen wir uns erwärmen und miteinander plaudern!"

Juris war es zu Mute, als hätte er seinen Verstand verloren. Er fühlte sich in einer geistigen Verfassung, daß er weder einen klaren Gedanken fassen, noch ein Wort über die Lippen bringen konnte; ihm war, als träumte er: Seine Geliebte faßte ihn an der Hand und zog ihn mit sich, er aber folgte ihr ohne Sträuben. Sie führte ihn an vielen Häuschen vorüber, die rings von hübschen Bäumen umstanden waren, und vor denen bunte Blumengärtchen angelegt waren. Nachdem sie eine Weile gegangen waren, blieb sie vor einem anscheinend ganz neuen Häuschen stehen, das war noch ungepflegt und, wie es schien, noch nicht ganz fertig gestellt. Dort rief sie ihm zu: „Nun, geh hinein!" indem sie mit der Hand auf die Türe wies. Er aber erwiderte, er wußte selbst nicht warum: „Geh du selbst voran!" Seine kalte Braut öffnete wie zögernd die Tür und ging hinein. Aber in diesem Augenblick fiel es Juris wie Schuppen von den Augen, und er sah, daß er auf dem Kirchhof an einem Grabe stand. In eben diesem Augenblick krähte in der Nähe ein Hahn, und da wurde ihm klar, daß er sich auf dem Kirchhof, in der Nähe des Kirchenkruges befand, bei dem der Hahn gekräht hatte. Wie ein gescheuchter Hase sprang er über den Kirchhofswall und eilte zum Kruge. Dort angekommen, wollte er hinein, aber alle Fenster waren dunkel, die Bewohner schliefen. Als er sich nun nach allen Seiten umgeschaut hatte und nichts Befremdliches wahrnahm, begab er sich in Gedanken versunken und tief erschüttert zum Gesinde seines Vaters. Dort erfuhr er, daß seine Braut nicht mehr unter den Lebenden weile, sondern auf dem Kirchhof ruhe, den sie verlassen hatte, um ihn zu erwarten, und wohin sie ihn auch hatte führen wollen.



Polnische Dämonen IV. [1])

Von Professor O. Knoop, Rogasen.

1. Der Smok.

Vor Jahren stand zu Ritschersheim im Kreise Wongrowitz eine alte Dorfschänke. Sie ist heute nicht mehr vorhanden; denn kein Mensch konnte darin wohnen, weil ein Geist da sein Wesen trieb. Sie wurde deshalb abgerissen.

Über diesen Geist wird folgendes berichtet: Vor Jahren lebte in der Schänke ein junges Ehepaar. Die Frau war sehr schön. Der Gutsbesitzer, dem die Schänke gehörte, hatte deshalb ein Auge auf sie geworfen und sie zu bereden gesucht, mit ihm Ehebruch zu treiben. Dafür versprach er ihr Geld, und selbst die Schänke wollte er ihr zu eigen geben. Die Frau wollte nicht einwilligen und erzählte ihrem Mann davon. Der aber hatte nichts dagegen, wenn er nur die Schänke erhielt; und nun geschah es, wie der Gutsbesitzer es sich gewünscht hatte. Da aber starb der Mann, und bald folgte ihm auch die Frau im Tode nach. Seit der Zeit schwand die nächtliche Ruhe im Hause. Kaum war die Mitternachtsstunde gekommen, so fing es an zu spuken, bis es zuletzt niemand mehr darin aushalten konnte. Schnell wechselte die Schänke nun ihre Wirte, und zuletzt wollte sie überhaupt niemand mehr haben.

Da kam einmal ein Wanderbursche ins Dorf, und als er hörte, was in der Schänke vorgehe, erbot er sich, darin zu wachen. Er nahm Weihwasser, geweihte Kreide und eine Lichtmeßkerze mit sich. Mit der Kreide machte er einen Kreis um den Tisch, stellte die brennende Kerze darauf, setzte sich dann auf einen Stuhl am Tisch und wartete. Gegen Mitternacht tat sich die Tür auf, und herein trat ein greuliches Ungeheuer, halb Mensch und halb Tier, dem Feuer aus dem Maul sprühte. Es war ein Smok, und auf ihm saß die Wirtin. Das Ungeheuer fing nun an, im Galopp um den Tisch herumzulaufen. Über den Kreidekreis durfte es nicht, und so vermochte es auch nicht, die Kerze auszulöschen. Immer schneller lief es, während die Wirtin jammerte: „Ach Gott, ach Gott, wie lange werde ich noch so reiten müssen?“ „Noch dreißig Jahre“, antwortete das Ungeheuer, „aber dein Mann wird es ewig tun müssen.“

[1]) Vgl. diese Blätter Band IV, 24—32; V, 83—92; VII, 29—32.

Als der erste Hahnenruf ertönte, verschwand die Erscheinung. Seit der Zeit wußte man, was für ein Geist dort spukte; und da man die dreißig Jahre nicht erst abwarten wollte, wurde die Schänke auf Abbruch verkauft.

2. Der Kusy.

Der Teufel Kusy ist hauptsächlich unter den Frauen bekannt. Besonders zu alten Frauen soll er Zutritt haben. So kam es schon öfter in katholischen Kirchen vor, daß eine Frau, die vom Kusy belästigt wurde, während der Predigt aus der Kirche geführt werden mußte, weil sie jedesmal, wenn sie das Wort „Bog" d. i. Gott hörte, den Namen Kusy zu schreien anfing. Denn der Kusy wollte die Frau erdrücken, wenn er den Namen Gottes aussprechen hörte. Öfters sind auch Frauen zum Priester gegangen und haben ihn gebeten, daß er den Kusy aus ihnen heraustreibe.

Dieser Teufel erscheint den Menschen fast gar nicht in sichtbarer Gestalt; wenn er aber erscheint, so erscheint er in der Gestalt eines Mannes in schwarzen Kleidern. Wie ein Mann aus Kaziopole erzählte, behaupten die Leute in der Umgegend von Samter, daß der Kusy einmal von Gott bestraft und daß ihm verboten wurde, sich den Menschen sichtbar zu zeigen.

In der Umgegend von Samter zog einst ein schön gekleideter junger Mann mit einer Musikkapelle von 12 Mann von Dorf zu Dorf und machte für ein geringes Geld in fast jedem Dorfe Musik. Die Dorfjugend, die bisher ein frommes Leben geführt hatte, wurde infolgedessen immer schlechter. In einer Nacht, als sie in einem Dorfe spielten, merkte eine Frau, daß es Teufel seien; denn sie sah, wie der junge Mann aus einem Glase trank und dabei etwas Feuer in das Glas hineinspie. Sie ging sogleich zu dem Wirt und forderte von ihm geweihtes Wasser. Als sie den jungen Mann damit besprengt hatte, fing er an zu heulen und sprang dann durch das Fenster hinaus. Dasselbe taten auch die Musikanten. Eine andere Frau hat wieder gesehen, wie derselbe Teufel sich an einem Kreuze Jesu, an dem sie vorbei mußten, das Bein stieß. Das Bein fiel ab, und so wurde der Teufel lahm. Andere erzählten auch, daß er sich am Kreuze beide Füße zerschlagen habe und davon lahm geworden sei. Seit der Zeit habe man ihn auch Kusy genannt.

Über die Lahmheit des Teufels und die Herkunft des Pferdefußes weiß die polnische Sage noch folgendes zu erzählen: Der

Teufel hatte zuerst zwei gleiche Beine, nämlich zwei Menschenbeine. Zu der Zeit aber, wo er noch viel auf Reisen war, um Menschenseelen für sich zu gewinnen, kam er auch einmal in die Provinz Posen und zwar in den Kreis Strelno. Hier wurden ihm aber auf Befehl der weisen Staatsmänner überall Fuchsfallen gelegt, um ihn zu fangen und so die ganze Menschheit von ihm zu befreien. Und wirklich geriet der Teufel mit dem einen Bein in eine dieser Fallen hinein, und er wäre auch von den Leuten, die von allen Seiten herbeiströmten, um dem Bösewicht den Garaus zu machen, erschlagen worden, wenn nicht einer, anstatt auf seinen Rücken loszuschlagen, ihm mit einem furchtbaren Hiebe den einen Fuß losgeschlagen hätte. So entkam der Teufel mit einem Bein. Er kannte aber in der Gegend einen Schuster, der ihm bereits seine Seele verschrieben hatte. Zu diesem humpelte er hin und bat ihn, ihm einen neuen Fuß zu verschaffen. Er versprach ihm viel Geld, und seine Seele sollte er auch zurückbekommen. Der Schuster machte sich sogleich an die Arbeit. Tags zuvor war seinem Nachbar ein Pferd gefallen. Er ging zu der Stelle, wo das Tier begraben war, und schnitt ihm einen Fuß ab. Dann ging er wieder zu seinem Hause, wo der Teufel jämmerlich heulte. Er schnitt nun des Teufels halbes Bein gerade und nähte den Pferdefuß daran. Seitdem sehen ihn die Menschen mit einem Menschenfuß und einem Pferdefuß herumlaufen.

3. **Der Bies.**

Der Bies ist, wie ein alter Mann aus Kujawien erzählte, ein Teufel, der im Freien, also auf Wiesen, in Wäldern, an Wegen und Sümpfen auf die Menschen lauert; doch zeigt er sich nur in der Nacht von 12 bis 1 Uhr auf der Erde; und zwar erscheint er in verschiedenen Gestalten, in der eines Pferdes und am meisten in der eines schwarzen Hundes. Hauptsächlich soll er Männern erscheinen, weil diese den Namen Bies sehr häufig aussprechen. So sagt z. B. ein Mann von seinem Feinde: **Ten bies mi krwi napsol**, der Bies hat mir das Blut verdorben, d. h. er hat mir das Leben sauer gemacht. Von einem, der viel herumreist, sagt man: **Lata jak bies po świecie**, er fliegt wie ein Bies in der Welt herum.

Diesen Ausdruck kann man auch in Rogasen hören, und ein alter Mann erzählte, es solle damit die Schnelligkeit des Teufels ausgedrückt werden, der z. B. in der Gestalt eines Pferdes sehr stür-

misch durch den Wald rennt. Deshalb sagen die Leute auf dem Lande auch, daß ein Mann, der sich aufregt und stürmisch ist, dem Bies gleicht. Ebenso versichern die Leute, die ihren Grafen nach dem Tode um Mitternacht haben reiten gesehen, daß sie ihn auf dem Bies und nicht auf einem Pferde gesehen haben.

Von den Dorfbewohnern wird der Bies oder Bis auch für den armen Teufel gehalten. Verschreibt ein Mann dem Teufel seine Seele und der Teufel wird dann von den Nachbarn während der Ernte in der Gestalt eines Pferdes oder Ziegenbockes beim Umwerfen der Garben gesehen, so sagen sie: „Der hat auf den Bis getroffen."

4. Das Skrzat.

In Kujawien und ebenso in polnischen Dörfern bei Rogasen erzählt man, daß der Skrzat ein Teufel ist, der den Menschen in Gestalt kleiner Haustiere, z. B. eines kleinen Hundes, einer Katze u. s. w. erscheint. Er soll sehr hell leuchtende, habgierige Augen haben, und man sagt deshalb von Hunden und Katzen, häufig auch von Kindern, wenn sie etwas habgierig ansehen: Patrzysz jak skrzot d. i. du siehst wie ein Skrzat. Man glaubt in Kujawien auch, daß dieser Name mit dem Verbum skrzeczeć (krächzen) zusammenhänge; denn der Teufel soll früher besonders die Gestalt einer Krähe angenommen und furchtbar gekrächzt haben. In der Umgegend von Rogasen, Obornik und Samter sagt man von einem, der sich in der Nacht viel herumtreibt: Latasz jak skrzot po nocy, oder auch: Latasz jak skrzot po nocy od domu do domu, du läufst wie ein Skrzat in der Nacht von Haus zu Haus.

Wie der Skrzat zu seinem Namen gekommen ist, weiß die Sage zu berichten. Einst lebte ein armer Mann, der konnte sein tägliches Brot nicht verdienen, und als er sich schließlich nicht mehr zu helfen wußte, nahm er sich durch Erhängen das Leben. Er kam nun zu den Teufeln in die Hölle, und da gefiel es ihm mit der Zeit so gut, daß er immer dort bleiben wollte; und erst recht hatte er keine Lust, auf die Erde hinabzugehen, um die Menschen ins Verderben zu stürzen. Lucyper aber, der oberste Teufel, war damit nicht einverstanden, und eines Tages begann er auf ihn zu schelten, daß er immer untätig dasitze. Er entschuldigte sich damit, daß er lahm sei; wenn er zu den Menschen komme, würden sie gleich merken, daß er ein Teufel sei, und ihm aus dem Wege gehen. Doch Lucyper belehrte ihn eines andern und gab ihm Urlaub auf zwei Jahre.

Der Lahme kehrte nun auf die Erde zurück, mietete sich in einer Stadt eine Wohnung und fing an, Schuhe zu machen. So wurde der Teufel der erste Schuhmacher der Welt. Jedermann kam zu ihm, um sich Schuhe zu kaufen. Die ließ er sich teuer bezahlen, und so wurde er in kurzer Zeit reich. Eines Tages kam ein Mann zu ihm, der ihn noch als lahmen Bettler gekannt hatte. Er begrüßte ihn mit den Worten: „Guten Tag, du lahmer Teufel!". Doch kaufte er ihm keine Schuhe ab, sondern ließ sich ein Paar anmessen, das er gut zu bezahlen versprach; wenn er sie ihm aber nicht binnen einer Woche fertigstelle, so solle er sein ganzes Geld verlieren. Der Schuster willigte ein. Ehe der Mann aber fortging, machte er heimlich dem Schuster mit geweihter Kreide ein Kreuzeszeichen auf den Schusterhammer. Der Lahme machte sich nun sogleich an die Arbeit. Aber alle seine Mühe war vergebens: er konnte mit dem Hammer keinen Nagel einschlagen. So verging die Woche, und die Schuhe wurden nicht fertig. Der Teufel mußte dem Manne nun seinen ganzen Reichtum geben. Darauf lachte der Mann ihn aus und forderte ihn auf, den Hammer abzulecken. Bekomme er das fertig, so wolle er ihm sein Geld zurückgeben. Der Teufel tat es auch, da er von dem Kreuzeszeichen nichts wußte. Doch während er das tat, krampfte er sich plötzlich zusammen wie eine Schlange und heulte vor Schmerzen. Der Mann besprengte ihn nun obendrein noch mit Weihwasser, das er sich mitgebracht hatte. Der lahme Schuster hatte zu seinen Lebzeiten Skrzaciński geheißen; und während der Mann ihn nun mit Weihwasser besprengte, rief er ihm zugleich zu: „Umykaj, ty kulawy Skrzacie", d. i. weiche, du lahmer Skrzat! Der Teufel verschwand, hat aber seit der Zeit den Namen „kulawy Skrzat" d. i. lahmer Teufel beibehalten.

Seit dieser Zeit werden die Schuster von den Dorfbewohnern nicht für Menschen, sondern für Teufel gehalten. Daher ist auch das polnische Sprichwort entstanden: Szewcy nie ludzie, kozy nie bydlo d. i. Schuster sind keine Menschen, Ziegen keine Rinder. Es müßte eigentlich vollständig lauten: Schuster sind keine Menschen, weil sie Hufe haben; Ziegen sind keine Tiere, weil sie Bärte haben.

Von dem lahmen Schuster wird noch weiter erzählt, daß ihn Lucyper, als er zurückkehrte, nicht wieder in die Hölle hineinlassen wollte, sondern er mußte vor der Hölle die Ziegen weiden. Auch erzählt man, daß er jeden lahmen Schuster vor dem Höllentor anhält, und der muß ihm die Ziegen weiden helfen. Die Ziege ist

nach dem Volksglauben ein verdammtes Tier, das sogar für den Teufel selbst gehalten wird.

Ganz besonders ist der Skrzat — wie der deutsche Kobold, das Jimmiken (O. Knoop, Posener Geld- nnd Schatzsagen S. 3) — der Reichtum spendende Hausgeist. Bei dem Dorfe Przysieka im Kreise Wongrowitz lebten vor Zeiten zwei Bauern, von denen war der eine reich, der andre sehr arm. Die Kinder des reichen Bauern aßen Brot mit Butter, während die des armen kaum ein Stück trockenes Brot hatten. Da bemerkte der arme Bauer, daß in das Haus seines Nachbars immer ein nasses Hühnchen hineinlief. Als er ihn eines Tages belauschte, hörte er, wie der Reiche zu dem Huhn sprach: Zygaj, Maćku, zygaj d. i. brich, Maciek, brich! Und das Huhn spuckte ihm auf den Boden Butter, Käse und Geld aus. Das Huhn war der Teufel, der Skrzat. Der Bauer war nämlich einmal in schwere Schulden geraten, und da hatte er den Teufel gebeten, er solle ihm aus der Not helfen; er wolle ihm auch seine Seele dafür geben. Dafür hatte ihm das nasse Hühnchen nun alles gebracht. Als einmal der reiche Bauer nicht zu Hause war, kam der arme schnell herbei und vertrat seine Stelle. Das Huhn öffnete seinen Schnabel, aber in dem Augenblick goß er ihm heißes geschmolzenes Fett auf die Zunge. Da fing das Huhn an, mit den Flügeln zu schlagen, und das Haus des reichen Mannes ging in Flammen auf. Seit der Zeit zeigte sich das Huhn nicht mehr bei dem Reichen und er wurde arm; der arme Bauer aber wurde jetzt ein reicher Mann.

Auch als nasses Kätzchen erscheint der Skrzat. In dem Dorfe Laskowo bei Rogasen lebte einmal ein armer Bauer, der sich mit seinen zehn Kindern nur knapp ernähren konnte. Eines Tages kam eine schwarze Katze, die trotz des schönen Wetters ganz naß und mager war, in das Dorf und ging in die Küche eines wohlhabenden und frommen Bauers. Diesem tat das arme Tier leid; er nahm es bei sich auf und gab ihm zu fressen. Die Katze blieb dort und wurde bald munter. Als der Bauer am andern Morgen aufstand und nach seiner Katze sehen wollte, sah er neben der Katze einen großen Haufen Roggen liegen. Er wunderte sich darüber, konnte aber nicht erfahren, woher er gekommen war. Er nahm ihn und trug ihn auf den Getreideboden. Bald sprach das ganze Dorf von dem wunderbaren Ereignis. Als aber am andern Morgen wieder ein Haufen Roggen dalag, kam er zu dem Glauben, daß der Teufel in der Gestalt der Katze den Roggen herbeigebracht habe,

um ihn durch Reichtum zu bewegen, daß er ihm seine Seele verkaufe. Sofort vertrieb er die Katze von seinem Hofe, und in demselben Augenblick war auch der Roggen verschwunden. Als der arme Bauer hörte, daß die Katze vertrieben sei, machte er sich sogleich auf den Weg, um sie zu suchen. Bald wurde er durch ein Miauen auf sie aufmerksam gemacht, und er fand sie in demselben Zustande, wie sie das erste Mal zu dem wohlhabenden Bauern gekommen war. Er nahm sie zu sich, und um nicht bei den Nachbarn in schlechten Ruf zu kommen, versteckte er sie unter seinem Bett. An jedem Morgen war nun ein Haufen Roggen da. Nach einiger Zeit war der Bauer neugierig und wollte gern wissen, wie die Katze den Roggen herbeischaffe. Deshalb durchwachte er die nächste Nacht. Um Mitternacht trat bei verschlossener Tür eine Gestalt an seinen Tisch und sagte ihm: sie sei der Teufel, und wenn er noch größeren Reichtum haben wolle, so müsse er ihm seine Seele verschreiben. Der Bauer, dem nicht viel an dem Heil seiner Seele gelegen war, verschrieb sich ihm, und nun mehrte sich sein Reichtum von Tag zu Tag. Er wurde bald der reichste Mann im Dorf und später auch Gemeindevorsteher. Seine Nachbarn wunderten sich und fragten ihn, wie er zu solchem Reichtum gelangt sei, und er sagte denn, daß er es mit seinen Kindern durch Fleiß so weit gebracht habe. Aber das wollte ihm niemand glauben.

Längere Zeit war vergangen. Da hatte einmal der Gemeindevorsteher alle Bauern zu einem großartigen Gastmahl eingeladen Plötzlich fiel etwas Gespensterhaftes durch den Schornstein in das Zimmer. Die Lampe erlosch. Alle saßen zitternd und kreidebleich am Tisch. Als sich endlich einer der Bauern von seinem Schrecken erholt und die Lampe wieder angezündet hatte, da war alles in demselben Zustande wie vorher. Nur unter dem Tisch des Gemeindevorstehers sah man dieselbe Katze, die man vor einigen Jahren bei dem frommen Bauern gesehen hatte. In Furcht und ohne ein Wort zu sagen gingen die Bauern nach Hause. Ihr Vorsteher konnte sich aber nicht von seinem Schrecken erholen. Kreidebleich blieb er auf seinem Stuhl sitzen. Am andern Morgen fand man ihn tot neben dem Stuhl liegen. Sein Reichtum war verschwunden, und seine Kinder waren bettelarm. Die Leute aber nahmen an, daß die Frist, die ihm der Teufel gegeben, in dieser Nacht abgelaufen gewesen sei, und aus Furcht habe er zu dieser Stunde die Gemeindemitglieder zu einem Gastmahl eingeladen, um vielleicht durch die Anwesenheit so vieler den Teufel abzuschrecken.

5. Der Boruta.

Der Boruta oder der Skrzat Boruta wird in den polnischen Dörfern Prusiec und Sierniki bei Rogasen noch häufig genannt. Er erscheint bald als der gutartige und belohnende, bald als der bösartige und strafende Teufel.

Auf dem Schwarzen See bei Sierniki fischte einst der Fischer, der ihn gepachtet hatte. Plötzlich erhob sich ein gewaltiger Sturm, der das Boot umwarf. Der Fischer fiel ins Wasser, und er wäre ertrunken, wenn ihm nicht gleich Hilfe von da gekommen wäre, von wo er sie am wenigsten vermutet hatte. Aus dem nahen Walde nämlich kam ein Mann hervorgestürzt, der sprang ins Wasser und zog den Fischer heraus. Zum Dank wollte dieser dem Fremden, den er für einen armen Arbeiter hielt, einige Fische geben; doch der bedankte sich für die gute Absicht und versicherte, er gebrauche die Fische nicht, da er reich sei und genug habe, wovon er leben könne. Darauf warf er dem verblüfften Fischer eine Handvoll Dukaten hin, und als dieser ihn fragte, wer er denn sei, da antwortete er, er sei Boruta. Und damit war er verschwunden.

Ein armer Pferdeknecht aus Stare, einem zu Sierniki gehörenden Vorwerk, kehrte an einem rauhen Winterabend aus Sierniki, wo er seine Braut besucht hatte, nach Stare zurück. Unterwegs sah er im Graben einen alten Mann liegen, der vor Hunger und Kälte ganz erschöpft war. Er hatte Mitleid mit dem Armen, hob ihn auf und nahm ihn mit nach Hause. Dort gab er ihm zu essen, obwohl er selbst nicht viel hatte, ja er behielt ihn sogar übernacht bei sich. Da erzählte er dem Fremden denn, daß er gern heiraten möchte, aber wegen seiner Armut gar nicht daran denken könne; denn seine Braut sei eben so arm wie er. Am Morgen verabschiedete sich der Alte und versprach, ihm zu helfen, da er ihn so freundlich aufgenommen und sogar das letzte Stück Brot mit ihm geteilt habe. Der Knecht lächelte dazu, denn er glaubte es nicht. In der folgenden Nacht aber wurde er durch ein großes Getöse in seiner Stube geweckt, und als er das Licht angesteckt hatte, sah er auf dem Boden einen Beutel liegen, der war ganz mit Dukaten angefüllt. Erstaunt öffnete er den Beutel und betrachtete die blanken Goldstücke. Er konnte sich nicht erklären, woher das Geld gekommen sei. Aber da hörte er hinter dem Fenster eine Stimme: „Zum Dank für die gestrige freundliche Aufnahme von Boruta!"

Jetzt hörte jede Sorge für den Knecht auf. Er kaufte sich ein Bauerngut, heiratete sein Mädchen und hätte sehr gut leben können,

wenn er nicht so habgierig geworden wäre. Einst wollte wieder ein armer Bettler ein Nachtquartier bei ihm haben, aber er ließ ihn mit Hunden vom Hofe hetzen. In derselben Nacht noch ging sein Haus und alles, was er hatte, in Flammen auf, und er war wieder so arm, wie er vorher gewesen war. Der Bettler war auch diesmal Boruta gewesen, der den Mann hatte prüfen wollen; und weil er ihn so hartherzig gefunden, hatte er ihm sein Gut angesteckt.

Einst fuhr ein Bauer von Rogasen nach Sierniki. Es war im Winter, und die Pferde gingen sehr langsam. Der Bauer, der etwas viel getrunken hatte, schrie deshalb die Tiere an: „Hol euch der Skrzat!" Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, da stand wie aus der Erde hervorgewachsen der Skrzat Boruta vor ihm und sagte: „Wie kannst du es wagen, meinen Namen so zu entwürdigen? Zur Strafe dafür sollst du deine Pferde verlieren, wie du es wolltest." Und sogleich fielen die Pferde tot zu Boden.

Auch zu Karlsbach bei Wirsitz — die Quelle ist dieselbe — hat vor vielen Jahren der Skrzat Boruta sein Wesen getrieben und den Einwohnern manchen Streich gespielt. Er veränderte stets seine Gestalt, damit ihn die Leute nicht erkannten. Einst kam er zu einer Frau und forderte frech ein reichliches Abendbrot. Die Frau, die sehr arm war, sagte ihm, sie könne ihm das nicht geben, denn sie müsse selbst hungrig zu Bett gehen. Aber Boruta ließ sich nicht abweisen, sondern verlangte, daß sie ihm ihre einzige Henne brate. Das wollte die Frau nicht tun, und der Unbekannte entfernte sich. Am nächsten Morgen fand die Frau ihre Henne und dazu auch ihre Ziege erstickt im Stalle vor. In einer Ecke aber sah sie den Fremden liegen, der sich ihr nun als der Skrzat Boruta vorstellte und sagte, daß dies seine Rache für die gestrige Abweisung sei.

Ein andermal traf ein Bauer auf seinem Felde einen Fremden, der stahl ihm Kartoffeln. Es war der Skrzat Boruta. Ohne sich lange zu besinnen, packte ihn der Bauer am Kragen, um ihn durchzuprügeln. Aber da kam er schlecht an; denn Boruta faßte ihn, warf ihn rücküber und brach ihm das Genick.

Noch ein andermal begegnete der Skrzat Boruta einem Bauern, der aus der Stadt zurückkam. Er bat ihn, ihn mitzunehmen, da er schon müde sei. Der Bauer nahm ihn nicht nur mit, sondern lud ihn sogar auch zum Abendbrot ein. Da gab sich ihm Boruta zu erkennen und fragte ihn, ob er ihm auch jetzt noch Gastfreundschaft erweisen wolle. Der Bauer bejahte es, und Boruta aß und entfernte sich am nächsten Morgen. Da sah denn der Bauer, daß alle

Kartoffeln, die Boruta nicht gegessen hatte, sich in richtige Goldduкaten verwandelt hatten. Er war jetzt ein reicher Mann und konnte sich bald darauf ein größeres Gut kaufen.

Vor vielen Jahren, so erzählte mein Gewährsmann weiter, hat in den Forsten von Lomnitz bei Bentschen ein Wilddieb sein Wesen getrieben, und das war niemand anders als der Skrzat Boruta selbst. Der Gutsförster ging öfters in den Wald, um den Wilddieb zu fassen. Eines Tages bekam er ihn auch zu Gesichte, als er gerade auf einen Rehbock anlegte. Da auch er den Auftrag erhalten hatte, einen Rehbock zu schießen, kam er dem Wilddieb zuvor; er erlegte erst den Bock und wollte dann den Wilddieb zur Rechenschaft fordern. Doch der machte sich sofort aus dem Staube und verschwand im Dickicht des Waldes. Der Förster hörte nur, wie er ihm aus der Ferne wütend die Worte zurief: „Dafür wirst du mir büßen müssen!“ Aber er machte sich nichts aus dieser Drohung, sondern lud den Rehbock auf seine Schultern und ging langsam ins Dorf.

Nach einigen Tagen ging er wieder in den Wald, um Holz zu messen, und da er nichts Böses ahnte, nahm er kein Gewehr mit. Plötzlich sah er sich dem Wilddieb gegenüber, der ihn höhnisch anredete: „Ich bin der Skrzat Boruta, dem du voriges Mal den Rehbock vor der Nase weggeschossen hast. Dafür sollst du deine Strafe erleiden.“ Nach diesen Worten schoß er ihn nieder. Der Leichnam des Försters wurde nicht gefunden, und man hätte auch nie erfahren, wohin er verschwunden war, wenn es nicht ein Waldhüter durch Zufall entdeckt hätte. Der Mann ging in einer Nacht durch den Wald nach Hause. Da sah er unter einem Baum wimmernd seinen Vorgesetzten liegen, und um ihn herum tanzte triumphierend Boruta. Angst erfaßte ihn, und er machte das Kreuzeszeichen. Mit einem Schlage war alles verschwunden. Später haben auch andere Leute den Förster und Boruta dort gesehen, und auch heute noch sieht man sie, wenn man in der Nacht um 12 Uhr an der Stelle vorbeigeht. Man nennt deshalb den Ort „den verfluchten Ort“.

Auch sonst hat Boruta den Leuten in Lomnitz manchen Schaden getan, ohne daß sie ihn erwischen konnten; denn er erschien jedesmal in einer andern Gestalt. Der dortige Gastwirt hatte, was auf dem Lande nur selten vorkommt, einen guten Ungarwein in seinem Keller. Einmal hatte er wieder ein Faß bekommen. Seit dem Abend merkte er, daß jedesmal um Mitternacht die Hunde

laut bellten. In einer Nacht stand er auf, um nachzusehen, was da los sei, und da sah er in der Dunkelheit eine Gestalt verschwinden. Dasselbe wiederholte sich auch in den nächsten Nächten, und jedesmal kam es dem Gastwirt so vor, als ob er eine andre Gestalt sehe. Er kam daher bald auf den Gedanken, daß der Teufel Boruta hier sein Wesen treibe und sich an seinen Wein mache. Er beschloß also, ihm einen Denkzettel für alle Zeiten zu geben. Zu diesem Zwecke stellte er im Keller vor dem Fenster eine große Wanne mit Wasser auf, machte im Fenster ein kleines Loch, versteckte sich mit einem dicken Knüppel und wartete. Bald sprang durch das Loch eine Maus in den Keller, die verwandelte sich in den Skrzat Boruta. Der Wirt verhielt sich ruhig und ließ den Skrzat tun, was er wollte. Der machte sich denn auch sofort an den Wein und trank, bis er sich einen gewaltigen Rausch angetrunken hatte. Davon mochte er wohl Kopfschmerzen bekommen haben; denn als er die Wanne mit dem Wasser erblickte, fing er sogleich an, seinen Kopf darin zu baden.

Auf diesen Augenblick hatte der Wirt nur gewartet. Er sprang hinter den Fässern vor und schlug auf den Skrzat los. Dieser hatte keine Kraft, sich zu wehren, da er betrunken war; und so schlug der Wirt ohne Erbarmen weiter. Der Skrzat Boruta wimmerte und versprach goldene Berge; aber der Wirt hörte nicht darauf. Um seinen Zorn ganz zu kühlen, ließ er seine Frau Weihwasser bringen, das goß er dem Skrzat in den Mund, indem er sagte: „Da trink dich satt! Dieser Wein schmeckt noch besser!“ Da hielt es der Skrzat nicht mehr aus; mit aller Gewalt riß er sich los und wollte fort. Aber das Loch, durch welches er hereingekommen war, hatte der Wirt schon verstopft, und so fiel er ihm von neuem in die Hände. Winselnd bat er, ihn loszulassen. Der Wirt war auch schon müde geworden, und so zeigte er sich bereit, den Bitten des Teufels nachzugeben, doch unter zwei Bedingungen: erstens sollte er ihn von jetzt ab in Ruhe lassen und zweitens solle er ihm einen Beutel voll Gold bringen als Bezahlung für den ausgetrunkenen Wein. Boruta willigte ein, mußte aber erst einen Vertrag unterschreiben, ehe er freigelassen wurde. Als das geschehen war, öffnete der Wirt die Tür, und im Nu war der Teufel verschwunden. Am folgenden Tage bekam der Wirt sein Geld, das ihm der geschlagene Boruta in eigener Person überbrachte, und nun hatte er Ruhe.

Ein Bauer aus dem Vorwerk Stare hatte noch im Winter sehr schönes Obst, das er in seinem Keller aufbewahrt hatte. Nun

trieb damals der Skrzat Boruta in der Gegend sein Wesen, und als er durch das Fenster die schönen Äpfel sah, gelüstete es ihn, einige davon zu genießen. Durch das Schlüsselloch gelangte er in den Keller, wo er sich satt aß. Das geschah mehrere Tage hindurch. Der Bauer merkte bald, daß der Äpfel immer weniger wurden; und da er genau wußte, daß außer ihm niemand in den Keller hinein konnte, weil er den Schlüssel stets bei sich trug, so kam er auf den Gedanken, daß Boruta der Dieb sei. Um ihn zu fassen, stellte er eine Wanne mit Weihwasser von innen vor die Tür. Und der Streich gelang wirklich: Boruta fiel in das Weihwasser hinein und mußte darin baden. Seit der Zeit ist er nicht wiedergekommen.



Der Zachariassegen gegen die Pest.

Von Dr. Ludwig Gombert, Darmstadt.

Über der seitlichen Tür des Nordschen Hauses zu Michelstadt im Odenwald findet sich in Stein gehauen die folgende Inschrift.

† Z † DIA † BIZ † SAB † ZH6F † BFRS

Das Haus, weit draußen vor dem Städtchen an der Straße nach Weiten-Gesäß stehend, hat ein Alter von 400 Jahren. Trotzdem ist die Inschrift deutlich zu lesen, da ein darüber befindliches Schutzdach den Sandstein vor Verwitterung bewahrte.

Die Inschrift bedeutet den sog. Zachariassegen gegen die Pest, der auch aus anderen Gegenden schon bekannt geworden ist und in der volkskundlichen Literatur mehrfach Behandlung gefunden hat[1]). Der Segen enthält normalerweise sieben Kreuze — eines fehlt auf unserer Inschrift, nämlich das vor dem H — und achtzehn Buchstaben:

[1]) Vgl. J. Pohl, Buchstaben zur Abwehr der Pest. Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands 7 (1881), S. 270—280; A. B. Meyer, Verhandlungen der Berliner Anthropolog. Gesellschaft 1884, S. 56; Reinhold Köhler, Die Zachariasinschrift zur Abwehr der Pest. Verhandlungen der Berl. Anthropolog. Gesellschaft 1886, 145—147 (wieder abgedruckt in K.s Kleineren Schriften, hrsg. von J. Bolte III, Berlin 1900, S. 572—576); Ein unbekanntes Pestkreuz, Berichte und Mitteilungen des Altertumsvereins zu Wien 34 (1899), S. 86; Fritz Minkus, Pestkreuz-Inschriften, ebda. 35 (1900), S. 49—52. — Ältere Literatur besonders bei Köhler und Minkus.

die 6 ist in unserem Falle irrtümlich anstelle eines G hineingekommen [1]). Soweit bis jetzt nachweisbar, findet er sich seit dem 17. Jahrhundert nicht selten auf Kreuzen, Medaillen, an Glocken und Türen, allein oder mit anderen Inschriften, öfters zusammen mit dem sog. Benediktuskreuz, so auf den bei Minkus abgebildeten Kreuzen (s. u.), ebenso auf einem von Pohl beschriebenen Patriarchenkreuz aus dem Nachlaß eines Bruders David aus dem Kloster Kreuzberg bei Bonn, gestorben 1828 zu Enzen bei Zülpich. Auch bildliche Darstellungen finden sich neben den Buchstaben (s. Köhler a. a. O. S. 574 f.). Was über Herkunft, Erklärung, Ritual und Verbreitung des Segens bis jetzt zu ermitteln ist, soll im folgenden zusammengestellt werden:

I. Schon Pohl und Minkus haben mit Recht darauf hingewiesen, daß die Verfertiger der Inschriften ihre Kenntnis des Segens wahrscheinlich aus alten Pestbüchlein schöpften, besonders aber auch aus dem zuerst 1647 und dann sehr oft wieder gedruckten „Geistlichen Schild" [2]). In diesen Schriften findet sich auch eine Angabe über den Ursprung des Segens, der gewöhnlich dem im Jahre 749 verstorbenen Papst Zacharias oder einem Patriarchen bzw. Bischof von Jerusalem zugeschrieben wird. Im Geistlichen Schild lesen wir (auf Blatt 11ᵇ der alten Mainzer Ausgabe) unter der Überschrift „Buchstaben, gegen die Pest zu tragen" folgendes:

„Es bezeuget Herr Franziscus Solarius, Bischoff zu Salamania, daß im Concilio zu Trient 1547 über zwanzig Bischöffe und Ordens-Generalen an der Pest gestorben. Da habe der Patriarch zu Antiochia allen gerathen, folgende Buchstaben, so von dem hl.

---

[1]) Auch sonst begegnen vielfach Fehler in der Wiedergabe des Segens.

[2]) „Geistlicher Schild, Gegen Geist- und leibliche Gefährlichkeiten allzeit bey sich zu tragen. Darinn sehr kräftige Segen und Gebet, So Theils von Gott offenbaret, von der Kirchen und h. h. Vättern gemacht und von Urbano VIII. Röm. Pabst approbiret worden. Zum Trost aller Christgläubigen, sonderlich deren, so zu Wasser oder Land reisen, damit sie durch Kraft dieses bey sich tragenden Schilds, vor vielen Gefahren erhalten werden. Cum Licentia Ord. Cens. Trevir. ibidem An. 1647 impressum. Gedruckt zu Maynz." 24 Blätter. Pohl benutzte ein Exemplar, das einem Manne aus Löhndorf gehörte. Mir selbst ist es ebenfalls gelungen, ein Exemplar dieses Mainzer Druckes ausfindig zu machen und zwar auf der Mainzer Stadtbibliothek (Sign: 13 P/17). Der Druck stammt etwa aus dem Jahre 1700. Diese für die Volkskunde so wertvollen Büchlein sind überaus selten geworden und kaum mehr aufzutreiben. Dagegen ist im Jahre 1873 bei Enßlin und Laiblin in Reutlingen ein Neudruck des alten „Geistlichen Schildes" erschienen, der sich ebenfalls, wie schon unser Mainzer Druck, auf einen Trierer Druck von 1647 bezieht. (Ohne Jahreszahl, 32°, 192 S. Preis: 40 Pf.)

Zacharia (sic), Bischoffen zu Jerusalem, mit ihrer Auslegung und Beschwörung hinterlassen worden, als ein gewisses Mittel gegen die Pest bey sich zu tragen. Und als diß geschehen, da ist kein einiger mehr an der Pest gestorben. Und wenn man dieselbige Buchstaben über eine Thür geschrieben, so seynd alle in seinem Haus wohnende für der Pest bewahret worden: † Z usw."

Ausführlicher hat der Bericht des hier genannten Solaras Aufnahme gefunden in ein Linzer Pestbüchlein[1]) vom Jahre 1713. Es wird in dieser „Relatio" berichtet, daß in dem Konzil zu Trient im Jahre 1546 eine „grausambe Pest eingerissen, daß solches nachher Bononiam transferirt worden, darbey sich auch Leonhardus, Bischoff und Patriarch zu Antiochia, befunden, so ein silbernes Armb-Band an dem rechten Armb getragen, darauf diese folgende Buchstabe eingestochen waren, der sagt, daß er disse Zeichen als ein gewisses Mittel wider die Pest und schwäre Krankheit zu Antiochia in dem Closter St. Benedicti in der Bibliotheca gefunden, welche von dem H. Zacharia, Bischoffen zu Jerusalem, mit ihren Außlegungen, Bedeutung, Gebett und Beschwöhrungen hinterlassen worden: diese Buchstaben haben in demselbigen Concilio alle Cardinäl und Bischöffe getragen, und ist also ein augenscheinliches Mittel für die leidige Sucht erkannt worden, sintemahl keiner mehr auß disem H. Concilio an der Pest gestorben, da doch vor Erkündigung derselbigen über die 20 Bischöffe, Ordens-General und Legaten inficirter mit Tod abgegangen. Es war auch damahlen von einem frommen Religiosen angezeigt worden, daß auff eine Zeit zu Constantinopel täglich sovil gestorben, daß man die Todten nicht könte begraben, da war einem H. Mann geoffenbahrt, wann dise Buchstaben über ein Thür geschriben und solche wohl betrachtet werden, daß sie sehr gut und bewehrt seyen vor die Pest."

Es folgen nun auch hier die Buchstaben des Zachariaspestsegens und ihre Deutung. Nach dem angegebenen Titel der Schrift zu schließen, war der gesamte Wortlaut des Segens Bestandteil der sogenannten Pestandachten, die zur Erflehung des Schutzes und der Abwehr in Pestzeiten öffentlich in den Kirchen Tag für Tag gehalten wurden.

Was ist nun von dieser Mitteilung über den Ursprung des

---

[1]) Nach Angabe von F. Minkus, a. a. O., lautet der vollständige Titel: Andächtiges Pest-Büchlein, worinnen die Andachten, so täglich Anno 1679 allhier in Lintz zur Pestzeit in denen Kirchen verrichtet werden, zu finden. Lintz, gedruckt bey Frantz Zachaes Auinger 1713.

Segens zu halten? Im allgemeinen ist den historischen Angaben dieser Büchlein gegenüber das stärkste Mißtrauen am Platz. Oft sind sie geradezu aus der Luft gegriffen. Immerhin aber empfiehlt es sich, doch einmal der betr. Angabe nachzugehen; denn nicht selten liegt doch ein gewisser Anhaltspunkt vor. So ist es auch in unserem Falle. Im März des Jahres 1547 wurde auf dem Tridentiner Konzil die Verlegung in Anregung gebracht. Veranlassung hierzu soll eine in Trient ausgebrochene Krankheit, das Petechienfieber, gegeben haben. Die gleichzeitigen Berichte hierüber sind jedoch so widersprechend, daß es schwer ist, die Wahrheit herauszufinden. Offenbar hat man die Furcht vor der Pest als willkommenen Vorwand benutzt, um die längst gewünschte Vertagung zu bewerkstelligen[1]). Soweit ich sehe, starben im Januar 1547 zu Trient der Franziskaner-General Johann Calvus und am 6. März der Bischof Heinrich Loffredus von Capaccio[2]). Von einem Franziskus Solarius, Bischof zu Salamania kann ich in der Geschichte des Tridentinums nichts entdecken. Aber in dem bis 1552 reichenden Catalogus Patrum Synodi Tridentini, den der Bischof Mameranus dem Anton Fugger geschickt hat (gedruckt bei Salig a. a. O. II, 159 ff.), findet sich unter den fünfundzwanzig spanischen Bischöfen ein Frater Franc. Salazar, Ep. Salaminensis, suffraganus Maioricensis et Granatensis, dessen Name offenbar von der späteren Überlieferung entstellt wurde. Von der Anwesenheit des Patriarchen von Antiochia in Trient ist mir nichts bekannt; allerdings ist der eben genannte Catalogus in Bezug auf die Orientalen unzuverlässig. — Ein heiliger Bischof Zacharias oder Zachäus von Jerusalem wird um 115 erwähnt[3]). Auf die Angabe des „Geistlichen Schildes" werden wir weiter unten noch einmal zurückzukommen haben. Vorläufig sind nur zwei nicht zu unterschätzende Hinweise festzuhalten: Der Name Zacharias und die orientalische Herkunft des Segens.

Mit der letzteren Angabe stimmt auch eine andere Quelle überein; der Jesuit Athanasius Kircher kommt in seinem dem Papst Alexander VII. gewidmeten, zuerst in Rom 1658, später auch wiederholt in Deutschland erschienenen Scrutinium physico-medicum contagiosae luis, quae Pestis dicitur in dem Kapitel De Antidotis

---

[1]) Vgl. Wetzer und Welte, Kirchenlexikon XI, 2069.

[2]) A. Salig, Vollst. Historie des Trident. Conciliums, Halle 1741, I, 594.

[3]) Vgl. Wetzer und Welte, Kirchenlexikon, VI, 1346. Sein Tag ist der 23. August; s. Grotefend, Zeitrechnung d. deutschen Mittelalters u. d. Neuzeit II, 2, S. 186.

contra pestem u. a. auch auf unseren Pestsegen zu sprechen (ein Druckfehler ist es wohl, wenn statt des letzten F ein E steht). Über die Herkunft sagt Kircher, er werde auf einen mysteriösen, sagenhaften griechischen Erzbischof zurückgeführt[1]). Also auch hier werden wir auf orientalischen Ursprung unseres Segens verwiesen, während ein Name des Urhebers nicht genannt wird. Der Name Zacharias ist dagegen fest in dem Überlieferungszweig, der auf den genannten Bericht des Franciscus Solaras zurückgeht. Außer den Angaben des Geistlichen Schildes und des Linzer Pestbüchleins gehört hierher noch eine Stelle in der Pestchronik des Adam von Lebenwaldt, in dessen „Land-, Stadt- und Hauß-arzney-Buch, Nürnberg 1695, S. 4—28, welche zwar kürzer als der oben gedruckte Bericht des Linzer Pestbüchleins, in der Hauptsache mit diesem ziemlich genau übereinstimmt und ausdrücklich die Relatio „Francisci Solar. Bischoffen zu Salamania" als Quelle angibt. Bemerkenswert ist, daß er ausdrücklich sagt, auf dem Armband sei „ein Kreuz mit Buchstaben gestanden, so man anjetzo das Kreuz des heiligen Benedicts nennt".

Eine weitere und zwar sehr ausführliche Quelle, die ich auf der Darmstädter Hofbibliothek fand, bietet der Thesaurus des Gelasius de Cilia (Locupletissimus Thesaurus, continens varias et selectissimas benedictiones) gedruckt Vohburg 1709 (in 6. Auflage Augsburg und Regensburg 1744). Dem Zachariassegen auf Kreuzen und Medaillen (Benedictio Zachariae ad cruces et numismata contra pestem (auf S. 125—131) ist ein Bericht (Relatio) vorangeschickt, in welchem wieder auf das erwähnte Ereignis in Trient im Jahre 1546 Bezug genommen wird; aber von einem Patriarchen von Antiochia ist hier nicht die Rede. Dagegen heißt es, daß die Handschrift des hl. Zacharias in einem spanischen Kloster de Fraytes aufgefunden worden sei; er sei Gegenstand der Verehrung geworden und habe wunderbar gewirkt bei allen, die ihn trugen und beteten[2]). Mit dem Segen sei gleichzeitig auch seine Auslegung und das Gebet des Zacharias gefunden worden.

Die letzte mir bekannte Quelle, die unseren Zachariassegen erwähnt, ist endlich das Armamentarium ecclesiasticum des Mino-

[1]) a. a. O. S. 194ff. Hoc itaque est celebre illud amuletum contra pestem, quod a nescio quo Graeco Archiepiscopo, tanquam sacrosanctum et mirificae virtutis arcanum evulgatum aiunt.

[2]) characteres in venerationem positi cum miro effectu devotarum personarum illos venerantium, deportantium et eorum signata orantium.

riten Ubald Stoiber, Augsburg 1726. Im zweiten Teile ist dort auf S. 297 die Rede von einem spanischen Kreuz, auf dessen beiden Seiten Zeichen zu lesen sind, die teils auf dem Benediktuskreuz, teils auf dem gewöhnlich dem Bischof Zacharias von Jerusalem zugeschriebenen Kreuz zu finden seien [1]).

Mit Ausnahme Kirchers benennen alle Berichte unseren Segen nach dem hl. Zacharias; auch Kircher verweist uns auf orientalischen Ursprung. Sämtliche Autoren stimmen ferner — Kircher wiederum ausgenommen — in der Tridentiner Fabel überein. Als Berichterstatter wird ein Bischof zu Salamanca genannt; bei Cilia ist der Patriarch von Antiochia völlig ausgeschaltet und ein spanisches Brüderkloster (denn weiter heißt es nichts!) als Fundort eingeführt. Der Name des Bischofs von Salamanca wird verschieden angegeben: Solar, Salazar, ja in einem fast wörtlich mit dem Bericht im Geistlichen Schild übereinstimmenden Zauberbrief bei Hovorka und Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin, Stuttgart 1908, II, 314, ist aus dem Herrn Franziskus Solarius sogar der bekannte h. Franziskus Salesius [2]) geworden. Kircher kennt nur den orientalischen Ursprung des Pestsegens. Seine Verbreitung im Abendland wird dann an das Tridentiner Konzil angeknüpft. Eine Entscheidung darüber, was an diesen Berichten Geschichte oder Fabel ist, läßt sich aber nicht geben.

Andere nehmen, wie bereits oben erwähnt, abendländischen Ursprung des Pestsegens an. Namentlich die aus dem Benediktinerorden hervorgegangenen Schriften nennen den hl. Papst Zacharias, einen geistlichen Sohn des hl. Benedikt, als Urheber des Pestsegens. Die Benediktiner spielen aber in der Geschichte des Segens überhaupt eine besondere Rolle. In Verbindung mit dem Benediktussegen fanden wir den Zachariassegen schon bei Stoiber und auf dem Patriarchenkreuz des Bruders David. Beide Segen wurden zur Vertreibung der Pest angewandt [3]). Da nun aber der Zachariassegen auf vielen Benediktusmedaillen der früheren und jetzigen Zeit gar nicht vorkommt, ist klar, daß beide nicht notwendig zusammengehören. Das älteste erhaltene Exemplar eines Benediktus-

[1]) crux hispanica, e cujus utraque parte leguntur varii caracteres, qui partim in Cruce S. Benedicti, partim in cruce, sancto Zachariae, Episcopo Hierosolymitano attribui solita, reperiuntur.

[2]) Franz von Sales, † 1622, kanonisiert 1665; vgl. Wetzer und Welte, Kirchenlexikon, IV, 1826—1836.

[3]) P. L. Hecht, Der St. Bendiktspfennig. Einsiedeln und Neu-York 1858.

kreuzes stammt bereits aus dem Jahr 1415. Lebenwaldt nennt das Pestkreuz mit dem Zachariassegen in seiner Pestchronik a. a. O. geradezu „das Creutz des heiligen Benedicts“ und berichtet weiterhin, daß es in dem Kloster des hl. Benedikt zu Antiochia gefunden worden sei. Daß es Benediktiner gewesen sind, die zur Verbreitung unseres Zachariaspestsegens wesentlich beitrugen, beweisen auch die sog. Ulrichskreuze[1]). Auch sie gelten als Pestamulette; die ältesten stammen aus dem Jahr 1494. Durch die Benediktinermönche des Augsburger Ulrichsklosters wurde der Benediktus- und der Zachariassegen auf die Ulrichskreuze gesetzt. In das Jahr 1647, also hundert Jahre nach dem abendländischen Ausgangspunkt des Zachariassegens in der Tridentiner Fabel, fällt die Wiederauffindung des Benediktussegens[2]). Und 1647 ist, wie wir wissen, auch angeblich das Jahr jenes ersten Trierer Druckes des „Geistlichen Schilds“. Sollte das reiner Zufall sein? Vor diesem Jahr ist der Zachariassegen nicht nachzuweisen. Da nun auch die Tridentiner Fabel in ihrer Angabe, Leonhard habe den Segen in dem Benediktinerkloster zu Antiochia gefunden, dem ihn jener hl. Zacharias von Jerusalem hinterlassen habe, engste Beziehungen unseres Pestsegens zum Benediktinerorden aufweist, da es ferner ebenfalls der Benediktinerorden gewesen ist, der, wie wir noch genauer sehen werden, diese Benediktion auf seine Medaillen, Kreuze, Glocken usw. gesetzt hat, glaube ich, daß wir berechtigt sind, eben im Benediktinerorden den Ursprung des Zachariassegens zu suchen. Leicht erklärlich ist so die andere Autorenversion, die den Papst Zacharias, der selbst Benediktiner war, als Urheber des Segens angibt. Da das Zachariaskreuz ein sog. Patriarchen- oder spanisches Kreuz ist, verstehen wir auch die Nachricht des Cilia, daß die Handschrift des Zachariassegens sich in einem spanischen Brüderkloster gefunden habe. Vielleicht hängt damit auch die Angabe von jenem spanischen Bischof von Salamanca zusammen, auf den sich schon der Trierer Erstlingsdruck von 1647 und Adam von Lebenwaldt in seiner Pestchronik berufen.

II. Ich wende mich nun zu der Erklärung der 18 Buchstaben und 7 Kreuzzeichen unseres Zachariaspestsegens. Die Auflösung der ersten 3 Kreuze und 4 Buchstaben findet sich schon bei Kircher a. a. O. S. 194. Seine Lösung benutzt Appel in seinem Repertorium der Münzkunde I, Pest 1820, S. 472; das weitere fand er nicht. Bei Appel wiederum holte sich Beierlein in seinem Aufsatz „Münzen

[1]) Vgl. Friesenegger, Die Ulrichskreuze, Augsburg 1895.

[2]) Vgl. Peinlich, Die Pest in Steiermark, Graz 1878, II, 531.

bayrischer Klöster" im Oberbayr. Archiv für vaterländische Geschichte, München 1857, XVII, S. 45, Rat. Die vollständige Lösung finde ich zuerst bei Gelasius von Cilia a. a. O. S. 129—136 (6. Aufl. S. 126—128. Sie lautet:

† Crux Christi salva me!

Z. Zelus domus tuae liberet me!

†. Crux vincit, crux regnat, crux imperat, per signum crucis libera me, Domine, ab hac peste!

D. Deus, Deus meus, expelle pestem a me et a loco isto et libera me!

I. In manus tuas, Domine, commendo spiritum, cor et corpus meum.

A. Ante coelum et terram Deus erat et Deus potens est liberare me ab ista peste.

† Crux Christi potens est ad expellendam pestem ab hoc loco et a corpore meo.

B. Bonum est praestolari auxilium Dei cum silentio, ut expellat pestem a me.

I. Inclinabo cor meum ad faciendas iustificationes tuas, ut non confundar, quoniam invocavi te.

Z. Zelavi super iniquos pacem peccatorum videns et speravi in te.

†. Crux Christi fuget daemones aërem corruptum et pestem expellat!

S. Salus tua ego sum, dicit Dominus; clama ad me et ego exaudiam te et liberabo te ab hac peste.

A. Abyssus abyssum invocat et voce tua expulisti daemones: libera me ab hac peste.

B. Beatus vir, qui sperat in Domino et non respexit in vanitates et insanias falsas.

† Crux Christi, quae antea fuit in opprobrium et contumeliam et nunc in gloriam et nobilitatem, sit mihi in salutem et expellat a loco isto diabolum et aërem corruptum et pestem a corpore meo.

Z. Zelus honoris Dei convertat me, antequam moriar et in nomine tuo salva me ab ista peste!

†. Crucis signum liberet populum Dei et a peste eos, qui confidunt in eo.

H. Haeccine reddis Domino, popule stulte? redde vota tua offerens sacrificium laudis et fide illi, quia potens est istum locum et me ab hac peste liberare, quoniam, qui confidunt in eo, non confundentur.

G. Gutturi meo et faucibus meis adhaereat lingua mea, si non benedixero tibi, libera sperantes in te, in te confido, libera me, Deus, ab hac peste et locum istum, in quo Nomen tuum invocatur.

F. Factae sunt tenebrae super universum terram in morte tua, Domine, Deus meus, fiat lubrica et tenebrosa diaboli potestas, quia ad hoc venisti, Fili Dei vivi, ut dissolvas opera diaboli, expelle tua potentia a loco isto et a me, servo tuo, pestem istam, discedat aër corruptus a me in tenebras exteriores.

†. Crux Christi, defende nos et expelle a loco isto pestem et servum tuum libera a peste ista, quia benignus es et misericors et multae misericordiae et verax!

B. Beatus, qui non respexit in vanitates et insanias falsas, in die mala liberabit eum Dominus. Domine, in te speravi, libera me ab hac peste.

F. Factus est Deus in refugium mihi, quia in te speravi, libera me ab hac peste.

R. Respice in me Domine, Deus meus Adonai, in sede sancta Maiestatis tuae et miserere mei et propter misericordiam tuam ab ista peste libera ma!

S. Salus mea tu es, sana me et sanabor, salvum me fac et salvus ero!

Diesen vollständigen Text bieten noch Pohl a. a. O. S. 275 ff. und Hecht a. a. O. S. 19 ff.; Minkus a. a. O. S. 50; Geramb in der Zeitschrift des historischen Vereins für Steiermark V (1907) S. 177 f. mit Übersetzung. Die Abweichungen sind durchgängig ganz unbedeutend. Mehrere der Sätze weisen Anschluß an alt- bzw. neutestamentliche Bibelstellen auf. Zu „In manus . ." vgl. Luc. 23, 46; zu „Bonum est . ." vgl. Klagelieder Jeremiae 3, 26; zu „Inclinabo . ." Psalm 118, 112; zu „Zelavi . . Ps. 72, 3; zu „Salus . ." Ps. 34 u. 90; zu „Abyssus . ." Ps. 41, 8; zu „Beatus . ." Ps. 39, 5; zu „Haeccine . ." 5. Mosis, 32, 6; zu „Gutturi . ." Ps. 136, 6; zu „Factae . ." Luc. 23, 44 und Joh. 3, 8; zu „Factus . ." Ps. 93, 22; zu „Respice . ." Ps. 21, 1 und 24, 16; zu „Salus mea . ." Jerem. 17, 14.

Von dem bekannten Benediktussegen unterscheidet sich unser Zachariassegen äußerlich dadurch, daß bei diesem die Buchstaben Sigel für ganze Sätze sind, uud dann durch die Anwendung der Kreuzsigel. Die ganze Form der Einkleidung des Segens in Kreuzform sowie die Sigelanwendung ist durchaus Eigenart des Benediktinerordens; man denke nur an des Hrabanus Maurus Schrift De laudibus sanctae crucis [1]); in einem Evangelienbuch von 1415 soll man ja auch in der Benediktinerabtei Metten im Jahre 1647 den Benediktussegen zusammen mit der genannten Schrift des Hrabanus Maurus gefunden haben.

III. Über die rituelle Anwendung unserer Benediktion selbst belehrt die Anweisung bei Gelasius di Cilia a. a. O. S. 133 (6. Aufl. S. 128) zunächst, daß die Buchstaben vom Priester nach der Messe gesegnet werden müssen [2]).

Die Segnung beginnt, wie die meisten, mit dem Adiutorium nostrum etc. Darauf folgen zwei Gebete; im ersten wird Gott angefleht, diese Characteres et litteras ad abigendos daemones, morbosque pellendos, tua revelatione praeparatas virtute sancti Spiritus segnen und allen, die sie gebrauchen, die Gesundheit des Geistes und des Körpers und die Gnade der Heiligung gnädig ver-

[1]) De laudibus sanctae crucis libri duo, hrsg. bei Migne, Patrologia, ser. lat. Bd. 107, 133—294.

[2]) Hae litterae debent benedici a sacerdote post Missam, antequam sacra paramenta deponat.

leihen zu wollen. Im zweiten wird Christus angerufen, durch seine Leiden alle Nachstellung des Teufels und die Pest zu vertreiben und den Ort und seine Bewohner zu der früheren Gesundheit zurückzuführen [1]). Dann solle der Priester die folgende Dämonenbeschwörung des heiligen Zacharias sagen:

Maledicti et excommunicati et blasphemi daemones in virtute verborum istorum Messias, Emanuel, Sabaoth, Adonai, Athanatos, Ischyros, Eleyson, Tetragrammaton, vos constringimus, vos privamus, vos expellimus ab isto loco et ex domibus eius, ubi fuerint haec signa Dei et praecipimus vobis, ut non habeatis potestatem per pestem nocere corporibus habitantium in eo. Ite, ite, ite maledicti in stagnum ignis, ite statim ad loca vobis deputata et numquam huc accedatis. Imperat vobis Deus Pater, imperat vobis Deus Filius, imperat vobis deus Spiritus sanctus, imperat vobis SS. Trinitas unus Deus. Discedite maledicti daemones in nomine Dei nostri Jesu Christi, qui venturus est iudicare vivos et mortuos et saeculum per ignem. Amen.

Darauf folgt ein längeres Schlußgebet, von welchem nur der letzte Satz um Befreiung von Pest und Sterben bittet:

Da nobis, quaesimus, Domine, piae petitionis effectum et pestilentiam mortalitatemque propitius averte, ut mortalium corda cognoscant, a te indignante talia flagella prodire et te miserante cessare ....

Bemerkenswert ist vor allem das dem hl. Zacharias zugeschriebene Gebet; es ist dies offenbar die „Beschwörung", von der schon der „Geistliche Schild" redet. Das „Gebät", von dem bereits Lebenwaldt spricht. Der Charakter des Gebetes als Exorzismus tritt deutlich hervor; die kräftigen Namen Gottes finden sich auch in den meisten übrigen Beschwörungen des 17. Jahrhunderts. Das vielleicht weniger bekannte Tetragrammaton ist ein aus vier Buchstaben bestehendes Wort, das den Namen Gottes bezeichnet [2]). Eine Übereinstimmung oder Anlehnung an andere Benediktionen und Exorzismen ist mir sonst nicht aufgefallen [3]).

Nach diesem Ritual bei Gelasius di Cilia ist die Benedictio S. Zachariae ad cruces et numismata contra pestem kirchlicher Gebrauch [4]). Das aus den besten Quellen (ex diversis Ritualibus

---

[1]) de loco isto et de domibus eius et de omnibus incolis eius et de me servo tuo et de omnibus, quicumque per litteras et characteres hos invocaverint sanctum Nomen tuum, expellas omnes insidias diaboli et fraudes et pestem et ad pristinam sanitatem hunc locum et omnes habitatores eius... hoc signo sanctificationis tuae perducere digneris.

[2]) j. h. w. h. = Jehowah = Jahwe.

[3]) Vgl. aber dazu nun auch den Aufsatz von S. Seligmann über die Satorformel in diesen Blättern XIII, S. 159 ff. und darin besonders den Schluß.

[4]) Das bekannte Werk von A. Franz, Die kirchlichen Benediktionen des Mittelalters, 2 Bde., Freiburg 1909, behandelt die Geschichte der Formeln

et probatissimis Authoribus) geschöpfte Werk dieses Augustinermönchs zu Stadtamhof ist mit der Druckerlaubnis des Regensburger Konsistoriums vom 14. Dezember 1708 erschienen und wird dem Gebrauch des Klerus angelegentlich empfohlen. Zur Zeit Kirchers hingegen (1658) war es anders. Schon die Randbemerkung Amuleta superstitiosa vitanda (Abergläubische zu vermeidende Amulette) zeigt es deutlich. Kircher führt dort aus (S. 193 ff.), manche nähmen ihre Zuflucht zu allerhand Amuletten aus Buchstaben, Zeichen und Kreuzen, weil sie glauben, daß durch sie Gott gezwungen werden könne. Die Kirche verbiete diese Formeln, er wolle deshalb eine zur Genüge bekannte und verbreitete anführen, damit der Leser sie meiden könne. Nun folgt unsere Pestinschrift und die teilweise Erklärung.

Darauf wendet sich Kircher noch einmal mit aller Schärfe gegen den gottlosen und abergläubischen Gebrauch, indem er mit den Worten schließt: „dicendum id prorsus suspectum atque scandali plenum esse eaque propter eius usum cavendum esse“. Selbst der Umstand stimmt ihn nicht milder, daß die Zeichen als Anfangsbuchstaben von Psalmenversen und ähnlichen Gebeten gedeutet werden können. Denn, abgesehen davon, daß diese Zeichen (die 7 Kreuze und 18 Buchstaben) an und für sich unbestimmt seien und von den Zauberern und Teufelsdienern in den entgegengesetzten Sinn gewendet werden können, sei die Anwendung solcher Pestamulette schon aus dem Grunde zu verwerfen, weil ihr Gebrauch im täglichen Leben dem Aberglauben nur allzu leicht Tür und Tor öffnen.

IV. Unter den allgemeinen, römischen Benediktionen des 17. und 18. Jahrhunderts findet sich der Zachariaspestsegen — soweit ich sehe — nirgends. Wie Kircher (s. oben) ihn als Beispiel eines abergläubischen Amuletts anführt, so wurde auch das von Stoiber in seinem Armamentarium erwähnte spanische Kreuz, auf dem der Zachariassegen in Verbindung mit dem Benediktussegen auftritt, in der Freisinger Diözese unter dem trefflichen Bischof Johann Franz Egcker, Freiherrn von Kapfing der von 1695 bis 1727 den bischöflichen Stuhl zierte, durch ein Generalmandat verboten. Als Grund dafür ist nach Stoiber a. a. O. II, 297 angegeben, daß, selbst wenn die Echtheit des Segens feststehe, was nicht

bis zum Erscheinen des Rituale Romanum im Jahre 1614. Der Zachariassegen, der nur mit seinem ersten Auftreten noch in diese Zeit zurückreicht, wird deshalb dort nicht mehr besprochen.

unbestritten sei, doch sein Gebrauch schlecht sei, da er verschiedenen Aberglauben enthalte [1].

Trotz solcher Bekämpfung hat sich der Segen, wesentlich unter dem Schutze des Benediktinerordens, bis in die Neuzeit hinein in Gebrauch gehalten. Ich habe ja bereits erwähnt, daß er nicht selten in Gemeinschaft mit dem Benediktussegen auftritt. So vor allem auf den Münzen vieler Benediktinerklöster: Sonntagsberg, Einsiedeln, Tegernsee, Wessobrunn (Vilgertshofen), Altötting; vergleiche hierüber: Beierlein, Münzen bayrischer Klöster usw. im Oberbayr. Archiv für vaterl. Geschichte, XVII, München 1857 S. 39 ff.

Ins Jahr 1637 wollen Pfeiffer und Ruland in ihrer Pestilentia in nummis, Tübingen 1882, S. 105 einen ovalen Pestpfennig der Sebastianskirche am Anger zu München setzen; hier steht der Zachariassegen auf der Vorderseite als Umschrift. Wenn diese Datierung, die sich allerdings nur auf eine Wahrscheinlichkeit gründet, stimmt, wäre unsere obige Zeitbestimmung des ersten Vorkommens des Pestsegens um zehn Jahre überholt.

Ins 17. Jahrhundert fällt dann noch das Vorkommen des Zachariassegens auf zwei Glocken der zum Benediktinerstift Admont gehörigen Pfarre Gams, sie wurden 1696 gegossen (Peinlich a. a. O. II, 528); ferner findet sich in dem um 1680 entstandenen Tagebuch der Vordernberger Radgewerkin M. E. Stampfer die Erklärung der Buchstaben und Kreuzzeichen des Pestsegens eingeschrieben (Peinlich a. a. O. II, 528). Ebenfalls noch in dieses Jahrhundert gehören jedenfalls zwei den Zachariassegen enthaltende Hausinschriften zu Glogau und zu Roda in Altenburg; beide haben die Form des Doppelkreuzes (Köhler a. a. O. S. 575 und 576).

Jedenfalls dem Anfange des 18. Jahrhunderts gehört ein sogenanntes Pestkreuz an, das sich zu Nußdorf an der Traisen befindet; Abbildung und Beschreibung dazu in den Berichten und Mitteilungen des Altertumsvereins zu Wien, Band XXXIV (1899), S. 86. An einer freistehenden kurzen Mauerwand, die oben beinahe im Halbkreise abschließt, sehen wir ein schlankes Doppelkreuz mit stark überhöhtem senkrechten Balken aufgestellt, bzw. an diese Mauer befestigt. Das Kreuz hat eine kräftige sockelartige Unterlage, worauf sich das Wappen der Familie Ditrichstein in Relief angebracht befindet. Hierdurch ist eine gewisse Datierung ermöglicht:

---

[1]) quod, quia dato etiam, quod usus totius huius Crucis authenticus esset (de quo non satis constat) tamen hic male applicaretur, cum coniungatur pluribus in eadem scheda contentis superstitionibus.

Nußdorf war von 1693—1773 Ditrichsteinsche Besitzung; vielleicht hat das schlimme Pestjahr 1713 zur Errichtung des Pestkreuzes Veranlassung gegeben. Zu beiden Seiten des Kreuzes stehen auf selbständigen mit Pflanzenornament gezierten Sockeln die beiden Pestheiligen: St. Sebastian und St. Rochus. Die Buchstaben des Segens verteilen sich auf Längs-, oberen und unteren Querbalken für den Kenner in richtiger Reihenfolge. Im Volksmunde ist der Ausdruck Zachariaskreuz bekannt.

Die Kenntnis der Pestformel wurde außer durch die gedruckten Sammlungen wie der Geistliche Schild und die Pestbüchlein auch durch handschriftliche Aufzeichnungen im Volke verbreitet; geschriebene Zauberbüchlein sind in großer Zahl bekannt. Über vier solche, die vielleicht um die Wende des 18. Jahrhunderts entstanden sind, berichtet H. Clauß ausführlich in einem Aufsatz über „Volksmedizinisches und Abergläubisches aus Franken und Schwaben" (Blätter zur bayrischen Volkskunde 2, Würzburg 1913, S. 12—36). Unsere Formel selbst ist hier fehlerhaft wiedergegeben (vgl. S. 35 f.); auch der ursprüngliche Sinn ist gar nicht mehr verstanden; denn auf dem Zauberrezept dabei heißt es, daß einem niemand nichts nimmt, solle man die Worte (!) an einen Stecken schreiben und diesen dazustecken, vielleicht liegt auch nur eine Verwechslung vor; denn das Rezept: „Für die Pestilenz über die Tür zu schreiben" weist ganz fremde Bestandteile auf. Um einem solchen abergläubischen Mißbrauch einer Segensformel vorzubeugen, ist in späterer Zeit, allerdings nur ganz vereinzelt, der Versuch unternommen worden, das Volk über den Sinn und die Bedeutung des Zachariassegens gegen die Pest aufzuklären. Wie mir Herr Dr. Hepding-Gießen mitteilt, befindet sich in seinem Besitz eine Ausgabe des Romanusbüchleins, das er von der Buchhandlung E. Bartels, Neu-Weißensee bei Berlin, bezogen hat; wie bei solchen Büchern üblich ohne zuverlässige Angabe über Druckort, Jahr und Verlag. Hier wird S. 44 f. die Kraft und Wirkung der Buchstaben auseinandergesetzt. Zuvor wird noch die Entstehungsgeschichte der Segensformel dargelegt; auch hier wird, wie es uns aus den Relationen der Pestbüchlein und des Geistlichen Schildes bekannt ist, auf die Heimsuchung des Tridentiner Konzils durch eine furchtbare Pest hingewiesen, aber mit einer recht bemerkenswerten Abweichung. Da niemand diesem schrecklichen Übel Einhalt gebieten konnte, so heißt es hier, wurden den Vätern des Conciliums auf anhaltendes und eifriges Gebet diese Buchstaben geoffenbart. Dann fährt der Herausgeber des Büchleins fort: „Da-

mit ihr aber die Kraft und Bedeutung dieser Buchstaben desto mehr kennen lernet, so habe ich sie nach der Ordnung hier erklärt und ins Deutsche gesetzt.“ Auf die Übersetzung folgt dann S. 47 als Abschluß noch ein inständiges Bittgebet, das mit den Worten beginnt: „O Herr, allmächtiger Gott, nimm auf mein Gebet und verschone mich und alle . .“ Dieses Verfahren erinnert an die uns aus dem Ritual des Gelasius di Cilia bekannte Benediktion. So angewandt wäre der Zachariassegen gegen die Pest nie zu einem abergläubischem Schutzmittel herabgesunken, wie dies doch in den meisten Fällen geschehen ist, namentlich dann, wenn er ganz ohne Verständnis und Zusammenhang gebraucht wurde.

In den Zeiten, in denen der Pestsegen bei Andachten noch seinem vollständigen Wortlaute nach in den Kirchen gebetet wurde, bemühten sich wohl die des lateinischen Textes Unkundigen um eine Übersetzung. Darauf ist vielleicht der Versuch einer leider nicht zu Ende geführten Erklärung zurückzuführen, die Dr. Hans Untersweg im Fürstenfelder Stadtarchiv unter den Spitalsrechnungen des Jahres 1690 fand; das Original befindet sich jetzt im steiermärkischen Landesarchiv zu Fürstenfeld[1]). Auch hier fehlt die unvermeidliche Relatio nicht; sie erinnert an die bei Gelasius di Cilia; nur ist merkwürdigerweise auf die Tridentiner Fabel kein Bezug genommen. Nur der hl. Zacharias von Jerusalem wird genannt, der den Segen „vor etlich 100 Jahren“ gebraucht und aufgezeichnet habe, während die Handschrift jetzt in einem spanischen Kloster, das aber hier de Freilis genannt wird, aufbewahrt werde.

Ins 17. und 18. Jahrhundert setzt Friesenegger a. a. O., 17 die meisten Ulrichskreuze, die ebenfalls den Zachariassegen tragen; eine genauere Zeitbestimmung ist bei ihnen nicht möglich, da Jahreszahlen auf diesen Kreuzen fehlen.

Im Jahre 1741 bestätigte Papst Benedikt XIV nach vorausgegangener Untersuchung auf Ansuchen eines Abtes des Benediktinerstiftes Breznow in Böhmen den Gebrauch der Benediktsmedaillen; der von diesem Stifte nach Rom vorgelegten Medaille fehlte aber die Inschrift des Zachariaskreuzes (Peinlich a. a. O. II, 532).

Dem Jahre 1753 gehören drei den Zachariaspestsegen enthaltende Hausinschriften zu Böhndorf, eine zu Niedernierendorf und eine zu Rech im Kreise Ahrweiler an (Pohl a. a. O. S. 270 f.).

Die Buchstaben des Pestsegens über den Haustüren sind, wie

[1]) Siehe Zeitschrift des histor. Vereins für Steiermark 5 (1907) S. 162.

bereits oben angedeutet, wahrscheinlich aus dem weitverbreiteten „Geistlichen Schild" genommen. Pohl fand ein solches Exemplar, dessen ehemaliger Besitzer laut handschriftlicher Notiz 1789 lebte; hier findet sich ja auch, übereinstimmend mit den meisten Hausinschriften, die zeilenförmige Anordnung der Buchstaben und Kreuze.

Bei dem nun noch aufzuführenden Vorkommen unseres Zachariassegens ist eine zeitliche Bestimmung nicht möglich. Auf den „Geistlichen Schild" geht ganz offensichtlich ein in der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde" X, 108 erwähnter „Kulmonisegen" zurück; hier finden sich auch u. a. „Buchstaben, gegen die Pest zu tragen". Nach den Überschriften vermute ich, daß das Fragment, dem leider auch das Titelblatt fehlt, einem Exemplar des „Geistlichen Schilds" zugehört oder auch dem viel verbreiteten Kolomanibüchlein; dann wäre auch der entstellte Name des Segens zu erklären. Nach derselben Zeitschrift, II, 157 trugen in Tirol manche den Zachariassegen als Schutz gegen die Pest auf einem Zettel bei sich oder schrieben denselben über die Haustür, denselben Brauch meldet uns Hovorka und Kronfeld a. a. O. II, 315 für Deutschböhmen. Ebenfalls nach Böhmen gehört ein sog. Egerländer Amulett, in dem sich u. a. auch unser Zachariassegen gegen die Pest befindet; siehe Abbildung bei Hovorka und Kronfeld II, 886. Den Pestsegen enthält auch ein sog. Fraisbrief aus Oberösterreich, der sich im städtischen Museum in Steyr findet und von dem Hovorka und Kronfeld, II, 678, eine Abbildung bringt. In dem oben erwähnten Aufsatz von Minkus in den Berichten und Mitteilungen des Altertumsvereins zu Wien (a. a. O. S. 51) werden zwei Pestkreuze des Linzer Museums unter Beigabe von Abbildungen beschrieben, ein drittes ebenfalls im Museum Franzisco-Carolinum in Linz befindliches Pestkreuz wurde von Dr. Karlmann Flor im „Archiv für vaterl. Geschichte und Topographie, herausgegeben von dem Geschichtsverein für Kärnten" X. Jahrgang (1866) S. 261 f. besprochen. Zwei davon sind kleine metallene Doppelkreuze, die man in Pestzeiten um den Hals trug oder auch im Zimmer aufhing; sie sind ganz roh graviert und tragen auch auf dem Avers den Zachariaspestsegen, auf dem Revers die Formel des Benediktussegens. Das dritte ist vergoldet und trägt auf seiner Vorderseite die gravierte Darstellung des gekreuzigten Christus im oberen und der Pietà im unteren Kreuzbalken; außerdem finden sich hier beide Segensformeln, während die Rückseite eine ganz andere Formel aufweist. Eine Schraube öffnet am unteren Ende einen Reliquien-

behälter; hier haben wir es mithin mit einem ganz besonders heilkräftigen Pestkreuz zu tun. In Nr. 19 des Sammler-Daheims von 1909 S. 22 wird ein aus der Provinz Posen stammendes Pestkreuz abgebildet, auf dem sich auf der einen Seite der Zachariassegen in Kurrentschrift befindet; nähere Angaben über dieses sehr fein ausgeführte Amulett fehlen leider. Eine Häufung der Schutzmittel gegen alles Böse kennzeichnet namentlich die sogenannten Teufelspeitschen, die Hein in der Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde, VII (1910) 81—88 ausführlich besprochen hat; sie haben eine unverkennbare Ähnlichkeit mit dem Schutzbrief des oben erwähnten Egerländer Amuletts. Eine eingehende Darstellung der Pestschutzbriefe bietet auch das für die Volkskunde so überaus wertvolle Werk von Marie Andree-Eysn: Volkskundliches. Aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet, Braunschweig 1910, S. 67 f. Nach Angabe der Verfasserin (S. 72) findet sich in dem von ihr durchforschten Gebiet der Zachariassegen gegen die Pest über alten Haustüren nur noch vereinzelt, so außer den uns bereits bekannten Fundorten zu Griesheim in der bayerischen Pfalz mit der Jahreszahl 1798 und im Fichtelgebirge. Sehr beliebt war unser Pestsegen auch auf den sogenannten glückseligen Hauskreuzen [1]).

Die weitere Forschung über den Zachariassegen wird in erster Linie die Aufgabe haben, die geographische Verbreitung genau festzustellen. Gerade das ganz vereinzelte Auftreten dieser Formel bei der Michelstädter Türinschrift legt mir die Vermutung nahe, daß das Verbreitungsgebiet sich durchaus nicht mit katholischen Gegenden deckt; denn der Aberglaube ist stets interkonfessionell. — Aber auch die Entstehung des Zachariassegens gegen die Pest bedarf noch weiterer Aufklärung; vielleicht gelingt es einem andern, mehr Licht in das Dunkel des Ursprungs zu bringen. Erst dann wird es möglich sein eine befriedigende Monographie zu schreiben.

[1]) Siehe Andree-Eysn a. a. O. S. 69, Deutsche Gaue 6 (1905) Sonderheft 38 S. 5 und 11 (1910) S. 118.



Zu den oberhessischen Geheimsprachen.[1])

Von Lehrer Heinr. Weber, Reuters (Oberhessen).

I. Glossar der Vogelsberger Maurersprache.

Allwaser, n., Bier
Altar, m., Tisch
ältster wilder Jäger, m., Großvater
Amtmann, m., Esel
Bajes, n., Haus
bajocke, sagen, beibringen, schlagen (Uhr)
Bansch, m., Butter
Baumoß, f., Bauersfrau
Beglärer, m., Lehrer
Beheerter, pl., Haare
beijocke s. bajocke
beschnägelt, betrunken
bestompt, gemacht
Birkskijater, n., Huhn
bittschen, klein, schlecht, langsam
bittschende Witze, pl., Kinder
Bittscherwetter, n., Regenwetter
Blawang, m., Pfarrer
bong, gut
Daffez, f. (pl. -er), Kartoffel
Daffesbajes, n., Keller
däis, drei
Dast, f., Finger
Dawwesjäger, m., Kartoffelsalat
Dirrerich, m., Keller
Dirrich, m., Raum im Haus, Keller
dus, zwei
dusmalquatter, acht
dusmalschins, zehn
Eech (= Eiche), f., Stock
Faatseperrer, Faatschpirrer, m., Kuchen
Feines, n., Heu
Finester, n., Fenster
Fisasche, f., Gesicht
Fohlen, n., Mädchen
Fünkelbajes, n., Küche
fünkeln, kochen
fußen, gehen, laufen
Galgennägel, pl., Rüben
garant, satt, gut
gefünkelt, gekocht
Gehann, Gehannjörg, Fleisch
geschnägelt, getrunken
gewerkt, geführt
Gorgelverrisser, pl., Klöße
Grabbes, m., Stein
grannt, fest, gut
Grün, m., Förster
grüner Jäger, m., Salat
Hase, Hawe, m., Glas, Topf
Häger, pl., Zähne
Heemtrewwer (= Heimtreiber), m., Stock
Hest, n., Nase
heuer, heim
Holler, m., Hut
Hormes, f., Uhr, Zeit
wie viel Hormes?, wie viel Uhr?
Jahsche, n., Bett, Lager, Streu
Keck, gut, viel, groß, dick
Killjochem, m., Rock
Knäz, m., Knecht
Konrad, m., Schnaps
Krähsche, n., Fett
Kräht, f., Geldbeutel
Kuttch, m., Messer
Kutte, pl., Füße
lauksen, zehn
lawuren, arbeiten, holen, befehlen
Lennche, n., Holz
Löffel, pl., Ohren
Mächeser, m., Kartoffelbrei
Manopol, Schnaps
marachelu, stinken
Mararer, m., Maurer
Masockelchen, pl., Klöße
Matroß, f., Magd
Meck, n., Mittagessen, Mittag
Meckschlarwer, m., Mittagsuppe
Mend, n., Geschirr, Axt, Beil
Mende, f., Handwerksgerät, Geschirr

[1]) Nachträge zu Hess. Bl. f. Volkskunde Bd. XI, Heft 2, S. 121 ff.

Michel bestompe, Schläge austeilen
Misomme, n., Geld
mittsche, herbei
morenden, essen
Moß, f., Frau
pittschend, klein
Plembel, schlechtes Bier
Polizeifinger, pl., Rüben
Pute, pl., Finger
quatter, vier
quatterondäis, sieben
Rankewittche, pl., Handschuhe
Rewallg, pl., Erbsen
Rewittschje, n., Sauerkraut
Riecher, m., Nase
Rompelatt, f., Dickmilch
Salmiack, m., Speis
säs, sechs
Scharband, m., Zimmermann
Scharbes, n., Salz
Scheel, Käse
im Schein, in Sicht, anwesend
schins, fünf
schinsonquatter, neun
Schirrfuß, m., Schuh
Schiwes, m., Feierabend
Schmierscheel, m., Butter, Kochkäse
schnägen, trinken
Schnurres, m., Schnurrbart
Schorme, m., Käse
Schütz, m., Meister
separe, hübsch
Spatze, pl., Bretterleute, Schindler
Spruhn, m., Pfennig
Staab (= Staub), m., Mehl
Stiewes, Stube
Stockmann, Brot
Suffruh, m., Stiefel
Tapeten, pl., Bilder
Trabbelrewittschje, n., grünes Gemüse
— mit Gehann, — mit Fleisch
— ohne Gehann, — ohne Fleisch
Treter, pl., Schuhe
tri, schlecht
Trittcher, pl., Füße
Usbesch, n., Wirtschaft
Usbeschwilangs, m., Wirt
Wasserratt, f., Rausch, Betrunkenheit
Wattger, f., Kuh
Wattgerbajes, n., Stall
Weckel, m., Essen und Trinken
weckeln, essen
werken, führen
wilder Jäger, m., Hausherr
Witz, m., Bursche, Knabe

II. Glossar der Vogelsberger Musikantensprache.

Bansch, m., Butter
Butterich, m., Tisch
Dill, f., Mädchen
gefunkt, gekocht
Gehechelter, m., Kuchen
Häckel, m., Gendarm
Jechim, m., Wein
jenisch woaln, in der Musikantensprache sprechen
Kassemätt, f., Hochzeit
klingen, aufspielen
Knittel, m., Bursche
Knozer, m., Schuster
Kolm, Pfarrer
Kwi, m., Hund
Lechem, n., Brot
Lezem, f., Geige
Lezemer, m., Musikant
Moß, f., Frau
alt Moß, Großmutter
jung Moß, Hausfrau
Plembel, Bier
poschen, heiraten
Schächer, m., Wirt
Schmunk, m., Butter
Schnarwel, m., Branntwein
schwächen, trinken
Sosiß, f., Wurst
Sticheler, m., Schneider
Stil, m., Lehrer
Tripps, f., Kirmes
unkisisch, unpassend, unanständig
Werner, m., Käse

Vorstehenden Nachtrag zur Musikantensprache habe ich nach den Angaben eines Musikers in Hörgenau aufgezeichnet. Es verdient vielleicht noch hier erwähnt zu werden, daß mir alle Gewährsmänner versicherten, die Sprache sei früher, bei den Alten, viel reicher an Ausdrücken gewesen und sei auch viel mehr gebraucht worden.

Zu dem Wortverzeichnis der Maurersprache möchte ich bemerken, daß dasselbe seinem ganzen obenstehenden Umfange nach aus Köddingen (bei Ulrichstein) stammt. In diesem Dorfe ist die Geheimsprache noch so lebendig, daß sogar Weiber und Kinder das „Gebalmasche" verstehen und üben. Das wird durch folgende kleine Begebenheit beleuchtet:

Einige Maurer aus Storndorf kamen in ein Köddinger Wirtshaus und schimpften hier weidlich über den „Well", d. h. den Bauern, bei dem sie gearbeitet hatten. Auf einmal aber gewahrte der eine die Wirtin hinterm Ofen und sagte: „Stikem (ruhig!), die Stubb' is net gekehrt, ds Moß hockt hinner'm Warmmächer!" Der andere meinte jedoch: „Die bestoarest banillje (die verstcht nichts)" und schimpfte ruhig weiter, natürlich nur in seinem Maurerjargon. Als sie fortgingen, ließ sich die Wirtin hinter dem Ofen vernehmen: „Ihr glabt, ds Moß bestoarest banillje; ds Moß bestoarest awwer alles, woas ihr gediewet (gesagt) hot; es will awwer naut dahne (sagen, verraten)."

Ja, es scheint, als wenn in diesem Dorfe die Maurersprache sogar bis zu einem gewissen Grade als allgemeine Dorfmundart Verwendung fände. So konnte eine Frau einmal folgendes Gespräch belauschen: Zwei Brautleute waren an ihrem Verlobungstage in Alsfeld gewesen und hatten sich da die Trauringe gekauft; als sie nun heimkamen ins Dorf und an den Dorfgärten vorbeigingen, da hörte die Frau hinter ihrer Gartenhecke, wie der neugebackene „Bräut'gem" gerade zur Braut sagte: „Die Hauptsach' is doch, daß mr de Schmelmel (Ring) o de Dast (am Finger) ho!"

Um zu zeigen. wie der Maurer seine Sprachsätze baut, wie er versucht, jedes übersetzbare Wort durch ein Geheimwort auszudrücken, und wie er möglichst viele solcher Geheimwörter aneinanderreiht, will ich noch einige Ausdrücke und Sätze folgen lassen. Sie sind aus dem täglichen Maurerleben erwachsen, und der häufige Gebrauch hat sie ihren Trägern mundgerecht und geläufig gemacht.

Ds Moß hat wenig Konrad auf den Altar gelawurt = Die Frau hat wenig Schnaps auf den Tisch gestellt.

Ds Moß hat den Meck tri gefünkelt = Die Frau hat heute Mittag schlecht gekocht.

De Schütz muß de Well emol beijocke, daß mr ensen (unsern) Weckel-Allwaser gespend' krije = Der Meister muß dem Bauherrn einmal die Meinung sagen, daß wir unsern Schnaps (zum Frühstück) bekommen.

Ds Moß hott awwer soviel Konrad geschnägelt, daß es de Meckschlarwer net off de Altar bracht = Die Frau hatte soviel Schnaps getrunken, daß sie nicht das Mittagessen auf den Tisch brachte.

Pittschender Witz, fuß emol in Dirrich und hol die Mende in Schein = Kleiner Junge, geh einmal ins Haus (Keller, Scheune) und hol das „Geschirr" (Arbeitsgerät) herbei.

Der Witz kann emol die Mende mitsche gelawurn, es wird

gleich Schiwes bajocke am Hormes = Der Junge kann das „Geschirr“ verstecken, es wird gleich Feierabend schlagen.

Zum Schluß noch der kurze Bericht eines kleinen spaßhaften Ereignisses aus dem Maurerleben, das sich in Hörgenau zugetragen haben soll:

Der Schütz (Meister) lawurt (sagt, befiehlt) de dus (2) Witze (Lehrbuben), sie sollte ds Jahsche (Bett) bestompe (das Nachtlager zurechtmachen), on wie sie bei's Bajes (Haus) komme, war en Amtmann (Esel) im Wattgerbajes (Kuhstall). Sie rerre (ritten) de Amtmann aus. Wie sich de Schütz kusche (schlafen legen) wollt, do erwischt hä die Witze on bestompt sie Michel (haut sie gehörig durch), do verging en ds Reire (Reiten) off dm Amtmann.

III. Sprachliche Erläuterungen. Von Prof. Dr. L. Günther, Gießen[1]).

Vorbemerkung.

Die Ergänzungen zu der Vogelsberger Maurer- und Musikantensprache aus den Dörfern Köddingen und Hörgenau enthalten nur zum Teil solche Vokabeln, die in den 1912 vom Verfasser veröffentlichten Glossaren (Hess. Bl. f. Volkskunde, XI, 2, 141 ff.) noch nicht enthalten waren. Viele Wörter stimmen dagegen sowohl nach Form und Bedeutung völlig mit den früheren Listen überein, so daß bei ihnen nur ihr weiteres räumliches Geltungsgebiet zu beachten ist, während andere teils nach der Form, teils nach der Bedeutung, teils endlich nach beiden geringere oder größere Abweichungen enthalten[2]).

Was ich in der „Vorbemerkung“ zu den Erläuternngen der früheren Glossare (S. 147/48) über die Gliederung des Stoffes ausgeführt habe, gilt auch für die vorliegende Arbeit. Es wurden demnach zunächst — in Teil I — die Wörter behandelt, für die auch im Rotwelsch oder in den verwandten Geheimsprachen Belege oder Analogien anzutreffen sind, während der Rest dem zweiten Teil zugewiesen ist und ein dritter Teil endlich die Vokabeln zusammenfaßt, über deren Ursprung sich nichts Bestimmtes sagen läßt. Denn solche fehlen auch dieses Mal nicht ganz. Auch die Sonderung der Untergruppen innerhnlb der Teile I und II wurde nach denselben Gesichtspunkten (wie für die früheren Listen) durchzuführen versucht. Daß dabei einige Kategorien ganz ausfielen, ist eine erklärliche Folge des weniger reichhaltigen Materials. Dafür konnte in Teil II, Abschn. A als eine neue Rubrik die über die Vokabeln aus dem Polnischen eingeschoben werden. Überhaupt erscheint dieser Abschn. (II, A) gegenüber seinem Umfang in der älteren Sammlung verhältnismäßig reichhaltig, so namentlich bezüglich Kap. 4 über die Wörter aus dem Italienischen. Diese Ausdrücke mögen — gleich den polnischen Brocken — durch fremde Arbeiter in Oberhessen eingedrungen sein. Gerade

---

[1]) Der ursprünglich größere Umfang dieser Erläuterungen wurde nachträglich mit Rücksicht auf den Raummangel wesentlich gekürzt.

[2]) Die in Köddingen gebräuchlichen Vokabeln sind im folgenden mit dem Zusatz (K.), die in Hörgenau mit dem Zusatz (H.) kenntlich gemacht, während ihr Vorkommen in den Glossaren vou 1912 durch die Hinzufügung von (V.), d. h. „Vogelsberger Maurersprache“, (L.), d. h. „Lingelbacher Musikantensprache“ und (B.), d. h. „Bochumer Musikantensprache“ bezeichnet ist.

auf das Italienische lassen sich übrigens vielleicht auch einige von den Vokabeln zurückführen, die ich 1912 nicht zu erklären vermochte (vgl. Anm. 1 zu Teil II Abschn. A, Kap. 4).

Endlich sei hier noch betont, daß ich mich bei der Anführung der Quellen und Literatur derselben Abkürzungen bedient habe, die in Bd. XI/2, 149 ff. näher verzeichnet worden. Dazu kommen noch folgende öfter (abgekürzt) zitierte Schriften:

a) Quellen: „Probe der ‚Kaudersprache'...., deren sich die herumziehenden Musikanten im Fuldaischen bedienen", mitgeteilt in „Germaniens Völkerstimmen" (Samml. von deutsch. Mundarten in Dichtungen, Sagen, Märchen, Volksliedern usw.), herausgeg. von J. M. Firmenich, Bd. II (Berlin 1846), S. 110; zitiert: Fuld. Mus.-Spr.[1]).

b) Literatur: Herm. Fischer, Schwäbisches Wörterbuch usw., Tübingen 1904 ff. (bisher 5 Bde.); zitiert: Fischer. Erich Bischoff, Wörterbuch der wichtigsten Geheim- und Berufssprachen (Jüdisch-Deutsch, Rotwelsch, Kundensprache, Soldaten-, Seemanns- [usw.] Sprache), Leipz. 1916; zitiert: Bischoff.

Zu vielem Dank bin ich wiederum Herrn Dr. A. Landau (Wien) verpflichtet, der mir über manches schwierigere Wort wichtige Aufschlüsse zu geben vermochte.

Teil I.

Wörter, für die auch im Rotwelsch und in den verwandten Geheimsprachen Belege oder Analogien vorkommen (vgl. Bd. XI, 152 ff.).

Abschnitt A. Wörter fremden Stammes.

Kapitel 1. Wörter aus dem Hebräischen (bzw. Jüdischdeutschen).

(Vgl. 152 ff.)

Bajes, n., = Haus (K.); ebenso: B. (153). Dazu (in K.) die Zusammensetzungen: Daffesbajes = Keller, Bedeutg. eigtl. „Kartoffelhaus"; Fünkelbajes = Küche, eigtl. „Kochhaus"; Wattgerbajes = Stall, eigtl. „Kuhhaus".

Birks- in Birkskijater, n., = Huhn (K.), mit der Bedeutg. „Eier"; vgl. Bärkse = Eier (B.): 152/53.

Jahsche, n., = Bett, Lager, Streu (K.); vgl. Jahsche = Bett (B.): 155. Dazu (nach Weber's Einleitung): ds Jahsche bestompe = das Strohlager zurechtmachen.

Jechim, m., = Wein (H.); ebenso L. (dagegen B.: Jochim =

[1]) Obwohl diese Aufzeichnung viele Jahrzehnte zurückliegt, ist sie doch besonders wichtig für einen Vergleich mit der Lingelbacher (bzw. Bochumer) und Hörgenauer Musikantensprache als eine Sondersprache gleicher Standesgenossen aus einer nicht allzu weit entfernten Gegend. In der Tat findet sich denn auch noch in den neueren Musikantenjargons eine ganze Reihe von Ausdrücken, die schon vor 70 Jahren bei den Fuldaer Spielleuten gebräuchlich gewesen sind. — Zwei in Groß' „Archiv für Kriminalanthropologie", Bd. 59 (1914) u. Bd. 63—65 (1915/16) veröffentlichte und von mir mit Erläuterungen versehene Sammlungen von Geheimsprachen, nämlich von H. Weber („Was ich von Landstreichern erlauschte", mit Vokab. der Kundensprache) und E. Wittich („Die jenische Sprache") sind — gleich anderen Aufsätzen in jener Zeitschr. — nur mit „Archiv" nebst Band- und Seitenzahl zitiert worden.

Schnaps): 156. Vgl. noch Fuld. Mus.-Spr. 110, Anm. 17 u. 21: Jaiem = Wein, Jochem = Branntwein.

jenisch woaln = in der Musikantensprache sprechen (H.). Über woaln s. Teil I, Abschn. B, Kap. 1. Den Ausdruck jenisch bringt die jetzt herrschende Ansicht in Zusammenhang mit dem hebr. jânâh = „übervorteilen, überlisten", das auch als das Stammwort von „Gauner" angesehen wird (vgl. Günther 5 obd. mit Weigand I, 632 u. Bischoff 28, 34). Dem entspricht der Gebrauch des Wortes für das Rotwelsch oder die Gaunersprache, der sich seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts nachweisen läßt und bis in die Neuzeit hinein erhalten hat. Ausführliche Belege im Archiv 63, 4, 5, Anm. 2. Vereinzelt findet sich Jenisch-Tippern (zu hebr. dibbêr = „reden, sprechen") ferner auch für die sog. Kundensprache, und neuerdings wird die Bezeichnung „Jenisch" besonders noch verwendet für den Jargon der wandernden Händler (Hausierer) sowie der sog. fahrenden Leute jeder Art. S. dazu besonders auch Fischer, IV, 93; vgl. auch Ostwald (Ku.) 71. Von hier aus aber konnte sich dann die Benennung jenisch woaln leicht auch übertragen auf die Sondersprache der (ja gleichfalls meist wenig „seßhaften") Musikanten.

Kassemätt, f., = Hochzeit (H.), sicher zu Kassene = (Juden-) Hochzeit, jüd. Chassne u. ä., vom hebr. chatunnâh = „Hochzeit" (vgl. Bischoff 14), das — in den Formen Chassuno (-ne), Chassne (Chaßne), Kassene, Gassene — in gleichem Sinne — auch bei den Gaunern gebräuchlich gewesen ist (s. z. B. schon Eintr. in das Darmstädt. Exemplar der Rotw. Gramm. v. 1755 [238] und noch öfter im 19. Jahrh.), dann hier aber früh schon den Begriff „gewaltsamer (nächtlicher) Einbruch" angenommen hat, eine leicht erklärliche ironische Übertragung (vgl. Näh. darüber bei Thiele 240, Anm. *). In der Form Kassemätt ist der Anklang an „Kasematte" wohl nur zufällig; eher dürfte man m. E. schon denken an eine Verquickung mit dem jüd. bzw. rotw. Mas(s)emat(t)e(n) usw., d. h. eigentl. „Handel und Wandel", dann (schlimmes) Geschäft, bei den Gaunern bes. (Einbruchs-) Diebstahl (vgl. Weigand II, 138; Bischoff 53). Endlich könnte man aber vielleicht das -mätt auch lediglich als eine Abschwächung der Endung -ment (aus lat. -mentum) auffassen, die ebenfalls in den Geheimsprachen nicht unbeliebt ist.

Lechem, n., = Brot (H.); vgl. Legem (L., B. u. B.): 157/58.

Lezem, f., = Geige (H.). Vgl. das Näh. schon unter „Lezemer" (= Musikant [L.]), 165/66. Ausführl. rotw. Belege seit 1791 (Lethsama = Musik) im Archiv 38, 229/30.

Misomme = Geld, n. (H.). Aus dem Judendeutsch (Mesumme u. ä., vom rabb. mesummân = „Bargeld", dann „Geld" überhaupt; vgl. Bischoff 57) ins Rotwelsch eingedrungen, wo es etwa seit der Mitte des 18. Jahrh., zunächst in der Form Mesum, sodann in zahlreichen Variationen — darunter auch (seit 1812) Missum(m)e(n) —, auftritt; vgl. Archiv 33, 259, Anm. 4.

Über Usbesch, n., = Wirtschaft (K.) s. Näh. weiter unten im Anhang zu Teil I, Abschn. A, Kap. 3.

Anhang 1. Andeutschungen aus dem Hebräischen (vgl. 162 ff.).

a) im weiteren Sinne.

α) Zeitwörter auf -en.

schnägen = trinken (K.), vgl. beschnägelt = betrunken, geschnägelt = getrunken (K.). Nach den Partizipien würde man für den Infinitiv die

Form schnägeln erwarten Aber selbst wenn schnägen nicht etwa bloß ein Schreibfehler sein sollte, steht nichts im Wege, es für identisch mit schenägeln zu halten (das bei den Bochumer Musikanten für „essen" gebräuchlich, s. 164), da ja auch sonst in unserer Gemeinsprache öfter solche Doppelformen mit gleicher oder ähnlicher Bedeutung vorkommen. Ebensowenig kann die veränderte Bedeutung Bedenken erregen (vgl. dazu auch: Weckel = Essen [B.] mit dessen Bedeutung „Essen und Trinken" [in K.]), denn die Grundbedeutung von sch(e)näge(l)n ist ja „arbeiten" (s. 164, und zur Etymol. jetzt noch Bischoff 77 u. 78, der es vom böhm, činec = „Täter, Arbeitender" herleitet), was sowohl auf die Tätigkeit des Essens wie des Trinkens übertragen werden konnte. Demgemäß dürfte wohl auch (das Hess. Bl. XI/2, 205 nicht erklärte) schnajeln = trinken (B.) nur als eine dialektische Form von sch(e)nägeln aufzufassen sein.

β) Berufsbezeichnungen auf -er (vgl. 164 ff.).

Lezemer, m., = Musikant (H.); ebenso L.: 165 (vgl. oben S. 58); desgl. auch Fuld. Mus.-Spr. 110, Anm. 32.

Schächer = Wirt (H.); ebenso L.: 166 u. Anm. 1.

Anhang 2. Wörter, deren Ableitung aus dem Hebräischen nicht ganz sicher ist (vgl. 168 ff.

schwächen = trinken (H.); ebenso L. u. B.: 169; vgl. auch noch Fuld. Mus.-Spr. 110, Anm. 20: schwechen.

Werner, m., Käse (H.). Diese, wie ein deutscher Personennamen klingende Form entspricht dem gleichbedeut. Wenner in L., worüber d. Näh. 168.

Anhang 3. Wörter, bei denen der Anschluß an rotwelsche Vokabeln aus dem Hebräischen nicht ganz sicher ist (vgl. 170 ff.).

Daffez, f., plur.: -er = Kartoffel(n) (K.); vgl. Dawwesser = Kartoffeln (B.): 170. Dazu die Zusammensetzgn.: Daffesbajes, n., Keller und Dawwesjäger, m., = Kartoffelsalat (im Anschl. an grüner Jäger = Salat [vgl. 203]).

Scheel = Käse (K.). Wenn die Herleitung des gleichbedeut. Gescheel (B.) od. Geschiel (L.) vom rotw. (aus dem Hebr. entnommen) Scheleg u. ä. (als Silbenumstellg; s. 170) richtig sein sollte, so könnte es sich bei dieser kürzeren Form auch um eine unmittelbare Abkürzung (u. zwar eine sog. Apokope) von dem Stammwort handeln. Bei der Zusammensetzung Schmierscheel, m., Butter, Kochkäse (K.) aber dürfte vielleicht in Erwägung gezogen werden, ob sie nicht bloß aus dem bei Crecelius II, 747 angeführten Schmi(e)rsel od. Schmirschel (= „was man zum Auf- und Überstreichen gebraucht", z. B. auch „Käsematte") entstanden wäre.

Kapitel 2. Wörter aus der Zigeunersprache (vgl. 171 ff.)

Das in B. bekannte Jörj = Fleisch (das vielleicht ja zigeun. Ursprungs sein könnte [s. 171/72, Anm. 2]), erscheint in K. nur in der Verbindung Gehannjörg, nach welcher Form man doch noch mehr als nach dem einfachen Jörg (s. 203) das Vorliegen eines Eigennamens (Johann Georg) vermuten muß.

Kapitel 3. Wörter aus dem Lateinischen (vgl. 172 ff.).

däis = drei (K.), jedenfalls nur weitere Verunstaltung von träß od. träs (L., V.): 172.

quatter = vier (K.); ebenso L. u. V.: 172. Eine Zusammensetzung mit däis liegt vor in quatterondäis (d. h. „vier und drei" = sieben (K.), mit schins = fünf (s. Kap. 4) in schinsonquatter (d. h. „fünf nnd vier") = neun (K.). Als Multiplikation tritt dazu noch dusmalquatter (d. h. „zwei mal vier") = acht (K.); vgl. dazu betr. dus: Teil II, Abschn. A, Kap. 3.

Über Kolm = Pfarrer (H, ebenso L. u. V.) s. die Hypothese 172.

Anhang. In letzter Linie geht auf das Lateinische zurück auch der Ausdruck Usbesch = Wirtschaft (K.; u. dazu die Zus. Usbeschwilangs = Wirt), denn es steckt darin nichts anderes als das lat. hospes (vgl. Bischoff 64 unter „Oschpiß"), nur in der veränderten Form, die auch im Talmud ähnlich vorkommt (näml. ûschpiz, uschpizâ od. oschpizâ mit der Bedeutg. „Gastwirt" [od. Gast] od. auch „Herberge"), von wo aus es dann ins Judendeutsch, ns Rotwelsch (wo die Formen mit o vorherrschen) sowie in die fränkische u. pfälzische Händlersprache eingedrungen ist, während die Winterfelder Hausiererspr. für Uskes od. Usches nur die Bedeutg. „Wirtshaus" kennt. S. Näh. noch Archiv, 38, 250 u. Anm. 3 ebd. m. 263 über die Form Hospes.

Kapitel 4. Wörter aus dem Italienischen (vgl. 173/74).

Finester, n., = Fenster (K.), vom ital. finestra, Stammwort für das in V. bekannte Zeitwort finesten (s. 173).

garant = satt, gut (K.) u. grannt = fest, gut (K.); vgl. garant = gut (V.): 173.

Latt = Milch (doch nur in der Zus. Rompelatt, f., = Dickmilch [K.]; vgl. dazu Näh. noch unten in Teil II, Abschn. B, Kap. 5); ebenso V.: 173.

schins = fünf (K.); ebenso L. u. V.: 173. Statt doppelschins = zehn (L.) in K.: dusmalschins (d. h. „zwei mal fünf"; vgl. Teil II, Abschn. A, Kap. 3). Über die Addition schinsonquatter = neun s. schon oben.

Kapitel 5. Wörter aus dem Französischen (vgl. 174/75).

Kuttch, m., Messer (K.); in V. dafür Kutoh: 174. Ob auch in der neuen Wortliste vielleicht nur ein Schreibfehler (Kuttch statt: Kutoh) vorliegt, mag dahingestellt bleiben. Notwendig ist diese Annahme gerade nicht; denn auch die thüringische Mundart kennt z. B. die Form Kuttich für ein stumpfes Messer (s. Hertel 152).

Nicht ganz zweifellos ist die Zurückführung des Ausdrucks:

Kwi = Hund (H.) auf das Französische (s. jedoch neuerdings dafür L. Sainéan, L'Argot ancien etc., Paris 1907, 259). Schon im ältesten Rotwelsch begegnet diese Vokabel, zunächst (um 1490) in der Form Quien, die dann sehr häufig (bis in die Neuzeit) wiederholt worden; daneben zahlreiche Variationen, wie z. B. Quin, Qvin, Quihn, Kvin od. Gwin usw. (vgl. im allgem. Archiv, 47, 138). Auch die Fuld. Mus.-Spr. kennt das Wort (s. 110, Anm. 27: Quin). Die Form Qui findet sich m. Wiss. zuerst bei Pfister 1812 (304), die Form Kwi (also wie in H.) zuerst bei v. Grolman (1822) 40. Über andere Herleitungen des Wortes (aus dem Griech. bzw. Hebr.) s. noch A.-L. IV, 82 u. 588 u. Klenz 1, 2 (unter „Abdecker").

Abschnitt B. Wörter deutschen Stammes (vgl. 175 ff.).

Kapitel 1. Wörter die schon dem älteren Rotwelsch (vor dem 19. Jahrh.) bekannt gewesen.

Dill, f., = Mädchen; ebenso L. (dagegen B.: Dillm): 176; vgl. auch noch Fuld. Mus.-Spr. 110, Anm. 10: Dilche = Mädchen.

fünkeln = kochen (K.); ebenso B.: 176; dagegen in H.: gefunkt = gekocht, das einen Infin. funken voraussetzt. Zusammensetzg. mit dem Stamm fünkel-: Fünkelbajes, n., = Küche (vgl. oben S. 57).

Moß, f.[1]), = Frau (K. u. H.); ebenso L. u. B.: 178/79. Dazu die Zusammensetzg. Baumoß (Abkürzg. von Bauersmoß) = Bauersfrau (K.) sowie die Verbindungen alt Moß = Großmutter u. jung Moß = Hausfrau (beides in H.).

Plembel = a) Bier (H.); b) = schlechtes Bier (K.); in der Bedeutg. u. beinahe auch in der Form (Plembe) übereinstimmend B.; in beiden Beziehungen mehr abweichend L. (Plämpel = Glas Bier). S. Näh. 179. Vgl. auch noch Fuld. Mus.-Spr. 110, Anm. 41: Plempel = Bier.

im Schein = in Sicht, anwesend (K.); vgl. auch in der Einleitg.: in Schein holen = herbeiholen. Auch hierzu kann ein älteres rotw. Wort herangezogen werden, nämlich Schein = Tag, das zwar — für sich allein gebraucht — m. Wiss. erst 1807 (bei Schintermicherl 288) auftritt u. dann mehrfach (bis zur Neuzeit) wiederholt ist, in der Zusammensetz. Scheinspringer (od. ähnl.) für „Diebe, die bei Tage stehlen", aber schon 1791 nachweisbar ist; vgl. Archiv, 47, 216, Anm. 3 u. 63, 105, Anm. 21. Übrigens hat das Wort, das natürlich von der „ins Auge fallenden Helle" (mhd. schîn = „Glanz, Helligkeit) des Tages" (wo die Sonne „scheint") herstammt (vgl. A.-L. 597), im Rotwelsch u. anderen Geheimsprachen noch mehrere Nebenbedeutungen (wie Glas, Auge, Fenster, Licht, Lampe) [s. Näh. Archiv., a. a. O.] gehabt.

Schmunk, m., = Butter (H.); ebenso L.: 180.

Tripps, f., Kirmes (H.); ebenso L.: 181.

unkifisch = unpassend, unanständig (H.); in L.: ungiewig = böse: 182.

woaln = sprechen (in der Verbdg. jenisch woaln = in der Musikantensprache sprechen); fast ebenso L. (woahln = sprechen, gewoahlt = gesagt): 182.

Witz, m., = Bursche, Knabe (K.); dazu die Verbdg. bittschende Witze (pl.) = Kinder; im wes. ebenso B. (Witz = Junge, Bursche): 182, Anm. 1.

Anhang. Im Anschluß hieran kann auch noch genannt werden: klingen = aufspielen (H.). Denn obwohl dieses Zeitwort m. Wiss. erst in Sammlungen der Gaunersprache aus dem 19. Jahrh. (für „musizieren", „geigen") vorkommt (s. Archiv, 42, 53), so ist es doch (gleich Klinger = Musikant) eine Ableitung von dem schon alten rotw. Kling (Klinge, Klingen), zunächst = „Leier" (s. schon Lib. Vagat. [54]) u. öfter, dann auch Geige, Pfeife u. Musikinstrument jeder Art; s. die Belege im Archiv, 42, 54, Anm. 1.

Kapitel 2. Wörter, die erst in Sammlungen der Gaunersprache aus neuerer Zeit (seit Anfang des 19. Jahrh.) vorkommen (vgl. 183 ff.).

Häckel, m., Gendarm (H.); ebenso 183.

Schütz, m., = Meister (K.); ebenso B.: 185.

[1]) In Webers Einleitg. ist dagegen mehrfach: ds Moß (also n.) gebraucht.

Weckel, m., = Essen und Trinken (K.); vgl. in d. Einleitg.: Weckel-Allwaser = Schnaps (zum Frühstück), nur auf Essen beschränkt in B.: 185. Dazu das (wohl als Stammwort zu betrachtende) **weckeln** (für „wickeln" = essen (K.). Ein geheimspr. Beleg für das Hauptw. Wickel = Essen ist enthalten in der schwäb. Gaun.- u. Kundenspr.; ebds. auch das Zeitw. wickeln = essen, das auch die schwäb. Händlerspr. in Pfedelbach kennt (vgl. Württbg. V.-J.-H. f. Landesgesch., N. F. XIII, 209 u. XVI, 69).

Kapitel 3. Wörter mit den typischen rotw. Endungen -erich, -ling u. -ert (-et) sowie mit der Endung -er (für Personen und unbelebte Dinge; vgl. 185 ff.).

In Betracht kommen hiervon nur die Untergruppen unter a u. d sowie der „Anhang" dazu.

Zu: a) **Wörter auf -erich** (vgl. 185/86):

Butterich, m., = Tisch (H.). Diese Vokabel findet sich z. B. auch in den Sammlgn. der Gaunersprache von v. Grolman 12 u. T.-G. 127 u. Karmayer G.-D. 193. Es ist eine (urspr̈gl. wohl bes. „Eßtisch" bedeutende) Ableitung vom rotw. butten (od. putten) u. ä. = essen, das in dieser Form seit Anfang des 18. Jahrh. (1714) begegnet und seitdem sich bis in die Neuzeit erhalten hat, aber in der Form botten auch schon dem 16. Jahrh. (seit d. Niedd. Lib. Vagat. [75]) bekannt gewesen ist. Auch in verschied. Krämersprachen hat es Verbreitung gefunden (vgl. z. B. Kluge, Rotw. 445, 457, 480 obd. m. Archiv, 63, 38, Anm. 14). Obwohl der Ausdr. zu dem niederd. biten = beißen in Beziehung gesetzt werden dürfte (vgl. A.-L. 528 u. Wagner bei Herrig 226), ist er doch — auch außerhalb des Gebiets der Geheimsprachen — vielfach in den süddeutschen Mundarten anzutreffen; s. darüber Fischer, I, 1569, Nr. 2.

Dirrerich, m., = Keller (K.) u. **Dirrich**, m., = Raum im Haus (K.); ähnlich B.: Dieverich = Raum im Haus (186), woraus auch die beiden Formen in K. hervorgegangen sein dürften.

Zu: d) **Hauptwörter auf -er** (vgl. 188 ff.):

α) **für Berufsbezeichnungen:**

Sticheler, m., = Schneider (H.). Dieser Ausdruck, eine Ableitung von unserm Zeitw. sticheln = „fortgesetzt stechen" (Weigand II, 969), „Stiche machen" beim Nähen usw. (daher im Rotw. auch = „nähen"), ist — neben „Meister Stich" — wohl auch in unserem Volksmunde gebräuchlich, besonders beliebt aber (neben der älteren Form Stichling) in der Gauner-, Kunden- u. Händlersprache; s. die Belege dafür im Archiv, 42, 77.

β) **Hauptwörter auf -er für Sachen** (unbelebte Dinge [einschl. menschl. Körperteile]).

Riecher, m., = Nase (K.). Schon im Hildburgh. W.-B. 1753 ff. (230) findet sich: Rieger = die Nase, während neuere Sammlungen der Gauner- und Kundenspr. dafür Riecher haben (s. z. B. Rabben 111 u. Ostwald [Ku.] 122); ältere Nebenform: Riech(e)ling. Auch in den deutschen Mundarten ist der Ausdruck bekanntlich weit verbreitet, so bes. in der Redensart einen guten Riecher haben = „eine feine Spürnase haben" (im wörtl. u. auch mehr übertrag.

Sinne), die z. B. auch in Oberhessen bekannt ist. S. D. W.-B. VIII, 913, Nr. 2 vbd. mit Crecelius II, 694, Hertel 197, Albrecht 192, H. Meyer (7. Aufl.) 113 u. a. m.

Treter, pl., = Schuhe (K.). Während diese Personifikation in der Gaunerspr. nach A.-L. 617 u. Groß 497 (u. zwar in der Form Tretter) für die „Füße" vorkommt, kennt sie die neuere Wiener Gaunerspr. und die Kundenspr. für Schuh(e) (s. Pollak 284; Ostwald [Ku.] 156), und das Pleißlen der Killertaler hat endlich anscheinend beide Bedeutgn. (s. 486: Tretter [neben Trittling] = Schuh, Stiefel, Fuß). Vgl. auch schon im Duisburger Vokabular von 1724 (184): Treyers = Schuh (wohl Plural) für niederd. Treeders, d. h. also ebenfalls „Treter". Vgl. Archiv, 46, 19, Anm. 2.

Trittcher, pl., = Füße (K.); vgl. in L.: Trittches mit der Bedeutg. „Schuhe": 179, 180, woselbst Näheres.

Anhang 1 (zu lit. d). (Substantivierte Partizipien auf -er): Gehechelter, m., = Kuchen (H.); ebenso L.: 189/90. Zur Ergänzg. der dortigen Belege s. noch Archiv, 64, 208, Anm. 514.

Anhang 2 (zu lit. d). Ein unflektiertes, zum Hauptwort erhobenes Eigenschaftswort ist: Grün, m., = Förster (K.), denn das heißt — wie aus der Geschlechtsbezeichnung zu entnehmen — soviel wie „der Grüne", nach der grünen Farbe des Rockes des Försters. Vgl. die rotw. Analogien: Grünwedel = Jäger, Förster, schon seit der Mitte des 18. Jahrh. und dann öfter wiederholt (vgl. Archiv, 55, 179, Anm. 2), Grünstäudel = Jäger (so zuerst 1807) u. ähnl. Formen (vgl. Archiv, 56, 165 u. Anm. 3 vbd. m. 42, 22), Grünspecht = Jäger, Förster (vgl. Archiv, 55, 179), Gründing = Jäger (vgl. Archiv, 56, 165/66), letzteres übrigens vielleicht bloß „verschrieben" statt Grünling, das z. B. auch die schwäb. Händlerspr. (480) für „Waldhüter" kennt, Grünhose = Jäger, Förster (vgl. Archiv, 56, 70), das an den allgem. volkstüml. Grünrock erinnert, und endlich noch das kundensprachl. grüner Junge = Förster (vgl. Archiv, 59, 282).

Kapitel 4. Metaphern und Verwandtes (vgl. 190 ff.).

d) Metaphorische Bezeichnungen von Sachen (unbelebten Dingen) nach anderen Sachen.

Galgennägel, pl., = Rüben (K.). Daß diese Metapher — gleich dem Synon. Polizeifinger (s. unten) — gerade bei den Gaunern beliebt ist, erscheint leicht erklärlich (vgl. Günther 15). Beleg schon bei Pfister bei Christensen 1814 (320, Bedeutg. „Möhren, gelbe Rüben") u. dann öfter bis zur Gegenwart (s. Rabben 53 u. Ostwald [Ku]. 55; vgl. ferner schwäb. Gauner-, Kunden- u. Händlerspr. [s. Württbg. V.-J.-H. usw., N. F. XIII, 210, XVI, 74]). Auch der Soldatensprache ist der Ausdruck bekannt (vgl. schon Horn 91 und jetzt noch Imme, Die deutsche Soldatensprache u. ihr Humor, Dortm. 1917, 110), desgl. der allgem. Volkssprache in verschied. Gegenden; s. D. W.-B. IV, 1, 1, 1176 vbd. m. Kehrein 150 u. Fischer III, 29.

Löffel, pl., = Ohren (K.). Diese aus der Jägersprache stammende Bezeichnung — bes. für die Ohren des Hasen (s. Näh. u. a. im D. W.-B. VI, 1123, Nr. 6) — ist ziemlich früh schon vereinzelt auch im Rotwelsch anzutreffen (s. Basl. Glossar v. 1733 [201]). Ebenso ist sie der schwäb. Händlerspr. bekannt (s. 484) und in verschiedenen Mundarten in scherzhafter Redeweise auch für die Ohren des Menschen gebräuchlich (so z. B. jemand bei den Löffeln kriegen usw.); vgl. Hertel 159; Albrecht 102 (Nr. 3, 4); Fischer IV, 1275 (Nr. 2).

Polizeifinger, pl., = Rüben (K.). Zur Erklärung s. unter „Galgen-nägel". Die gauner- u. kundensprachl. Belege für dieses Wort (vgl. Archiv, 56, 165, Anm. 2) gehören erst der neueren Zeit an (s. z. B. Rabben 103 u. 90 [„Mohrrüben"], Kundenspr. III [427: „geschnittene Karotten"], Schütze 84 [„Mohrrüben, rote Wurzeln"], Ostwald [Ku.] 116 [ebenso]). Bekannt ist es u. a. auch in der Soldatenspr. (Imme, a. a. O., 110) u. im allgem. Berliner Dialekt (s. H. Meyer 105).

Allenfalls kann hierher auch noch gezählt werden: Staab, m., = Mehl K.). Das Wort ist von Weber richtig als mundartl. Aussprache von „Staub" gedeutet (vgl. auch Crecelius II, 806). Gleichwie Staub auch in unserer älteren Gemeinsprache wohl für „Staubmehl" oder „Mehlstaub" gebraucht worden (s. Schneller II, 718), so hat es im Rotw. die Bedeutung „Mehl" schlechthin angenommen. Jedoch tritt die Vokabel in dieser Form erst anfangs des 19. Jahrh. auf (s. Schintermicherl 1807 [289]), dann öfter wiederholt bis zur Gegenwart. S. über die Belege sowie ältere Formen (wie Stupart, Staupert u. ä.) Archiv, 42, 77.

Teil II.

Das sonstige Wortmaterial (soweit es sich mit einiger Sicherheit erklären läßt.)

Abschnitt A. Wörter fremden Stammes (vgl. 192ff.).

Kapitel 1. Wörter aus dem Hebräischen (bzw. Jüdischdeutschen).

Schiwes, m., = Feierabend (K.); in Form u. Bedeutg. ganz ähnlich: Schiwes (L.) u. Schiewes (B.) = Abend bzw. Schieb = Feierabend (B.): 192.

Kapitel 3. Wörter aus dem Lateinischen.

dus = zwei (K.) u. dazu dusmalquatter = acht (K.); beides übereinstimmend in B.: 193 obd. mit 172 (betr. quatter; vgl. oben S. 60). Dazu in K. noch dusmalschins = zehn (vgl. oben S. 60).

morenden = essen (K.), Ableitung von dem Hauptw. Morende = Essen (L.): 193. Das Zeitw. kennt (in etwas anderer Form) auch die Fuld. Mus.-Spr. (110, Anm. 27: marente = essen). — Vielleicht sind hierherzustellen auch: Feines, n, Heu (K.), in dem möglicherweise eine volksetymologische Andeutschung des lat. foenum stecken könnte, wofür die Verbalhornung der latein. botanischen Bezeichnung foenum graecum (für den Bockshornklee) zu „feine Grete" (vgl. Söhns, Z. f. d. deutsch. Unterricht, XI, 183) ein Seitenstück bildet, und:

Hormes, f., = Uhr, Zeit (K.), daher: wie viel Hormes? = wie viel Uhr? (K.); im wes. ebenso B.: 193, Anm. 1.

Kapitel 4. Wörter aus dem Italienischen.

bittschen(d) = klein, schlecht, langsam (K.) od. pittschend = klein (K.); dazu die Verbindung bittschende Witze, pl., = Kinder (K.). In der Sammlung von 1912 war die Vokabel nur in der Form pitschend sowie mit der Bedeutg. „schlecht" (B.) aufgeführt und von mir (205) als unsicheren Ursprungs bezeichnet worden. Die jetzt an erster Stelle genannte Bedeutg. „klein" läßt aber kaum einen Zweifel darüber, daß es sich um eine Umgestaltung des italien. piccino = klein handelt, dessen Begriffsausdehnung — auch zu „schlecht" — in demselben Verhältnis steht wie die vom rotw. grandig = groß zu garant (grannt) = gut.

lawuren = arbeiten, holen, befehlen (K.), nach Weber's Einleitg. auch: stellen u. sagen; vgl. ebds.: mitsche gelawuren = verstecken; in V. lawuren nur = arbeiten (nebst d. Hauptw. Lawur = Arbeit): 198.

Lennche, n., = Holz (K.), unzweifelhaft eine Andeutschung vom ital. legno = Holz.

Masockelchen, pl., = Klöße (K.), vom ital. mazzochio = Bund, Bündel mit deutscher Verkleinerungs-Endung unter gleichzeitiger Beriffsverengerung.

Wattger, f., = Kuh (K.), u. dazu Wattgerbajes, n., = Stall (K.); das einfache Wort auch schon in V.: s. 194, wo es zum franz. vache in Beziehung gesetzt worden. Wegen des scharfen Auslauts und der Zweisilbigkeit des Wortes liegt es aber wohl näher, an das italien. vacca zu denken. Weniger sicher erscheint der Zusammenhang mit italienischen Wörtern noch bei folgenden Ausdrücken:

Faatseperrer od. **Faatschpirrer**, m., = Kuchen; vgl. in der Samml. von 1912: Faatsche = Kuchen, Wecke (von mir 205 als unsichern Ursprungs bez.). Faatsch(e) od. Faatse könnte vielleicht vom ital. focaccia = Kuchen aus Brotteig (Weißbrot; vgl. französ. fouace) entstanden sein, während ich über den zweiten Bestandteil (-perrer od. pirrer) in der längeren Form keine Vermutung wage.

Salmiak, m., = Speis (d. h. Mörtel) (K.), nach Dr. Landau möglicherweise eine Umgestaltung aus ital. smalto = Mörtel (Zement, Kitt) u. dgl., jedoch nicht sowohl durch mechanischen Lautwandel von t in k, als vielmehr in der Weise, daß die lautliche Ähnlichkeit der beiden Wörter den Anlaß gegeben, den bekannteren Ausdruck an die Stelle des fremden zu setzen.

Wilangs (in der Zus. Usbeschwilangs, m., = Wirt (K. [vgl. oben S. 60]), zu Wilangs = Mann (L. u. V.); von mir 206 unerklärt gelassen, aber vielleicht mit ital. villano (als Subst.) = Bauer, Bürger in Zusammenhang zu bringen. Auch diesen Hinweis verdanke ich Dr. Landau[1]).

Kapitel 5. Wörter aus dem Französischen.

bong = gut (K.), natürlich nur das franz. bon nach schlechter Aussprache.

Fisasche, f., = Gesicht (K.), nach dem franz. visage (nach schlechter Ausspr.), dabei Geschlechtswechsel (f. statt m.) wie auch sonst in unserer volkstüml. Gemeinsprache bei den Wörtern auf -age aus dem Französischen.

poschen = heiraten (H.); vgl. poscht = heiratet (L.): 194.

Scharband = Zimmermann (K.), wohl nur Verkürzung aus dem gleichbed. franz. charpentier. Diese Auffassung schließt indessen nicht aus, daß das in V. bekannte Synon. Schoarwer als ein selbständiges Wort betrachtet werden kann (s. Näh. 199).

separe = hübsch (K.) — wohl auf der letzten Silbe zu betonen, vom franz. séparé = abgesondert. Die Gleichstellung des Besonderen mit dem Hübschen erklärt sich leicht; vgl. den ähnl. Gebrauch unseres Fremdwortes apart.

[1]) Auf das Italienische gehen vielleicht auch noch folgende Wörter des ersten Weber'schen Glossars zurück: **Bang** = Brot (V., 204), aus ital. pan = pane, obwohl die Endung -ng auch für das franz. pain sprechen würde. **Pottger** = Schwein (V., 194), wohl besser zu ital. porco (wie Wattger zu vacca) als zu franz. porc. **Wogge** = Mund (V., 206), vermutl. eine weichere angedeutschte Form des gleichbed. ital. bocca.

Soſiß, f., = Wurſt (H.), aus franz. saucisse.

Nicht im Vokabular aufgeführt, aber in den Sprachproben der Einleitg. gebraucht iſt noch: kuſche = ſchlafen legen. Dieſes (vom franz. [se] coucher gebildete) Zeitw. iſt mundartlich (meiſt in der Form: ſich kuſchen [guſchen] für „ſich [nieder] legen" (z. B. beſ. im Imperativ kuſch [dich] als Befehl an den Hund), dann (auch von Menſchen) für „ſtill ſein", „ſich nicht mucken" u. dgl. m. mundartlich weit verbreitet. S. Näh. D. W.-B. V, 2864 vbd. z. B. m. v. Pfiſter zu Vilmar 152, Kehrein 252, Hertel 151 (hier beſ. auch: ſich ins Bett kuſchen), Albrecht 157, H. Meyer 79, Fiſcher III, 936, Autenrieth, Pfälz. Idiotikon (1899), 59 (guſche = zu Bett gehen).

Kapitel 7. Wörter aus dem Polniſchen.

Blawang, m., Pfarrer (K.). Im Polniſchen gibt es (nach gefl. Mitteilg. von Dr. Landau) neben pleban (vom neulat. plebanus) = Pfarrer auch noch e. mundartl. Form plewan (mit naſalem a), die als die Quelle für die Vokabel betrachtet werden dürfte.

Rankewittche, pl., = Handſchuhe (H.), zweifelsohne vom gleichbed. poln. **rękawiczka** (ſpr. **renkawitschka**), pl.: -ki.

Anmerkung. Auf den Einfluß polniſcher Arbeiter dürfte vielleicht auch zurückzuführen ſein die Bezeichnung: **Manopol** (doch wohl = Monopol) = Schnaps (K.) als eine Anſpielung auf das ruſſiſche Branntweinmonopol.

Abſchnitt B. Vokabeln aus unſerem einheimiſchen Wortbeſtande (einſchl. der ſog. Lehnwörter). Vgl. 194 ff.

Kapitel 1. Künſtliche Wortveränderungen.

a) Künſtliche Wortverlängerungen.

Mararer, m., = Maurer (K.); ebenſo L. u. B.; 195.

Kapitel 3. Gebrauch veralteter Ausdrücke unſerer Gemeinſprache. (195/96.)

Vielleicht dürfte hierher das wie ein Eigenname klingende Wort **Michel** in der Redensart **Michel beſtompe** = Schläge austeilen (K.) zu ſtellen ſein. Da nämlich dieſe Wendung von Weber in ſ. Einleitg. auch durch „gehörig durchhauen" wiedergegeben iſt, ſo könnte Michel wohl als das heute im weſ. veraltete Eigenſchaftswort michel = „groß" (als Adv. gebr. = „ſehr"), ſchon mhd. ebenſo, althd. mihhil (ſ. Näh. bei Weigand II, 179 vbd. mit Lexer, Mhd. Hand-W.-B. I, 2132) betrachtet werden.

Kapitel 4. Verwendung von Ausdrücken unſerer Gemeinſprache in abweichendem Sinne. (196/97.)

Altar, m., = Tiſch, Verallgemeinerung des engeren Begriffs (Altar = „Kirchentiſch", wie lat. altare = „Opfertiſch" [Weigand I, 46], vgl. „Tiſch des Herrn".

Eech, f., = Stock (K.). Da das Wort — wie auch Weber meint — nichts anderes iſt als das mundartl. gefärbte „Eiche" (vgl. Crecelius I, 327: oberheſſ. Âch od. Âeche = Eiche), ſo iſt wohl eine Begriffsverallgemeinerung von „eichener Stock" zu „Stock" ſchlechthin anzunehmen.

keck = gut, viel, groß, dick (K.). Dieſes Wort hat außer ſeiner jetzt wohl verbreitetſten Bedeutg. „mutig, verwegen, frech" in den Mundarten noch

manche andere, die mit den oben genannten z. Teil übereinstimmen. S. außer den allgem. Angaben im D. W.-B. V, 875/6 bes. (betr. Oberhessen) Crecelius II, 497/8, der folgende Begriffe aufzählt: „1. lebhaft, munter, schön (sowohl Wetterau als Vogelsberg); 2. tüchtig, trefflich, brav (Vogelsberg); 3. stark, dick, schwer, auch von Tieren und Sachen (nur im Vogelsberg). Über die südd. Mundarten s. Fischer, IV, 301/1.

Tapeten, pl., = Bilder (K.), zu erklären vielleicht nach den auf dem Lande hier und da noch beliebten Tapetenmustern mit bildlichen Darstellungen oder nach den auf den Tapeten hängenden Bildern (?).

Hierher dürfte auch noch zu stellen sein: werken = führen (K.), wenn es etwa eine mundartliche (der oberhess. Aussprache des i entsprechende) Form für „wirken" sein sollte; doch könnte auch an eine unmittelbare Ableitg. von dem Hauptw. „Werk" — vielleicht unter Einfluß der Bezeichnung „Werkführer" — zu denken sein. Endlich sei noch erwähnt: heuer = heim (K.), das der Form nach übereinstimmt mit dem — allerdings nicht in ganz Deutschland gebräuchl. (z. B. bes. im Norden unbekannten) — Adv. heuer = in diesem Jahre (mhd. hiure, ahd. hiuro aus hiu jâru; s. Weigand I, 859). In einigen Teilen von Hessen (z. B. in mehreren Orten des Vogelsbergs, darunter auch Köddingen) bedeutet nun dieses heuer nicht sowohl „im gegenwärtigen", als vielmehr „im verflossenen Jahre" (s. Crecelius I, 463 vbd. mit v. Pfister zu Vilmar 103), und von diesem Sprachgebrauch aus könnte sich dann vielleicht (also aus dem Begriff „im heimgegangnen Jahre") der allgemeinere Sinn „heim" entwickelt haben (?).

Kapitel 5. Ausdrücke aus verschiedenen deutschen Mundarten (vgl. 197/98).

Bansch, m., = Butter (K. u. B.); in B. Banch, in L. Bänch in gleicher Bedeutg.: 204 (unter den Wörtern unsichern Ursprungs aufgezählt). Es gehört vielleicht zu Pantsch = Gemenge, Gemengsel von Speisen (s. z. B. Schmeller I, 397; vgl. Crecelius I, 91: das Gebansch [Gevansch] u. a. = 1. das Durcheinandermengen von Speisen; 2. das Durcheinander der Speisen selbst; zu ban[t]schen, [auch mit p] = „alles durcheinander mengen beim Essen" u. dgl.]).

bestompt = gemacht (K.), ds Jahsche bestompe = das Strohlager zurechtmachen (s. Webers Einleitg.); Michel bestompe = Schläge austeilen (K.) oder (nach der Einleitg.) gehörig durchhauen. Besonders zu der letzteren Redensart würde gut passen das oberh. Zeitw. stumpfen (gespr. meist schtompe) = stoßen (unsanft berühren od. zerstampfen); s. Crecelius II, 822; vgl. auch v. Pfister zu Vilmar 291 (stumpen = anstoßen) u. Kehrein 399 (stumpen, stompen, u. a. = stoßen).

Bittscherwetter, n., = Regenwetter (K.); vgl. Patschwetter u. pitschenaß (= patschenaß), d. h. ganz naß (H. Meyer 102 u. 104), zu pitschen (Ablaut zu patschen [s. Weigand II, 386]), einem schallnachahmendem Zeitw.; s. Crecelius II, 662 (z. B. „das Wasser pitscht in den Schuhen bei jedem Tritt") vbd. mit I, 166 (unter „bitschen"); vgl. Vilmar 303 (unter „pitschen") u. 301 (Pfütsche, richtiger Pütsche = Pfütze).

Dast, f., = Finger (K.). Nicht sowohl zu „tasten" als vielmehr aus einer mundartl. Form für „Tatze" weitergebildet. S. Crecelius I, 252: die

5*

Datsche (u. ä.) = „die breite weiche Pfote eines Tieres, die menschliche Hand, schriftd. Tatze"; vgl. Vilmar 67; Kehrein 107. Über das ganz ähnliche Synon. Pute s. weiter unten.

fußen = gehen, laufen (K.). Dieses Zeitw. ist natürlich (gleich dem gauner- u. krämersprachl., auch in L. bekannten plattfüßen = tanzen [184]) eine Ableitg. von „Fuß". Nach Crecelius I, 397 bedeutet fußen etwas spezieller „festen Fuß haben oder faßen, fest und sicher auftreten", während die verkleinernde Form füßeln u. a. gebraucht wird für „mit kurzen Schritten gehen oder laufen, und zwar geschwind" (vgl. d. pfälz. fisle = springen [Autenrieth, a. a. O., 41]).

Hafe, Have, m., = Glas, Topf. Ein (meist in der Form Hafen) in Oberdeutschland allgemein bekanntes Wort, das im Schriftdeutsch aber — seit Luther — durch Topf verdrängt worden. S. Näh. im D. W.-B. IV, 120 obd. aber mit Schmeller I, 1055 u. Fischer III, 1018.

Knäz, m., = Knecht (K.). Zu vgl. etwa Knös = Knabe, Junge, Bursche in d. bayr. Mundart nach Schmeller I, 1354.

Krähsche, n., = Fett (K.). Der Ausdruck gehört wohl zu dem Zeitw. kreischen, nach Crecelius II, 522 (unter „kreischen II") ausgespr. in der Wetterau: kräsche od. kräische, im Vogelsberg: kreische od. kresche, „Faktitiv" von kreischen I (d. h. mit der allgem. Bedeutg. „schreien") u. bedeutet „Öl über dem Feuer sieden . . ." „im entsprechenden Sinne auch das Intransitiv: das Öl kreischt . . ., wie man mhd. von heißen Pfannen mit Flüssigkeiten singen, schreien, sausen, lauten, süngeln (funkeln) sagte". Vgl. auch Vilmar 225, Kehrein 245 (unter „krätschen", Nr. 1 sowie Schmeller I, 1382 (kröschen = „prasseln, wie Schmalz, das auf Glut gestellt ist") u. D. W.-B. V, 2407, Nr. 1, a u. 2, b (mit weiteren Angaben).

marachеln = stinken (K.). Der Ausdruck könnte vielleicht in Beziehung gesetzt werden zu d. bayr. Mauracheln, pl., = Hausen von Menschenkot, beruhend auf einem scherzhaften Vergleich, zu Maurachen (f.) od. Mauracher, m., = Morchel (s. Schmeller I, 1638; Weigand II, 216).

Pute, pl., Finger (K.). Wie das Synon. Dast für „Tatze" steht, so handelt es sich hier wohl um ein mundartl. Form für „Pfote". So hat z. B. die Kölner Mundart Put (pl. Pute) = Pfote, Fuß (s. Hönig, W.-B. der Köln. Mundart [2. Aufl. 1905] 144), die Koblenzer: Puhde = Pfote, Finger (s. Wegeler, W.-B. d. Kobl. Mundart. [Kobl. 1869] 37). Auch der Berliner kennt (das ndrd.) Poten für „Füße" (s. H. Meyer 106).

Rompe in Rompelatt, f., = Dickmilch (K.), wohl nach oberheff. Aussprache, die z. B. auch rombeln für rumpeln sagt (s. Crecelius II, 702/3) = Rumpf. Vgl. dazu Vilmar 333: Rump(f) u. a. auch = „große hölzerne Schüssel (Rumpfschüssel)". In einer solchen läßt man die Milch sauer (dick) werden.

säs = sechs; vgl. in B.: säß: 198.

Traddel in Traddelrewittschje, n., = grünes Gemüse. Zur Erklärung könnte wohl dienen Crecelius I, 290: „Drattelbohne (Draddelbune), eine Art kleiner rundlicher Bohnen, die an den nicht hochwachsenden Stöcken in Masse gedeihen; wahrscheinlich so genannt, weil sie besser dratteln als andere", d. h. leichter herabfallen; s. dazu I, 289: dratteln (draddeln) = „massenweise auf harten Boden herabfallen und mit Geräusch aufschlagen; meist vom Obste, das vom Baum geschüttelt wird, doch auch sonst von kleinen rundlichen

Körpern, wie ... Erbsen, Bohnen u. dgl."; vgl. auch Kehrein 408 (unter „tratteln") vbd. mit 169 (unter „göttern)".

Kapitel 6. Verwendung der Endungen -erich, -et, -es (-ches) und -er (bei Hauptwörtern); vgl. 198 ff.

In Betracht kommen hier nur die Gruppen c (Subst. auf -es [-ches]) u. d (Subst. auf -er).

Zu c (Hauptwörter auf -es [-ches]):

α) Auf -es sind (außer Hormes = Uhr [s. schon oben S. 60], u. Schiwes [s. oben S. 64]) noch gebildet:

Grabbes, m., = Stein (K.); in anderer Bedeutg. (Pickel, Nagel, Gabel) in V.: 199. Wahrscheinlich ist daher Grabbes = Stein anders zu erklären u. etwa zu „graben" („ausgraben") zu stellen.

Scharbes, n., = Salz (K.). Vgl. dazu — betr. die Form —: Crecelius II, 720: scharpf (schåarb, schårb) = scharf, — betr. Form und Bedeutg. —: Hönig, W.-B. der Köln. M.-A., 156: schärp = bitter, herb, scharf u. dgl. Es handelt sich also um eine Substantivierung des Eigenschaftswortes ähnlich wie bei dem Syn. Gräif in V. (vgl. 197).

Schnurres, m., Schnurrbart (K.). Vgl. Kehrein 363: Schnorres = Schnurrbart (zu Schnorr = Maul), ebenso: Autenrieth, Pfälz. Jd. 127; vgl. auch Schmeller II 581: Schnorren (f.) — neben Schnurren (f.) — = „Maul, Maul und Nase, Schnauze".

Stiewes = Stube (K.), doch wohl nur Verunstaltung aus „Stube", Stübchen"; vgl. die Form Stüfchen = Kammer bei Kehrein 215.

β) Subst. auf -ches fehlen in den Nachtrags-Glossaren. — Auch für Rewittches = Sauerkraut in V. (199) ist jetzt nur die Form Rewittschje angeführt. Dazu in Zus. Traddelrewittschje (s. oben S. 68).

Zu d (Hauptwörter auf -er [vgl. 199, 200]):

α) für Stände und Berufe:

Beglärer, m., = Lehrer (K.), statt des längeren Syn. Witzebeglärer in V.: 200.

Knozer, m., Schuster (H.), vielleicht Ableitg. von knotzen = kauern, hocken u. dgl. (s. D. W.-B. V, 1512, Nr. 1 vbd. mit Schmeller I, 1356), etwa mit Bez. auf das viele Sitzen in gebückter Haltung bei der Arbeit, oder von knózen: = a) derb und unordentlich zusammendrücken oder -binden; b) (an etwas k.) sich mit einer Sache abmühen, nicht fertig werden können (nach Vilmar 212); s. auch D. W.-B., a. a. O., N. 2 a. E. vbd. mit Kehrein 238 unter „knutschen" (= knutzen), Nr. 3.

Beheerter, pl., = Haar (K.). Gegen die Auffassung des Ausdrucks als substantiv. Eigenschaftswort (= „Behaarter") scheint zu sprechen, daß es eine Pluralform sein soll.

Häger = Zähne (K.), vielleicht zu Hag od. Hege (bzw. Gehege) im Sinn von „Einfriedigung, Umzäunung" u. dgl. (vgl. Weigand I, 790 [unter „Hag"], 831 [unter „Hege"] vbd. mit 653 [unter „Gehege"]), entspr. dem griech. ἕρκος ὀδόντων.

bb) Zusammensetzungen: Außer **Faatseperrer** od. **Fatschpirrer** = Kuchen (s. schon oben S. 65) sind noch zu nennen:

Gorgelverrisser, pl., = Klöße (K.), doch wohl zu Gorgel = Gurgel

(vgl. dazu Crecelius I, 444: gorgeln, Nebenf. zu gurgeln) und verreißen, das nach Crecelius II 689 für „zerreißen" gebraucht wird, als Anspielung auf schwer durch die „Gurgel" zu bringende große Klöße. Vgl. dazu etwa im Regensbug. Rotwelsch (489): Christenwürger = Knödel.

Heemtrewwer, m., = Stock (K.), d. h. (nach Weber) soviel wie „Heimtreiber", also zunächst wohl Bez. für einen Hirtenstock u. dgl.

Meckschlarwer, m., = Mittagsuppe (K.); vgl. in L. das einfache Schlarwer (in B.: Schloarwer) = Suppe: 200. In einer der Zus. damit (Mickschoarwerpicke = Mittagessen [L.; vgl. auch 184]) begegnet der Ausdr. Mick = Mittag entsprechd. dem gleichbed. obigen Meck, das etymol. unsicher bleibt (vgl. unten Teil III).

Kapitel 7. Metaphern und Verwandtes (vgl. 201 ff.).

Hierzu kann (als eine Art Standes- od. Berufsübertragung) auch gestellt werden:

wilder Jäger, m., = Hausherr (K.) nebst der weiteren Verbdg. ältster wilder Jäger = Großvater (K.).

Zu lit. b (Übertragung von Tiernamen auf Sachen) ist zu erwähnen, daß in den Nachträgen auch für einen abstrakten Begriff eine solche Übertragung verwendet ist, wenigstens scheint es sich bei:

Wasserratt, f., = Rausch, Betrunkenheit (K.) um eine solche (allerdings recht sonderbare) Metapher zu handeln.

Zu lit. c (Übertragung von Tiernamen auf Personen) vgl.:

Fohlen = Mädchen (K.); übereinstimmend L. u. B. (hier bes. auch = Bauerntochter): 201.

Spatze, pl., Bretterleute, Schindler (K.). Wenn ein Vergleich mit Spatzen (= Sperlingen) vorliegt, erscheint der Grund dafür nicht ganz klar. Nach Crecelius II, 794 kommt Spatz figürl. für einen „dürren Menschen" vor. Wenn unter den „Schindlern" nicht bloß die Schindelmacher (s. Schmeller II, 430), sondern auch die Dachdecker begriffen werden dürften, so könnte man ja an „die Spatzen auf den Dächern" denken.

Zu lit. d (Personifikationen von Tieren):

Amtmann, m., = Esel (K.), wohl Rückübertragung der Metapher Esel = Amtmann, wofür das seltne gaunersprachl. Gomol (jüdd., vom hebr. gâmal, d. h. Kamel) = Richter (vgl. Archiv, 55, 162) als Seitenstück herangezogen werden kann.

Zu lit. e (metaphorische Bezeichnungen von Sachen nach anderen Sachen) vgl. allenfalls:

Salmiak, m., = Speis (Mörtel) (K.), das aber wahrscheinl. erst auf dem Umwege über das ital. Synon. smalto zustande gekommen (vgl. oben S. 65). — Auch an den schon (oben S. 66) erwähnten abstrakten Ausdruck Manopol (= Monòpol) für den konkreten Begriff „Schnaps" (K.) wäre hier zu erinnern.

Zu lit. g (Sachbezeichnungen für menschliche Körperteile s.:

Heft, n., Nase (K.), scherzhafte Auffassung der Nase als „Handhabe" (Heft) des Gesichts; s. D. W.-B. IV, 2, 766 vbd. mit Kehrein 191 (Heft = starke Nase. Daran reiht sich (als Sachbezeichng. für den ganzen Menschen) an:

Knittel, m., Bursche (H.), denn Knittel ist mundartl. Form für Knüttel

(= Knüppel), das auch sonst wohl zur Bezeichnung von Menschen gebraucht wird, so z. B. in Schwaben (s. Näh. bei Fischer IV, 556, Nr. 8)[1].)

Zu lit. h (Personifizierungen von Sachen) vgl. α[2]) als eine Zusammensetzg. mit Mann; wie sie namentl. im Rotwelsch [vgl. Archiv, 49, 335 u. Anm. 4] u. in anderen Geheimsprachen [vgl. Hess. Bl. XI/2, 191] beliebt sind:

Stockmann = Brot (K.) statt des gleichbed. einfachen Stock in V.: S. 208;

β) nach Berufsbezeichnungen:

grüner Jäger, m., = Salat (K.); ebenso V.: 208. Dazu die Zus. Dammesjäger = Kartoffelsalat (K.); vgl. oben S. 59;

γ) nach Eigennamen:

Eine ganze Reihe von Ausdrücken klingt nur scheinbar an Personennamen an, hat aber damit bei näherer Betrachtung — entweder sicher od. doch wahrscheinlich — nichts zu tun. Zur ersten Gruppe gehören: Werner = Käse (H., s. oben S. 59) und Lennche = Holz (K., s. oben S. 65), ferner auch Killjochem, m., = Rock (K.), in dem die zweite Silbe an Jochen erinnert (vgl. zur Etymol. des — in V. Killjoches lautenden — Wortes: 205 Anm. 2); zur zweiten: Gehann od. Gehannjörg = Fleisch (K.), das doch nur vielleicht als Entstellung aus Johann bzw. Johann Georg anzusehen ist (vgl. oben S. 59 f.). Dagegen kann es fraglich bleiben, ob auch Konrad, m. = Schnaps (K.) etwa nur als eine wortspielartige Weiterbildung von gleichbed. Konn (L., V., s. zur Etymol. [aus „Korn"] 197, Anm. 2) aufzufassen ist oder ob hier in der Tat der Eigenname Konrad vorliegt. Eine Art Seitenstück

---

[1]) Zwei andere Wörter, die wohl noch hierher gerechnet werden dürften, nämlich Matrotz = Magd u. Stil = Lehrer, scheinen sich spezieller als sog. partes pro toto zu erklären. Es ist darüber folgendes zu bemerken:

Matrotz, f., = Magd (K.). Nach dieser Schreibung des Wortes (in Abweichung von V.: Matroß = Mädchen, Magd, worüber Näh. zu vgl. 194, Anm. 1) liegt es wohl nahe, an Matratz(e) zu denken. Matratz(e) auch Matratzekapp(e) od. -haub(e) ist aber — nach Crecelius II, 580 — die Bezeichnung für „eine Art Haube, wie sie in der Gegend von Gießen, Lich, Butzbach getragen wird" und die „ihren Namen davon" hat, „weil sie wie eine Matratze auswendig gesteppt und inwendig mit Baumwollenwatte gefüttert ist"; vgl. auch Kehrein 274 vbd. mit 239 (unter „Kommodchen"). Daß dann gerade nach der (charakteristischen) Kopfbedeckung die ganze Person genannt wurde, steht — auch in den Geheimsprachen — nicht vereinzelt da; vgl. dazu auch Archiv 56, 67 ff.

Stil, m., = Lehrer (H.); vielleicht = Stiel, verallgemeinert für „Stock" und dieses — wie einst Bakel (s. Klenz 87) — als bes. wichtiges Werkzeug des Dorfschullehrers für diesen selbst gebraucht (?).

[2]) In Hess. Bl. Bd. XI/2, 203 ist unter α (als Personifizieruug einer Sache nach einem Verwandtschaftsnamen aufgeführt worden: Frau Waser (L.) od. Frau Was (V.) = Bier, das nach Weber als „Frau Base" auszulegen wäre. In K. lautet nun die Bezeichnung für Bier Allwaser, wofür jene Deutung nicht mehr paßt. Wie aber diese Form zu erklären, ob dafür z. B. nicht doch etwa ein Zusammenhang mit „Wasser" anzunehmen ist, lasse ich dahingestellt bleiben. In der Einleitg. Webers ist die Zus. Weckel-Allwaser durch „Schnaps (zum Frühstück)" wiedergegeben.

dazu wäre nämlich das schwäb. Käsperle(in) (Dimin. von Kaspar) für ein „Gläslein Branntwein" (nach Fischer, IV, 250, Nr. 3, b); und da nun nicht nur Kaspar (Käsperle), sondern auch Konrad in manchen Gegenden als Name des Teufels vorkommt (s. außer Fischer, 250, Nr. 1 obd. mit 608 unter „Konrad", Nr. 4 auch Wackernagel, Kl. Schriften, III [Lpz. 1814], 151/52, 159 u. Meisinger, Die Appellativnamen in den hochdeutsch. Mundarten [Progr., Lörrach] I [1904], 15, 16 u. II [1910], 14), so wäre es vielleicht nicht zu kühn, an einen Zusammenhang hiermit (mit Bez. auf den „Alkohol-" od. „Schnapsteufel") zu denken.

Zu den Personifizierungen von Sachen kann allenfalls auch noch gezählt werden die Umschreibung: Schirrfuß, m., = Schuh (K.), da sie gleichsam die Vorstellung erweckt, daß der Fuß durch den Schuh „angeschirrt" wird; vgl. dazu D. W.-B. IX, 226 (Schlittschuhe an den Fuß schirren).

Teil III.

Zusammenstellung der (bisher noch nicht besprochenen) Wörter unsicheren Ursprungs (vgl. S. 204 ff.).

bajocke od. beijocke = sagen, beibringen, schlagen (von der Uhr) (K.); vgl. in d. Einleitg. Webers: Schiwes bajocke = Feierabend schlagen.

Holler, m., = Hut (K.). Einigermaßen würde dazu — nach Form und Bedeutg. — passen das mundartl. Holler = Haarschopf, Haube auf dem Kopf der Vögel u. dgl. (vgl. u. a. Hertel 121).

Kräht, f., = Geldbeutel (K.), ebenso B.: 205 u. Anm. 3.

Kutte, pl., = Füße (K.).

laukssen = zehn (K.); ebenso B.: 205.

Mächeser, m., = Kartoffelbrei (K.); vielleicht e. Art „Streckform" von Möser = Brei in B.: 188 (?).

Meck, n., Mittagessen, Mittag (K.); vgl. dazu oben S. 70 („Meckschlarwer").

Mend, n., = Geschirr, Axt, Beil (K.).

Mende, f., = Handwerksgerät. Geschirr (K.).

mittsche = herbei (K.); vgl. Einleitg.: mitsche (sic) gelawurn = verstecken, in B.: mitsche = fort (gehen): 205.

Rewallg, pl., = Erbsen (K.); vgl. in B.: Rewällje = Kartoffeln, Rewäller = Erbsen: 205 u. Anm. 5.

Schnarwel, n., = Branntwein (H.); in L.: Schnoarwel = Glas Schnaps: 206 u. Anm. 1. Vgl. dazu noch bei Kehrein 363 die Bezeichng. Schnorrum = Branntwein.

Schorme, m., Käse (K.).

Spruhn, m., = Pfennig (K.).

Suffruh, m., = Striefel (K.).

tri = schlecht (K.).

Anhang: Nachträge und Berichtigungen zu Hess. Bl. Bd. XI/2, 152—206.

Zu Teil I S. 157 (kohchem = eingeweiht, klug, aufgeklärt [L. u. B.]) s. auch Fuld. Mus.-Spr. 110. Anm. 18: kochem = klug.

Zu S. 158, Zeile 11 (unter „lohne = schlecht" [B.]) ist statt: hebr. lô lâmi, jüd. lô lômi zu lesen: lô lânu u. lô lônu.

Zu S. 173, 174 u. Anm. 1 (nowes = nichts [L.]): Zu den Belegen ist ferner noch hinzuzufügen: Fuld. Mus.-Spr. 110, Anm. 7: nobes = nichts. Die Bedeutg. nôbis = gut findet sich nicht in der Pfälzer Händlerspr., sondern im Pleißlen der Killertaler (435).

Zu S. 179, 180 (schlummen = schlafen [L.]): Im Rotw. tritt nicht zuerst das Hauptwort Schlummer = Schlaf (Mitte des 18. Jahrh.) u. dann erst das Zeitw. schlummern = schlafen auf, vielmehr findet sich auch das letztere schon im W.-B. v. St. Georgen 1750 (218).

Zu S. 181 (unter „spennen = sehen" [L.]): s. auch Fuld. Mus.-Spr. 110, Anm. 2: spann = sieh.

Zu S. 184 (Kniff [Dimin. Knifferchen] = Bursche [L.]): s. auch Fuld. Mus.-Spr. 110, Anm. 1: Kniffche = Junge.

Zu S. 184 (plattfüßen = tanzen [L.]) s. auch Fuld. Mus.-Spr. 110, Anm. 9: hä plattfeßt = er tanzt.

Zu S. 185 (schäften = gehen [L.]): In der Bedeutg. „sein" (auch: „sitzen liegen") findet sich schäffen (od. schef[f]en) auch schon in den rotw Quellen des 18. Jahrh. (seit 1750); vgl. Kluge, Rotw. 218, 248, 251.

Zu Teil II S. 196 (Heft = Dorf [B.]: Heft = Höft ist nach Fischer III 1756 in Schwaben allgem., jedoch nur für kleinere Orte (sonst nur in verächtl. Sinne) gebräuchlich und entstanden aus „Gehöft". Speziell für die Geheimsprachen s. Württ. V.-J.-H., N. F. XIII, 209 u. XVI, 68. Für das hess. Sprachgebiet vgl. v. Pfister zu Vilmar 106 (Höft [= Gehöft] in einzelnen Gegenden der Wetterau = Weiler, für „Dorf" anfängl. nur im Plur., dann auch im Sing. gebraucht) u. Erg.-Heft 1 zu Vilmar-v. Pfister 4 (Höft, auch bei Darmstadt = kleiner Ort).

Zu S. 198 (Kap. 5). Ausgelassen worden ist hier versehentlich die Bezeichnung: nidrecken = widerkäuen (B.)., eine mundartl. (in sehr versch. Formen) weitverbreit. Bezeichnung. Vgl. für Hessen bes. Crecelius II, 486 ff. (unter „iterüchen"). Zu Grunde liegt das mhd. iterücken od. -rucken (ahd. itaruchjan), das zu dem jetzt veralteten ite = wieder (um) gehört, während man den zweiten Teil des Wortes wohl zu rüchen = rülpsen, lat. rugere (bei Festus: erugere bzw. ructare (Wurzel rug-) gestellt hat. S. Crecelius, a. a. O. vbd. mit Fischer, II, 597 (unter „ei[n]drucke[n]", Nr. 3). Vgl. ferner Vilmar 283 (unter „niederrucken"), v. Pfister zu Vilmar 118 (unter „itrüchen"), Kehrein 293 (unter „niederhecken") vbd. mit 209 (unter „itrüchen"), Hertel 125 (unter „itrücken"), Schmeller I, 647 (unter „itrucken") vbd. mit 176 (unter „it-") u. II, 49 (unter „rucken"; i. allg. auch noch D. W.-B. IV, 2. Sp. 2182/83.

Zu S. 198, Anm. 1 (trät od. Schieb em trät = betrunken [B.]): Noch näher als der gleichbed. kundenspr. im Tritt steht der Form nach das der Kölner Mundart bekannte em Trett sin = betrunken sein (s. Hönig, a. a. O., 182).

Zu S. 203 (Zifferblatt = Gesicht [B.]). Der Ausdr. ist auch in Berlin u. in der neueren Soldatensprache bekannt (s. Imme, a. a. O., 102). O. Weise führt in der Zeitschr. für hochd. Mundarten II, 41, die Altenburgische Redensart: einem eine aufs Zifferblatt geben (für eine Ohrfeige geben) an.

Zu Teil III (S. 204—206) [1]).

[1]) Versehentlich ausgelassen wurden in der „Zusammenstellg. der Wörter unsicheren Ursprungs" die Zeitw. blauen u. platzen = trinken (B.).

Bennel = Wurst (B.), nach gefl. Mitteilg. von Prof. W. Horn (Gießen) vielleicht soviel wie „Bändel" (wofür es z. B. als pfälzisch bei Autenrieth, a. a. O., 20 angeführt ist), Verkleinerg. von „Band" (Bindfaden) u. ironisch für eine kleine dünne Wurst gebraucht.

Well = Mann, Bauherr (B.). Da in dem Nachtragsglossar wilder Jäger für „Hausherr" (K.) angeführt ist, wild aber in Oberhessen (nach Crecelius II, 915) well (wëell od. wëall) ausgesprochen wird, so könnte vielleicht das Subst. Well als „Wilder" (näml.: Jäger) ausgedeutet werden, zumal sich ja sowohl die Bedeutungsverengerung (Bauherr) als auch die Verallgemeinerung (Mann) aus dem Begriffe „Hausherr" entwickeln konnten.

Weißkill = „Matte" (B.). Hierzu bietet eine Erklärung das zigeun. k^e^il (k^e^īl) = Butter (s. Finck, Lehrl. des Dialektes der deutsch. Zigeuner, Marbg. 1903, S. 67), das vereinzelt auch im Rotwelsch anzutreffen ist. Es würde sich also danach handeln um eine Art Begriffsübertragung, „weiße Butter" = Käsematte.



Kleine Mitteilungen.

Wilhelm Lindenstruth †.

Es ist eine schwere Sache, wenn jemand seinem früheren Schüler und späterem lieben Freunde einen Nachruf schreiben muß. In dieser Lage bin ich heute. Es sollte umgekehrt sein. Aber es ist niemand da, der Wilhelm Lindenstruth so genau gekannt und zugleich so geliebt hat, wie ich.

Er war am 16. Februar 1885 zu Beuern als der Sohn eines Landwirts geboren. Bis zu seinem 13. Lebensjahre hat er nicht daran gedacht, zu studieren. Er sollte Landwirt werden, wie seine Vorfahren. Als ich ihn 1896 zuerst kennen lernte, war er ein rechter wilder Bub, dem an der Schule nichts lag. Mit einem Male, Weihnachten 1897, erklärte er seinem Vater, er hätte das Herumstreichen satt, er wolle auf eine höhere Schule nach Gießen. Ich nahm ihn in den Unterricht und, als er konfirmiert wurde und die Volksschule verließ, war er, der einen geradezu staunenswerten Fleiß neben vortrefflicher Beanlagung zeigte, so weit, daß er in die Untertertia des Realgymnasiums in Gießen aufgenommen wurde. 1905 bestand er sein Abiturientenexamen, und studierte, zuerst an der Universität in Marburg, dann in Gießen Deutsch, Englisch und Geschichte. Schon als Schüler war er von mir in die Beschäftigung mit Volkskunde und Ortsgeschichte eingeführt worden. Ich besitze noch ein Idiotikon von Vilmar, in das er damals neu gefundene und von Vilmar nicht gekannte Wörter einfügte. Als Student machte er sich schon Auszüge aus den Akten des Pfarrarchivs zu Beuern und fing an, dieses und jenes auf die Ortsgeschichte Bezügliches zu sammeln. Das führte ihn in den größeren Bezirk ein, in den in alter Zeit Beuern eingefügt war, das Busecker Tal, und dieses eng begrenzte Gebiet blieb bis zu seinem Tode das Hauptarbeitsfeld seiner wissenschaftlichen Tätigkeit. Im Frühjahr 1910 promovierte er zum Dr. phil. mit der Arbeit: „Der Streit um das Busecker Tal." Im Sommer desselben Jahres bestand er sein Fakultätsexamen mit der Note 1.

Nach seiner Dienstzeit war er Referendar in Darmstadt und Bad Nauheim. Im Frühjahr 1913 nahm er eine Stelle als wissenschaftlicher Hilfslehrer an der Oberrealschule zu Oberstein—Idar (Fürstentum Birkenfeld) an. Kaum war er dort 1914 als Oberlehrer angestellt, als der Krieg losbrach, der auch ihn als Offizier ins Feld rief, erst nach Frankreich, dann nach Rußland, wo er die Winterschlacht in Masuren mitmachte. In dem weiteren russischen Feldzug erkrankte Wilhelm Lindenstruth an einem schweren Gelenkrheumatismus, der ihn fünf Monate in ein Lazarett (Gießen) zwang. Nach seiner Entlassung aus diesem wurde er garnisondienstfähig und kam als lehrender Offizier in ein Ausbildungslager, wo er anderthalb Jahre die Offiziersaspiranten zu unterrichten und auszubilden hatte. Ein nicht leichter Dienst, aber ein Dienst, in dem er die höchste Zufriedenheit seiner Vorgesetzten erwarb. Ende 1917 wurde er k. v., kam zum Ersatzbataillon seines alten Regiments und bald darauf wieder an die Front. Am großen 21. März fiel er an der Spitze seiner Kompagnie durch ein Schrapnell tötlich in der Brust getroffen.

Die hess. Vereinigung für Volkskunde hat mit seinem frühen Hinscheiden einen schweren Verlust erlitten. Er war schon seither Mitarbeiter an unseren Blättern. Sein erster Aufsatz, den er schon als Student geschrieben, ist im Jahrgang 1908 veröffentlicht worden: „Ein mundartliches Spottgedicht aus dem Bußecker Tal vom Jahre 1725". Es folgten: „Dem Has läuten" (1909), „Die Ortsnamen Bramaren und Beuern" (1910), „Wilshausen im Busecker Tal" (1917) und „Helmenhusen" (1917). Für die Zukunft war eine noch eifrigere Mitwirkung geplant. In den an die „Hessischen Blätter für Volkskunde" angeschlossenen „Mitteilungen für die Flurnamensammlung" sollte fortlaufend von ihm eine Sammlung neu gefundener Wüstungen im Großh. Hessen veröffentlicht und so gewissermaßen die Grundlage zu einer Fortführung von Wagner's Wüstungen geschaffen werden, die er als das ihm jetzt zunächst liegende große Ziel seines Strebens bezeichnete. Sein Nachlaß wird wohl manches der Veröffentlichung Werte zutage fördern. Hand in Hand damit ging seine Sammlung der alten Flurnamen, zunächst des Busecker Tals, aber auch darüber hinaus. Bei der Herausgabe unserer Veröffentlichung der Flurnamensammlungen war ihm die philologische Prüfung der Arbeiten zugedacht. Daß er sich eifrigst an der Sammlung von Wörtern für das hessen-nassauische Wörterbuch (Prof. Wrede) beteiligte, versteht sich nach dem Gesagten von selbst.

Für die Geschichte des Busecker Tals ist gleichfalls sein früher Tod ein schwerer Schlag. Es ist der erste, der sich wissenschaftlich mit dieser Landschaft beschäftigt hat, und der immer tiefer in sie einzudringen gedachte. Seiner Dissertation „Der Streit um das Bußecker Tal" ist schon oben gedacht worden, desgleichen der Aufsätze über Wilshausen. Ein weiterer untergegangener Ort „Omelshausen" im Busecker Tale ist im 4. Quartalsheft 1912 des Historischen Vereins von ihm besprochen worden. In den Beiträgen zur hessischen Kirchengeschichte 1918 veröffentlichte er einen Aufsatz: Ein grober Fall von Verletzung der Kirchenzucht aus dem Bußecker Tal im Jahre 1560. Ein Urkundenbuch des Busecker Tals, das er im Verlage des Historischen Vereins in Darmstadt zu veröffentlichen gedachte, liegt fast druckfertig vor. Er hat für dieses größere Werk keine Ausgaben und Reisen gescheut. Die Archive in Marburg, Wiesbaden, Mainz, Coblenz, Paderborn wurden von ihm persönlich deshalb aufgesucht und durchstöbert. Im Staatsarchive zu Darmstadt hat er

wiederholentlich lange gearbeitet. Die Familien von Nordeck zur Rabenau und von Buseck haben ihm gleichfalls dazu in liebenswürdiger Weise ihre alten Urkunden zugänglich gemacht. Jedenfalls wird dieses Urkundenbuch eine wertvolle Bereicherung unseres veröffentlichten Urkundenmaterials bedeuten.

Nur 33 Jahre ist Wilhelm Lindenstruth alt geworden. Aber welchen reichen Inhalt hat dieses Leben nicht schon gehabt? Ein staunenswerter eiserner Fleiß war ihm eigen. Selbst als ausbildender Offizier im Sennelager hat er seine ganze freie Zeit seinen wissenschaftlichen Arbeiten gewidmet; tagelang hat er in der kohlenlosen Zeit bei der grimmen Kälte zu Anfang 1917 ohne Feuer über seinen Urkunden gesessen, in Decken und Teppiche eingehüllt, und von Zeit zu Zeit sich die erstarrenden Finger an einem Gefäß mit warmem Wasser, das von Zeit zu Zeit in der Küche erneuert wurde, wärmend. Selbst an der Front haben ihn seine wissenschaftlichen Arbeiten nicht losgelassen. Er hat sich Bücher und Exzerpte fortdauernd kommen lassen. Seine letzte Karte aus dem Felde am 17. März 1918 an den Schreiber dieses besprach Diehl's Reformationsbuch in seinen Ausführungen über das Busecker Tal und kündigte an, daß er auf Grund seiner Forschungen wichtige Bereicherungen geben könne. Mit seinem großen Fleiße verband sich eine heiße Heimats- und Vaterlandsliebe. Wie oft und gern wies er nicht auf die enge Verwandtschaft hin, die uns mit dem englischen Volke in der Sprache und in so manchen Charaktereigenschaften verbindet! Aber wie flammte nicht sein Zorn auf, wenn er auf das Verhalten des englischen Volkes in diesem Weltkriege zu reden kam, auf diesen kühl berechnenden Krämergeist, auf diesen Hochmut! Er brannte persönlich darauf, an der Abrechnung mit diesem falschen Vetter Deutschlands Teil zu haben, und noch vier Tage vor seinem Tod gab er mir in einer Karte seine Genugtuung darüber zu erkennen, daß er wohl in vorderster Linie dabei sein dürfe.

Auf dem Kirchhof in Villers an der Straße Cambrai—Arras liegt er begraben. Ein hessischer Pfarrer (Goethe) hat dem treuen Sohne des Hessenlandes die Grabrede gehalten. Sein Nachlaß, dessen Obhut seiner Gattin, seiner treuen Mitarbeiterin, wie dem Schreiber dieses anvertraut ist, wird wohl noch manchmal in seinen Veröffentlichungen die Trauer um seinen Verlust wecken. Auf unserer Jugend beruht unsre Hoffnung, auch die der hessischen Vereinigung für Volkskunde, und er war einer der Allerbesten.

Großen-Linden. O. Schulte.

Das Ulrichsteiner Schloßbergslied.

Das Ulrichsteiner Schloßbergslied[1]) ist vor reichlich einem halben Jahrhundert entstanden. Genau ist es zeitlich nicht mehr festzulegen; doch ist aus den Worten „Stände es vielleicht noch heute, schützte es wohl Ludwigs Hand" (Strophe 3) vielleicht zu schließen, daß es nach dem im Jahre 1853 erfolgten

[1]) Ich verdanke das Material, auf welchem die nachfolgenden Ausführungen beruhen, zum Teil den Herren Rechnungsrat H. Reitzel, Darmstadt, der in Ulrichstein aufgewachsen ist, und Professor Dr. Röschen, Laubach.

Rückkauf des Schloßbergs durch den Hessischen Staat[1]) gedichtet wurde. Das Lied wurde nach Angabe meiner Gewährsmänner früher sehr häufig bei allen Gelegenheiten angestimmt und wird auch jetzt noch bei festlichen Anlässen gesungen. Als Verfasser wird genannt Heinrich **Krahmer**, geboren zu Ulrichstein am 28. Februar 1811 und ebenda am 18. Februar 1892 gestorben[2]). Er hatte, wie es auf dem Lande häufig ist, verschiedene Beschäftigungen: das Schottener Kreisblatt (s. u. D) bezeichnet ihn als Landwirt, nach Angabe Herrn Reitzels war er zugleich Schuhmacher, nach Mitteilung von Professor Röschen auch Schäfer; auch Taglöhnerdienste verrichtete er[3]). Außer dem Schloßbergslied sind auch noch einige andere Dichtungen von ihm erhalten; unser Lied selbst verfaßte er aber nicht allein, sondern in Gemeinschaft mit einem Hirten namens Hofmann[4]). Auch die Melodie soll von beiden gemeinsam herrühren.

Eine authentische Niederschrift des Liedes fehlt; der Verfasser war zu sorglos, um selbst dafür zu sorgen. Dagegen besitzen wir einige Drucke und einen handschriftlichen Text. Ich kenne die folgenden Fassungen:

A Handschriftliche Aufzeichnung des Textes, aus der Zeit um 1870 stammend, im Besitz des Herrn Rechnungsrats **Reitzel** zu Darmstadt.

B Druck im Ulrichsteiner Bürgerfreund für Industrie und Landwirtschaft. Organ für den Amts-Bezirk Ulrichstein, Jahrg. II, Nr. 48 vom 17. Juni 1880.

C Lieder-Texte zur Feier der Einweihung des Schloßbergturms zu Ulrichstein am 2. September 1906, Nr. 2.

D Abdruck im Schottener Kreisblatt, Jahrg. 54, Nr. 71, vom 7. Sept. 1906.

Der Abdruck D ist eine wörtliche Wiedergabe von C im Bericht über die Feier, hat also keinen selbständigen Wert. Im übrigen ist zu beachten, daß C aus verhältnismäßig junger Zeit stammt, während A und B beide noch zu Lebzeiten des Verfassers geschrieben bzw. gedruckt sind. Das ist natürlich zu berücksichtigen bei Beurteilung der nicht geringen Differenzen zwischen den einzelnen Texten, wie sie sich in Strophenbestand, Strophenfolge und Wortlaut zeigen.

Als textkritischer Grundsatz muß angesichts des Charakters der Überlieferung gelten, daß A und B, falls sie gemeinsam von C abweichen, ohne weiteres den Vorzug vor diesem verdienen. Nicht so einfach liegt aber der Fall, wenn A und B untereinander differieren. Keine der beiden Fassungen kann dann beanspruchen, von vornherein als die bessere zu gelten. Man darf nicht etwa den Text B deshalb bevorzugen, weil er gedruckt vorliegt; denn eine Approbation des Druckes durch den damals allerdings noch lebenden Verfasser hat gewiß nicht stattgefunden. Dies zeigt deutlich der Fehler in Strophe 2, wo in der ersten Zeile abweichend von den anderen Texten „Burg" steht, während die zweite Zeile das Fürwort „seine", das sich nur auf die ur-

[1]) Über die Geschichte von Stadt und Schloß Ulrichstein vergleiche man Aug. **Röschen**, Durch Vogelsberg, Wetterau und Rhön, Marburg 1910, S. 85 ff.

[2]) Weiteres über ihn und seine sonstigen Dichtungen ist mitgeteilt von Karl **Pusch**, Vom Dichter des Schloßbergsliedes, im Frischauf, Jahrg. 4 (1915), S. 38 f.

[3]) Vgl. **Pusch**, a. a. O.

[4]) Nach brieflicher Mitteilung von Professor Röschen.

sprüngliche Lesart „Schloß“ in Zeile 1 beziehen kann, richtig beibehalten hat. Andererseits zeigt auch A in den Zeilen 4,1. 5,1 und 10,4 zweifellose Fehler. Man wird deshalb von Fall zu Fall entscheiden müssen; wird die eine der zur Wahl stehenden Lesarten zugleich durch C gestützt, so kann sie mit großer Wahrscheinlichkeit auf Grund davon als echt erklärt werden. Doch ist in Strophe 7,3 aus Stilgründen gewiß mit A „der“ gegen BC „ein“ zu lesen. Selbstverständlich ist endlich bei einem solchen Erzeugnis, das lange nur mündlich fortgepflanzt wurde, nicht dieselbe textkritische Sicherheit zu gewinnen, wie etwa bei einem rein literarisch verbreiteten Denkmal.

Für den Strophenbestand ergibt sich nun folgendes:

1. Die Strophen 10 und 14, die in beiden älteren Fassungen erhalten sind, sind in C ausgefallen. Die Gründe sind kaum mit Sicherheit anzugeben; jedenfalls konnten aber beide Strophen ruhig verloren gehen, ohne daß eine Lücke im Gedankengang entstand.

2. Die Strophe 15 fehlt in B; sie darf auf Grund ihres Auftretens in A und C als echt angesetzt werden, umsomehr als sie erst dem Gedicht einen wenn auch matten Abschluß gibt.

3. An fünfter Stelle, hinter Strophe 7 unseres Textes, zeigt die Fassung C die in AB fehlende Strophe:

Diese lieben Müller moltern
Eine Simmer von der Mest;
Und dies sind ja lauter edle,
Lauter edle Müllersgäst.

Pusch zitiert a. a. O. die Strophe als ein Beispiel für Krahmers Humor, und ich will nicht behaupten, daß sie nicht von ihm sein könnte. Freilich ist der Gedanke keineswegs originell. Im Gegenteil. Die Müller werden neben den Schneidern am meisten von allen Gewerbetreibenden im Volkslied verspottet und zwar ist es ganz allgemein ihre Ehrlichkeit, die als Zielscheibe dient und angezweifelt wird[1]). In den Gedankenkreis des Schloßbergsliedes paßt die Strophe aber schlecht hinein; und da sie in beiden alten Fassungen fehlt, muß sie gewiß als unursprünglich ausgeschieden werden. Auch wenn sie von Krahmer selbst herrühren sollte, ist sie doch in unser Gedicht sicher erst später eingeschoben worden.

Schwieriger ist die Frage der Strophenfolge zu entscheiden. Nach der Reihenfolge des nachstehend abgedruckten Textes nummeriert hat die Fassung B die Anordnung: 1—7. 11. 8—10. 12—14, C die Anordnung: 1. 2. 6. 7. — 3. 4. 5. 9. 11. 13. 12. 8. 15.

Die Reihenfolge von C kann als die ursprüngliche nicht in Betracht gezogen werden. Das Gewicht der älteren Fassungen spricht zu stark dagegen; überdies ist auch z. B. die Stellung der Strophe 8 direkt vor die Schlußstrophe 10 ganz sinnlos.

Zwischen A und B ist wieder weniger leicht eine Entscheidung zu treffen. Keine der beiden Anordnungen ergibt einen zwingenden logischen Gedankengang, aber das wäre auch für unser Lied zuviel verlangt. Am liebsten würde man wohl Strophe 8 und 12 unmittelbar aufeinander folgen lassen; aber die

[1]) Vgl. O. Böckel, Psychologie der Volksdichtung², Leipzig 1913, S. 321 ff., aber auch noch weniger Harmloses wird ihnen nachgesagt; vgl. O. Böckel, Deutsche Volkslieder aus Oberhessen, Marburg 1885, S. XXVI.

Überlieferung verbietet dies. Die Stellung der Strophe 11 vor 8, wie in B, ist aus sachlichen Gründen unmöglich, denn Strophe 11 kann sich nur auf das Schloß selbst und das daselbst zeitweilig unter Graf Christoph Ernst von Dietz im achtzehnten Jahrhundert herrschende Treiben (vgl. Röschen a. a. O., S. 86) beziehen, sie kann sich also nicht an Strophe 7 anschließen.

Ich glaube angesichts dieser Schwierigkeiten am besten bei der Anordnung des ältesten mir vorliegenden Textes zu bleiben, den ich deshalb der folgenden Textherstellung[1]) zu Grunde lege. In den Lesarten bezeichne ich die einzelnen Texte durch A, B, C; D bleibt außer Betracht. Die Melodie gebe ich nach freundlicher Mitteilung Herrn Reitzels wieder; ein Druck der Melodie scheint bis jetzt nirgends zu existieren.







1. Hier auf diesem steilen Berge
Lag das Schloß von Ulrichstein;
Könnte das dem Vogelsberge
Nicht die schönste Zierde sein?

2. Dieses Schloß ist nun zertrümmert,
Seine Pracht ist ganz dahin;
Gabs auch Einen, den es kümmert?
Nein, kein Sternlein ihm mehr schien.

3. „Schade wars vor das Gebäude"
Spricht ein Jeder, der es kannt';
Stände es vielleicht noch heute,
Schützte es wohl Ludwigs Hand.

4. Schon als Waidmann sucht sein Ahne
Auf dem Schloß sein Aufenthalt;
Heut noch mahnt der schöne Name
„Landgrafsborn" im Oberwald.

5. In den dicht beschirmten Hainen
Jagt' Herr Landgraf froh das Wild,
Und an jener kühlen Quelle
Hat er seinen Durst gestillt.

6. Nah an diesem Schloß gelegen
Ist der schöne Gartenhain,
Wo sich tausend Hände regen,
Wenn sie ihren Samen streun.

1,2 Stand C   3 das] es A dies C   4 die schönste] noch eine A
2,1 Diese Burg B   4 ihm] ihr B   scheint B   mehr schien] erschien C
3,1 vor] für BC   4 Schirmt' es Ludwigs milde Hand C
4,1 Ahne] Oheim A   2 sein'n C   3 Preist ihn nicht der B
4 Landgrafsbrunn'n C
5,1 beschienenen A   dem dichten schatt'gen Haine C   2 Herr] der C
6,2 Ist] Liegt A   3 tausend] viele A

[1]) Bei der Melodie steht Strophe 1 in der Fassung von A, die mir zur Zeit der Herstellung des Klischees allein bekannt war. Ich gebe die Strophe deshalb nach der Melodie nochmals in revidierter Gestalt; auf diese beziehen sich auch die Lesarten.

7. Unten in dem Wiesentale
Fließt der silberhelle Bach,
Wo die Mühlen emsig mahlen,
Was die Ernte hat gebracht.

8. Ringsum war der Feind zu schauen
Hier auf diesem Wiesengrund,
Und des Schlosses feste Mauern
Trotzten jedem Feuerschlund.

9. Mancher Krieger hat gefunden
Seinen Tod vor diesem Schloß,
Denn ich habe selbst gefunden
Ihr Gebein im Erdenschoß.

10. Ja hinaus in weite Ferne
Ragt noch heute die Ruin,
Mancher Wand'rer will noch gerne
Dieses Schlosses Trümmer sehn.

11. Mancher hat auch hier verloren
All sein zeitlich Gut und Geld,
Mancher hat auch abgeschworen
All sein Glück in jener Welt.

12. Der es hat zerstören lassen,
War ja nicht ein Kriegersmann,
Er ließ nicht das Kriegshorn blasen,
Keine Trommel rührte man.

13. Nur mit Stangen und mit Äxten
Stiegen sie den Berg hinan;
Da sich Niemand widersetzte,
Griffen sie es tapfer an.

14. Tapfrer Held in Friedenszeiten
War der Herr von diesem Schloß,
Dennoch trug er schweres Leiden,
Ob er gleich kein Blut vergoß.

15. Tanz und Musik war das Letzte,
Was auf diesem Schloß geschah!
Dies war Herrn und Schloß das Letzte,
Beiden war das Ende nah.

7,1 Drunten C 2 ein silberheller BC 4 hat gebr.] eingebracht B
7a nur in C, s. oben S. 78.
8,2 Hier auf] Auch in B Auf dem hohen Felsengrund C 3 Mauer B
9,2 vor] auf C
10 fehlt C 10,2 Dieses Schlosses] Heute seine A
11,1 hier auch A 3 auch] hier B 4 in dieser Welt C
12,1 rührte man] rührt er an B rühren an C
13,1 Stangen] Hacken C
14 fehlt C 14,3 Danach B 4 Wenn er auch kein B
15 fehlt B 15,3 Herr A Herrn und Schloß war dies C

Zur sachlichen Erklärung des Liedes genügen wenige Worte. Der in Strophe 3 genannte Ludwig ist Großherzog Ludwig III. von Hessen 1848—1877. — Der Landgraf, nach welchem der Landgrafsborn genannt ist (Strophe 4 f.), ist Ludwig VIII. (1739—1768); darnach korrigiert sich die fehlerhafte Lesart „Oheim" in A Strophe 4 ohne weiteres. — Zu Strophe 11 siehe oben. — Strophe 12 f. beziehen sich natürlich auf den Abbruch des Schlosses durch den Unternehmer Schuchhard, der es im Jahr 1826 kaufte und die Steine als Baumaterialien verwertete. Im übrigen verweise ich auf Röschens Vogelsbergführer.

Über den poetischen Wert des Liedes werden die Ansichten wohl geteilt bleiben. Puschs begeistertes Urteil im Frischauf vermag ich mir nicht anzueignen. Manche Strophe ist recht ledern geraten, und man darf wohl annehmen, daß die wirklich ansprechende Melodie hauptsächlich das bisherige Weiterleben des Liedes gesichert hat. Außerhalb Ulrichsteins scheint es ganz unbekannt geblieben zu sein. Jedenfalls verdient es aber, unter den historischen Volksliedern Hessens auch der Nachwelt aufbewahrt zu bleiben und dadurch

wird es sich rechtfertigen, daß es, nachdem es bisher nur an schwer zugänglicher Stelle und in wenig verbreiteten Tagesblättern gedruckt war, auch hier nochmals besprochen und in möglichst kritisch gesicherter Fassung wiedergegeben wurde.

Gießen. Karl Helm.

Heimatkundliches aus Limburg a. d. Lahn.

Von Archivar a. D. F. W. E. Roth.

Bei Einrichtung des Nassauischen Zentralarchivs zu Idstein kamen aus Stadt und Stift Limburg nicht alle Bestände an Urkunden und Akten an besagtes Archiv. Die Stiftsherren L. Corden und J. W. Busch zu Limburg verfügten noch über Archivalien, welche jetzt fehlen. Letzterer vererbte seine Auszüge aus Limburger Archivalien dem Emser Arzt Busch, dieser auf den Trierer Domprobst Holzer. (Über Limburger Archivalien vgl. Nassauer Annalen XIV (1877) S. 305, 309). Was des Stiftsherrn Busch Arbeit: „Culturhistorica der Stadt Limburg" bietet, ist nachstehend mitgeteilt:

1. Limburg war zu Anfang des 14. Jahrhunderts Gewerbe- und Handelsstadt. Es besaß eine Münze und eigene Währung sowie Maß; der Handel zog Juden an. Die Herren von Limburg besaßen vom Reich das Recht, zehn Juden zu Limburg zu halten, wofür diese als Steuer den Judenschutzzoll oder Leibzoll entrichteten. Die älteste bekannte Angabe über Limburger Juden ist von 1287. Den 5. Mai dieses Jahres versprach K. Rudolf dem Grafen Gerlach von Limburg 300 Mark Silbers als Burgmann zu Kalsmunt und verpfändete demselben bis zu deren Auszahlung die Juden zu Limburg. K. Adolf bestätigte den 23. Februar 1298 dem Johann von Limburg, seinem Schwager, die Pfandschaft über die Limburger Juden als Burglehen zu Kalsmunt und gab demselben weitere hundert Mark dazu (Nassauer Annalen VIII, S. 120). 1299 verpfändete K. Albrecht die Limburger Juden (ebenda S. 120). 1305, den 14. August, erließ das Limburger Stift eine Satzung, die Stiftshäuser, Präbendbrote, Weine und Einkünfte nicht zu versetzen und zu verkaufen (Zeitschrift für die Geschichte der Juden. 1891. S. 1). 1309, den 22. Mai, erkannte Königin Imagina, Wittwe König Adolfs, eine Wetzlarer Schuld an die Juden Beren und Calmann zu Limburg an (ebenda S. 2). Als 1316 Gerlach Herr zu Limburg in Geldnöten war, verpfändete er die Bürger, Schöffen und Burgmannen zu Limburg an zwei Juden Gebrüder zu Oberwesel und verwandelte dann diesen Versatz in eine Unterpfandschaft (Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins. IX, S. 275). 1336 verschrieb K. Ludwig dem Gottfrid Grafen zu Sayn, Gerlach von Limburg, Wilhelm von Braunsberg und Johann Burggraf zu Rieneck für 6000 Pfund Schuld die Juden halb zu Limburg, wogegen Gerlach Herr zu Limburg Einspruch erhob und K. Ludwig die Sache zurücknahm. Als in der Folge die Limburger die Juden aus der Stadt vertrieben, gebot K. Ludwig 1338, Solche wieder aufzunehmen und zu beschützen (Böhmer, Regesten Ludwigs 323, 326). 1495 besaß die Stadt Limburg das Recht, den Judenschutzzoll zu erheben und waren es acht Judenfamilien. Einer der Juden war Schlächter. Er mußte das Fleisch

einen Heller billiger als die Christen geben. Die Juden wohnten zu Limburg in der Windsbach „am Creucher pörtgen", einem Weg zu dem ausgegangenen Dorf Creuch. Sie mußten ein gelbes Tuchläppchen an ihrem Rock tragen, wenn sie zum Handel ihre Häuser verließen. 1521 ward das aufs Neue eingeschärft. Vorgefallener Unsauberkeit wegen ward 1524 dem Schlächter Schmol der Fleischverkauf verboten und nur der Handel mit Häuten frei gelassen. Afrom „zom Lepparte" wollte 1527 den Leibzoll nicht bezahlen, da kein Geschäft zu Limburg gehe und bei den „geferlichen Leufft" alles Handeln unmöglich, seine „Jsche" (Frau) auch „stets krenkerlich" sei. Der Stadtrat verbot deßhalb dem Afrom die Stadt. Da derselbe vor dem Wegzug das „boser" (Fleisch) und „zimmes" (Gemüse) den Limburgern „verschwor", auch aus Rache denselben das „Messemeschinnee" (Aussatz) wünschte, mußte er zwei Gulden Strafe bezahlen. Afrom wandte sich nach Hadamar und belästigte von da den Stadtrat mit Beschwerden wegen einer Forderung an den Limburger „Salzmütter" Hennlips Weiß bis 1528, aber erfolglos. Afrom führte aus, die „Jüdde" seien über 400, ja 500 Jahre zu Limburg „in ihrem gesatz geschützt" gewesen, ein solcher „Refract" sei noch nicht dort vorgekommen. Wie die Sache ausging, erhellt aus den Auszügen nicht. Das 16. Jahrhundert dürfte überhaupt ein sehr judenfeindliches gewesen sein.

2. Im 16. Jahrhundert herrschte eine scharfe Polizei zu Limburg. Nach einem Ratsprotokoll aus 1538 verbot der Rat die Wirtshäuser, worin dem jungen Volk das Tanzen, Ringespringen um Krapfen (ein Gebäck) und Singen um Kränze gestattet, auf Herrenfastnacht. Ebenso das „Possiren und hofirn, ufm Schoos nemen der Weibsleit" in den Tanzstuben, das „Pfeiffen, Juchzen, Hofiren, Schreien uff der Straßen", das Spiel „in die Grub schießen", also das heutige Märwelspiel, das Rodeln mit Schlitten, das zu Neujahr übliche Singen „umb Lebzelten und Krapfen", das „Anpfeiffen" des neuen Jahres mit Musikinstrumenten, auf Fastnacht „verbutzt" zu gehen, bei einem Gulden Strafe. Offenkundige Zuhälter und Dirnen, welche sich mit Reden und Werken gegen Bürger oder dessen Gesinde vergangen, sollten mit Haft bestraft werden. Das „Nachtwasser" oder den Urin und „onsaubir gewesser" sollte nicht mehr auf die Straße geschüttet werden, ebensowenig das Blut vom Aderlassen; (Nassovia. 1911. S. 279.)

3. Über Limburger Kleidertrachten Mitte des 14. Jahrhunderts berichtet die Limburger Chronik (Ausgabe K. Rossels S. 428, 446) mehrfach. Den Meisterfrauen „vom handtwerck" war 1482 verboten, Kölnische Hauben, Schapel mit Spitzen von Brabant sowie Silberfäden zu tragen, wie Edlen gebürt, bei 2 Gulden Strafe. Den Meistern war untersagt, aus Krügen, und „Boteln" mit silbernem Deckel im Wirtshaus zu trinken als „unzimblich und hoffertig". Das Schleifen und Hobeln der Gesellen bei der Meisterprüfung ward 1485 verboten. Ein Geselle, welcher Nachts „uff der steinen straß" gelärmt und gegen den Wächter die Wehr gezückt, ward 1491 aus der Stadt verwiesen. Die Straße hieß die steinerne, nicht von einem Steinpflaster, sondern von den in den Kot gelegten Schrittsteinen, welche des Nachts nur mit Laternen zu finden waren. 1491 hatte „Wentzen Peder von Offem" seine Frucht auf dem Felde stehen lassen, so daß solche zu verderben drohte. Der Rat forderte den Mann auf, binnen zwei Tagen die Frucht zu ernten und „den segen Gottes nit zu lestern", sonst werde die Frucht auf dessen Kosten geerntet. Der Stadtbüttel

bekam 2 Albus für Bestellung dieses Bescheids. Wentzen Peter zahlte und fügte sich, da das Ratsprotokoll am Rande bemerkt: „War gefueglich und zalte". 1492 hatte Peter Sypeln den Mist vor seinem Haus „an den Erbecher hern hof" unbedeckt liegen lassen; das Ausschütten unreinen Wassers und Laufenlassen der Mistjauche ward 1509 neuerdings verboten. Der Stadtrat sah überall auf Zucht und Anstand. Kein Meister und Knecht der Schneider und Schuster sollte Sommerzeit vor dem Hause mit offenem Hemd „schemperlich bloß" sitzen und arbeiten. Die Hemden sollen beim Kirchgang nicht offen, sondern mit einem „Fürtuch" getragen werden, unser Vorhemd. Jeder soll „schemperlich vor Frauen und Mayden" (Jungfrauen) einhergehen, keine Silberketten am Halse, keine silberbeschlagenen Scheiden „am Weidener" oder Dolchmesser, keine silbernen Binden und „kostbar gefüttert geschlitzt gewandt" tragen, wie Edlen „geziembt". Diese Anordnungen sind vom Jahre 1482 „uf sent Cyprians tag des heyligen byschofs". Eine Randbemerkung verbot den Weibern das Tragen durchsichtiger „spanischer" Stoffe und befahl, die Brüste zu bedecken und nicht „bloß" zum Reigen zu gehen. Als der Löher Henne von Hadamar seine Lohegruben zur Sommerszeit „uftat" und den Gästen der nahen Bierbrauerei in der Windsbach der Duft zu arg ward, ordnete 1501 der Rat an, die Gruben von 8 Uhr abends bis 10 Uhr morgens zu öffnen. Nach Gewohnheit des Mittelalters hatte nicht jedes Haus sein heimlich Gemach (Abtritt) „Profeye" oder „Privet". Meist waren solche zwischen zwei und mehr Häusern gemeinschaftlich. 1386 stritten sich Henchen Nyborgeld Kürschner und Thomas Koche von Limburg wegen eines „Privets" an einer Mauer und bekamen für sich und ihre Rechtsnachfolger das Recht gemeinsamer Benutzung und des Verschlusses zugesprochen. 1485 setzte der Rat die Zeit, innerhalb deren Abtrittsgruben ausgeführt werden dürften, vom 1. April bis 1. Oktober für die Stunden bis 10 Uhr morgens und nach 6 Uhr abends bei 20 Albus Strafe fest. Als ein Stiftsvikar hiergegen verstieß und das Privet in seinem Hof zu anderer Zeit ausführen ließ, ward ihm die Sache „zum irsten" verwiesen. Die Windsbacher dagegen durften ihre Privete nach Belieben ausführen.

4. Wie in anderen Städten trugen auch zu Limburg die Häuser gewisse Namen; als Henne Lichte 1482 sein Haus „bloe" malen und das „blau gemalt haus" benennen wollte, erteilte ihm der Rat auf dessen Ansuchen für 20 Albus an die Armen die Erlaubnis. Es gab zu Limburg das „Gemelt hauß", das Haus „zur lauben" von der Laube oder Verkaufsstelle genannt, das Haus „zur großen Kant" in der Windsbach 1493, „das haus zur Umbker„ 1503, „zum dikircher Eck" 1499, „zur gesundten lufft" „am Berger pörtchen" 1509. Häufig hießen die Häuser nach ihren Besitzern „Henne Wissen sein hauß" 1497, „zur schönen wirtin" 1489, „Olcymechers huß" 1481, „Eckhus in der paffengassen zum stifft gehorig" 1481, „hus neben den Kordelbrüdern" (Franziskanern) 1479, „uff heylmans botteley" 1485, woselbst Zinn- und Blechflaschen gefertigt wurden. Petergen Schlichte wohnte 1471 „am klein pörtgen", Lipshenn 1478 „am Frauentor". Ein Haus lag 1471 „am nuwen weg", ein anderes „am floß", andere „am bornweg" 1485, „an der dalbrucken, wo man zu Eschenowen get", 1481, 1468 „am haupt, by kurseners Wentzel Sypel huß", 1479 „by der schuer der Erbecher". Das Wirtshaus „zum Rosindal" in der Windsbach ward 1479 gerügt, es habe gemeine Frauen, hier „pulersen" ge-

nannt, gehalten, die sich „uff offener straßen angeprießen“. Ein „hus und schäre“ lag 1485 „by dem bruhus“ in der Windsbach.

5. Limburg fertigte im 15. und 16. Jahrhundert schwarzes und buntes, namentlich grünes und braunes Tuch guter Beschaffenheit und setzte dasselbe an nahe Hofhaltungen, den Adel sowie Bürgerschaft ab. Der Westerwald lieferte die rohe Wolle, auch die Lahngegend. Als das Londoner oder „lündische“ Tuch in allgemeinen Gebrauch kam, verlegten die Limburger Wollebereiter sich auf das „groe tuch mit roter Kant“, lieferten aber auch Bettdecken, Wämse und Unterzeug. Nebstdem ward hänfenes Tuch gefertigt und blau als Bekleidung des Landmanns gefärbt in den Handel gebracht. Namentlich der Westerwald bekam ein reichliches Teil dieser Leinenindustrie zurück. In der Windsbach kommt 1595 das „Blauhaus“ als Färbestelle vor. Neben diesen Gewerben, welche auch die Frankfurter Messe, die Butzbacher, Friedberger und Dillenburger Märkte besuchten, blühete zu Limburg die Hutmacherei, Handschuhefertigung, Kürschnerei und das Löherhandwerk, die Gerberei.



Bücherschau.

E. Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche. [Aus Natur und Geisteswelt. 518. Bd.] Leipzig u. Berlin, Teubner, 1916. 107 S. M. 1,50.

Seit 1908 bestand in der Sammlung eine Darstellung fast gleichen Titels von H. S. Rehm, die auf weite Strecken hin den Stoff und manchmal auch die Quellen mit der neuen gemein hat. Das Verhältnis der beiden zu einander ist nirgends deutlich bezeichnet, doch darf man wohl schließen, daß F. die Rehmsche stillschweigend ersetzen soll, denn jene fehlt seit Erscheinen der neuen in den Inhaltslisten der Sammlung. Die Art beider Darstellungen ist trotz der Stoffähnlichkeit und -gleichheit ganz verschieden, während R. eine ganze Reihe von modernen Bräuchen in unterhaltsam ausführlicher Erzählung dem Leser mitteilte, ist das Tatsachenmaterial bei F. sehr knapp, mitunter telegrammstilmäßig gehalten, dafür bringt er aber viel mehr begründende Vertiefung des Stoffes, Verbindung mit den Wurzeln vorchristlichen Volksglaubens und scheidet aus, was dafür von geringem Belang ist. Daher füllt z. B. der Abschnitt über Fastnacht bei F. 20 Seiten gegen 6 bei R., ist das Sechseläuten hier auf S. 78—81 geschildert, dort auf knapperem Raume (S. 49 f.) kurz charakterisiert und fruchtbar begründet, darum sucht man bei R. die Begriffe „Schlag mit der Lebensrute“ oder „Totenbrett“ oder ein Kapitel über Krankheit ebenso vergeblich, wie etwa Beschreibung von Krippenspielen und Schützenfesten bei F., aber F. bringt doch im Grunde auf 4 Seiten über Hochzeit mehr als R. auf deren 12. Im ganzen kann man sagen, daß Fehrles Gruppierung und Darstellungsweise tiefer führt und mehr fördert, mag auch bei Rehm auf den einen oder andern interessanten Brauch mehr hingewiesen sein. Die Behandlung des Themas hat zweifellos gewonnen, sie ist gemeinverständlich geblieben, aber wissenschaftlicher geworden.

Darmstadt. A. Abt.

H. Steinhausen, Germanische Kultur in der Urzeit. [Aus Natur und Geisteswelt. 75. Bd.] Leipzig u. Berlin, Teubner, 3. Aufl. 1917. 134 S. M. 1,50.

Die neue Auflage ist stärker umgearbeitet, als ein flüchtiger Vergleich mit der zweiten zunächst zu verraten scheint. In Umordnungen, Umstellungen von Textzeilen in die Anmerkungen und umgekehrt, Zusätzen und Streichungen geringen Umfangs liegen oft recht bedeutende Korrekturen der in der 2. Aufl. vorgetragenen Ansicht. Da in dem hier behandelten Zeit- und Kulturabschnitt vielfach auch die Wurzeln und Grundlagen des heutigen Volkstums und der modernen Volkskunde zu suchen sind (etwa Siedelungs- und Hausformen, Hausmarken, Gewanne, Dorfnamen, Ackergerät, Sippe u. a. m.), so kann man die Benutzung dieses Abrisses zu erster Orientierung denen empfehlen, die von der modernen Volkskunde herkommen und sich über das mutmaßliche Alter einzelner Erscheinungen vergewissern möchten, ohne daß ihnen die großen Handbücher und Kulturgeschichten zur Verfügung ständen. Daß der Verfasser ein berufener Sachkenner ist, ist ebenso unbestreitbar, wie daß seine Deutungen im einzelnen bei der Spärlichkeit und Vieldeutigkeit der Quellen und bei der Unmöglichkeit, in diesem Rahmen das gesamte Material vorzulegen, manchmal stark subjektiv gefärbt bleiben müssen. Im Interesse derer, die von diesem Buch aus Anregungen zu eingehenderer eigenen Beschäftigung mit dem Thema gewinnen, wäre zu wünschen, daß die Titel der hauptsächlichsten Germania-kommentare in den Literaturangaben erschienen, die auch sonst hie und da Erscheinungen nicht nennen, die der Erwähnung schon wert wären, auch wenn man sie sachlich ablehnt, ich denke da z. B. an S. Feist's Schriften zur Indogermanenfrage.

Darmstadt. A. Abt.

G. Steinmann, Die Eiszeit und der vorgeschichtliche Mensch. [Aus Natur- und Geisteswelt. 302. Bd.] 2. Aufl. 105 S. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1917. M. 1,50.

Die Schrift, deren Thema der Volkskunde ziemlich fern liegt, hat gegenüber der ersten Auflage (1910) an Klarheit und Gemeinverständlichkeit des Ausdrucks gewonnen, stärkere Kürzungen sind nicht vorgenommen oder betreffen nichts Unentbehrliches, ein Versuch der Berechnung des Abstands der letzten Eiszeit von der Gegenwart und ein kurzer Abschnitt über Tier- und Pflanzenwelt der Diluvialzeit sind neu hinzugekommen.

Darmstadt. A. Abt.

Karl Hessel, Altdeutsche Frauennamen. Bonn, Marcus und Weber, 1917. S 40.

Der praktische Zweck dieser kleinen Schrift ist natürlich zu loben; sie will aufmerksam machen auf den reichen Schatz altdeutscher Frauennamen, der uns zur Verfügung steht, um dadurch die Wahl solcher Namen an Stelle der vielen fremden zu befördern. Nicht dasselbe Lob kann man aber seinem Versuch spenden, das „kunstvolle Gebäude der deutschen Frauennamen" wie es einst gewesen ist, darzustellen. Es bringt ja manches ansprechende und sehr beherzigenswert ist u. a. seine Feststellung, daß man nicht alle altdeutschen Namen in unser jetziges Deutsch übertragen könne, wie es so oft versucht wird.

Aber auch er baut auf einer oft sehr anfechtbaren Grundlage und mit ungenügenden Mitteln. Um die Namen auf -hilt, -trud, -gunt zu erklären, konstruiert er eine Dreiheit von Walküren: Hilde, Trude, Gunde, deren erste übrigens auch mit Frau Holle gleich sein soll. Namen auf -heid sollen mit -haida (aus Hagdis = Hexe (!!!) zusammengesetzt sein, eine deutsche Wassernixe Lauga will er in anderen Namen erkennen. Auch sonst begegnen bei der sprachlichen Einzelerklärung böse Entgleisungen: Held soll „der Verhehlte" heißen und Hilda ‚die Heldin' bedeuten. Minna ist nach Verf. ‚die Kleine' zu ahd. min!, in ‚Genovefa' will er ein deutsches Wort geno Zauber (!) erkennen, in Perahttulpa (fem. zu Bertholf aus Berhtwolf) soll das Wort Pracht enthalten sein u. s. f.

Wer Laien aufklären will, wie es doch des Verfassers Absicht ist, hätte die doppelte Verpflichtuug, sich selbst zuvor genügend zu unterrichten. Ein Blick in die bekannten germanistischen Hilfs- und Handbücher, wozu ich natürlich den längst veralteten Simrock und andere Bücher von ehrwürdigem Alter nicht rechne, hätte den Verfasser vor den schlimmsten Irrwegen geschützt.

Gießen. Karl Helm.

Joseph Blau, Böhmerwälder Hausindustrie und Volkskunst. I. Teil. Wald- und Holzarbeit (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde XIV, 1). Mit Lichtbildern und Zeichnungen. Prag, J. G. Calve, 1917. XIV, 422 S. Kr. 6.—.

Die Hausindustrie ist überall in raschem Niedergang und vieles ist leider schon verschwunden, ehe die Volkskunde sich damit beschäftigt hat. Umso dankenswerter ist ein Werk wie das vorliegende, das sich die Aufgabe stellt, für ein enger begrenztes Gebiet den genannten Gegenstand nach seiner geschichtlichen und volkskundlichen Seite darzustellen.

Der bis jetzt erschienene erste Band bringt zunächst (Buch I) eine allgemeine Einleitung über Umfang, Geschichte, wirtschaftliche und völkische Bedeutung der Böhmerwälder Hausindustrie, dann in seinem Hauptteil (Buch II) eine ausführliche Darstellung der Wald- und Holzarbeit von außerordentlicher Reichhaltigkeit. Wir sehen die Arbeit im Walde (Holzhauer, Flößerei, Kohlenbrennerei, Pechler usw.), die Entstehung der Hochdörfer und Hochgebirgshäuser, die Herstellung und Ausschmückung der verschiedenen Gebrauchsgegenstände: der Wirtschaftsgeräte und Möbel, Holzschuhe, Spanschachteln, Resonanzhölzer, Schnitzwerke allerhand Art und Totenbretter. Drechslerarbeit und Flechtarbeit, Schindelerzeugnng und Besenbinderei wird geschildert. Den Totenbrettern ist ein besonders ausführliches Kapitel mit vielen Abbildungen gewidmet. Aber auch sonst gibt ein reiches Abbildungsmaterial der Darstellung die nötige Anschaulichkeit. — Der zweite Band soll in fünf weiteren Abschnitten handeln von der Leinwanderzeugung, der Spitzenklöppelei und anderen Frauenarbeiten, von Nahrungs- und Genußmitteln, dem Sammeln von Rohstoffen aus der Natur, endlich von der Volkskunst. Eine Karte und die nötigen Personen-, Orts- und Sachverzeichnisse sollen ihm beigegeben werden. Er war bereits für Herbst 1917 angekündigt; möchte die Ungunst der Zeiten das Erscheinen nicht zu lange verzögern.

Gießen. Karl Helm.

Philipp Krämer, Ernst Ludwig Zwingenberg. Die Episoden seiner Kindheit. Furche-Verlag, Berlin 1918.

Der durch eine Sammlung lebendiger Erzählungen „Buben" schon bekannt gewordene hessische Verfasser hat sich in dem vorliegenden Roman kein geringes Ziel gesetzt: die Episoden der Kindheit aus der „Geschichte eines Deutschen von 1890" sollen den Auftakt bringen zu einer fortlaufenden Darstellung des Werdegangs der jetzt ins Mannesalter eintretenden Generation. Zugleich greift er aber in diesem ersten Teil darüber hinaus und jeder, der sich von der Hand eines Künstlers gern einmal zurückführen läßt in das Paradies der Jugend wird in diesem Buch der Kindheit die eigenen zartesten Erinnerungen erklingen hören. Denn nicht das nüchtern und grämlich auf die entschwundene Vergangenheit blickende Alter oder gar wehmütige Resignation zeigt hier in immer neu abgetönten Farben und Bildern die Schönheiten des Jugendlandes, wir sehen mit dem Erzähler selbst die frischen Quellen sprudeln, aus denen dem werdenden Geschlecht die Kräfte zufließen und sein eigenes inneres Wesen schaffen und gestalten. Wir durchlaufen die einzelnen Stufen voll innerster Anteilnahme mit, wie das Bewußtsein des Kindes sich hineinlebt in die Welt drinnen und draußen, wie alles vorwärts schreitet, bis der Jüngling dem süßen Träumen entrückt, wach und mutig sein Leben der Arbeit und der Tat beginnt. Wie schon der von den Eltern mit Bedacht gewählte Name des Landesfürsten für den Titelhelden andeutet, ist es unsere hessische Heimat, in der Ernst Ludwig Zwingenberg aufwächst. Ein Heimatbuch im besten Sinne haben wir also vor uns und außerordentlich glücklich schildert der Verfasser die Eigenart der kleinen hessischen Residenz an ihren bürgerlichen Einwohnern und in prachtvollen kleinen Einzelbildern die besondere Schönheit des hessischen Odenwaldes. Gerade ihn und seine Bauern hat er belauscht und liebgewonnen, darum sind es auch seine Lieder und Sagen, die zuerst die Phantasie des Kindes anregen und beschäftigen. Überhaupt ist jener Abschnitt, der sich mit der Ferienzeit im Odenwald befaßt, der künstlerisch stärkste, doch sind auch in den anderen Kapiteln der fein beobachteten „Episoden" genug. Und zwischendurch immer wieder hineinverstreut in weichen, frohen Linien hier ein kecker Studienkopf, dort ein farbenfrisches Landschaftsbildchen oder in ein paar kühnen Strichen wie eine Federzeichnung die Umrisse von Häusern und Türmen, in denen die Menschen und Freunde Ernst Ludwigs ihr beschauliches Dasein führen. Auch der Erzieher wird an manchen Einzelzügen seine Freude haben, wenn von der natürlichen, organischen Erziehungskunst der Mutter oder mit einer gewissen Schelmerei von derjenigen der Schule erzählt wird, wenn auch bei der letzteren noch so etwas wie später verhaltener Groll über erlebten Unverstand von allerlei Schulmeistern durchzuklingen scheint. Kurz ein Buch, von dem man sich gerne eine Fortsetzung versprechen läßt, wie wenn eine Mutter den braven Kindern für den nächsten Abend verspricht zu erzählen, wie die schöne Geschichte weitergegangen ist.

Gießen. Heinrich Schneider.

Karl Esselborn, Darmstadt in der Dichtung. Darmstadt. 1918. Falkenverlag. 8°. 42 S. (Durchgesehener und ergänzter Sonderabdruck aus der „Hessischen Chronik", Jahrgang 6, 1917, Heft 7—10).

Das kleine Schriftchen gibt eine Zusammenstellung und Würdigung

aller dichterischen Erscheinungen, die Darmstadt und seine Umgebung zum Gegenstand haben, aber auch derjenigen Dichtungen, für die die hessische Residenz den „Ort der Handlung“ bildet. So erhalten wir damit eine poetische Geschichte Darmstadts und zugleich einen Grundriß der Darmstädter Kulturgeschichte im Spiegel der Dichtung. Für die hessische Volkskunde bedeutsam sind die Hinweise auf eine Reihe von Sagen, Gedichten, Erzählungen, Romanen und sonstigen dichterischen Erscheinungen, die uns Aufschlüsse über Sitten, Gebräuche, Sprache und Denkart der Bevölkerung Darmstadts in den vergangenen Jahrhunderten liefern. Ein guter Teil dieser Dichtungen ist von dem rührenden Entdeckungseifer des sachkundigen Verfassers nach langer Verschollenheit zum Teil aus verborgensten Stellen wieder ans Licht gezogen worden; auch reichhaltigen, nur handschriftlich erhaltenen Stoff hat er aufgespürt. So enge begrenzt auch der Zeitraum ist, auf den sich des Verfassers Arbeit erstreckt, so gibt er uns doch mannigfache lehrreiche Gelegenheit, die Entstehung, Fortbildung und willkürliche Ausgestaltung von Sagen und Überlieferungen (so namentlich von Bau- und Schatz-Sagen) durch die geschäftige Phantasie des Volkes sowohl wie einzelner Dichter zu beobachten. Die Sprach- und Sittengeschichte wird namentlich von den sorgsamen Zusammenstellungen der in Darmstädter Mundart verfaßten, zum Teil noch ungedruckten Dichtungen vielfachen Nutzen ziehen können.

Gießen. Herman Haupt.



Eingänge für das Archiv der Vereinigung.

Für unser Archiv sandten ein: Das Deutsche Volksliedarchiv, Freiburg i. Br., Abschrift des Liederbuches von Nikolaus Pint (aus Arzfeld, Kreis Prüm), Mainz 1844. — Herr Bezirks-Oberlehrer Kleeberger, Ludwigshafen a. Rh., ein Soldatenlied (Argonnerwald) in einer Aufzeichnung eines Soldaten aus dem Jahre 1914. — Prof. Helm, Einige Segenabschriften aus entlegener Literatur. — Dr. H. Schneider, Gießen, Eine Postkarte aus einer Kartenkette.



Eingegangene Bücher.

(Abgeschlossen am 1. Mai 1918.)

Die mit * bezeichneten Bücher sind zur Besprechung vergeben. Bücher, über die bereits in diesem Hefte berichtet wird, sind nicht mehr aufgeführt.

Die Redaktion übernimmt keine Verpflichtung, unverlangt eingesandte Bücher zu rezensieren oder zurückzusenden.

*Fr. Boll, Sternglaube und Sterndeutung. Die Geschichte und das Wesen der Astrologie. (Aus Natur u. Geisteswelt 638.) Lpzg, B. G. Teubner 1918. M. 1.50.

Emil Schneider, Hessisches Sagenbuch. 3. Auflage. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung (G. Braun). Marburg 1918. M. 2.—.

Friedrich Schön, Geschichte der fränkischen Mundartdichtung. Freiburg, E. Fehsenfeld 1918.




3 0000 108 649 082


NATIONAL
LIBRARY BINDERY
CO.
WEST SPRINGFIELD
EAST CLEVELAND
INDIANAPOLIS
ATLANTA